

FREUDS REFERENZEN

LiteraturForschung Bd. 15
Herausgegeben vom Zentrum für Literatur- und
Kulturforschung

Christine Kirchhoff und Gerhard Scharbert (Hg.)

Freuds Referenzen

Mit Beiträgen von

Peter Berz, Brigitte Boothe, Felicity Callard,
Knut Ebeling, Ilit Ferber, Eckart Goebel, Christine Kirchhoff,
Constantina Papoulias, Armin Schäfer, Gerhard Scharbert,
Heinz Schott und Mai Wegener,

Kulturverlag Kadmos Berlin

Das dieser Publikation zugrundeliegende Projekt wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UG0712 gefördert.

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2012,

Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kv-kadmos.com

Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin

Umschlagabbildung: kaleidogramm, Berlin

Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin

Druck: booksfactory

Printed in EU

ISBN (10-stellig) 3-86599-162-9

ISBN (13-stellig) 978-3-86599-162-1

Inhalt

Einleitung »Freuds Referenzen«	7
--------------------------------------	---

1. Freuds Referenzen

PETER BERZ	
Die Einzeller und die Lust. Bölsche Freud Ferenczi	15
GERHARD SCHARBERT	
Sprache als Symptom von Pinel bis Freud	34
KNUT EBELING	
Saxa Loquuntur! Freuds Archäologie der Hysterie	53
MAI WEGENER	
»Natur, Natur!« Freud und die Naturwissenschaft	83

2. Referenz werden – Konzepte und Praktiken

BRIGITTE BOOTHE	
Drama, Beziehung, Praxis: Der Ödipusmythos in der Psychoanalyse. Die griechische Mythologie und ihr psychoanalytisches Potential	105
HEINZ SCHOTT	
Die Selbstanalyse als eine praktische Methode bei Freud	130
ILIT FERBER	
Aphasie, Trauma und Freuds schmerzlose Wunde	145
ECKART GOEBEL	
Was ist ein Ideal? Zur Differenz zwischen Narzissmus und Sublimierung	168

3. Referenzen auf Freud

CONSTANTINA PAPOULIAS AND FELICITY CALLARD	
The rehabilitation of the drive in neuropsychanalysis: from sexuality to self-preservation	189
CHRISTINE KIRCHHOFF	
Hoffnung, Aufschub, Reihenbildung. Freud und die Neurowissenschaften	216
ARMIN SCHÄFER	
Das molekulare Unbewusste. Bemerkung zum <i>Anti-Ödipus</i>	231
Zu den Autoren	250

Einleitung »Freuds Referenzen«

Die Psychoanalyse Sigmund Freuds hat ihre Spuren in vielen Wissensfeldern des zwanzigsten Jahrhunderts hinterlassen. Auch Freud selbst war eingebunden in zeitgenössische Diskurse und entwickelte die Psychoanalyse als neue Wissenschaft aus den Disziplinen heraus, die heute zu ihren Nachbardisziplinen geworden sind. An seiner Bezugnahme auf die zeitgenössische Neurologie, Evolutionsbiologie oder Psychiatrie aber auch auf Philosophie, Mythologie, Architektur, Kunst und Literatur zeigt sich, dass Freud sich aus dem Fundus des zeitgenössischen Wissens bediente, das Gefundene in einen neuen Kontext übersetzte und es damit zum Arbeiten brachte. Joel Whitebook hat bezüglich der »Vielfalt kultureller Quellen«, auf die sich Freud bezogen habe, angemerkt, dass man, wenn man ihn auf die »Gesamtsumme dieser Einflüsse« reduziere, den wesentlichen Punkt verfehle, nämlich den »synthetisch-sublimatorischen Akt der Schöpfung«¹. »Freud schlachtete diese und noch viele andere Ressourcen aus, ähnlich wie der Unternehmer günstige Gelegenheiten wahrnimmt, und wandelte sie in ein kulturelles Objekt um, das, auch wenn es Vorbilder gab, vorher nie existiert hatte.« (Ebd., S. 865)

Der vorliegende Band trägt den Titel »Freuds Referenzen«, da wir das Spannungsfeld, das die Bedeutung von Referenz ausmacht, geeignet fanden, um Freuds Bezüge, wie die Bezüge auf Freud zu thematisieren: Referenz lässt sich mit »Bericht« oder »Auskunft« übersetzen. Der Bedeutungsumfang des lateinischen Verbs »referre«, von dem Referenz abgeleitet ist, ist hingegen breiter: von »berichten« über »sich auf etwas beziehen«, »auf etwas zurückführen« bis »etwas zurücktragen« reicht das Spektrum der Bedeutung. Damit scheint mit dem Sprechen von der Referenz und mit dem damit aufgerufenen Bedeutungsfeld die Dynamik der Bezüge Freuds und der Bezüge auf die Psychoanalyse auf.

¹ Joel Whitebook: »Sublimierung: ein ›Grenzbegriff‹«, in: *Psyche Z Psychoanal*, 50 (1996), S. 850–880, hier S. 864.

So soll der Titel des vorliegenden Bandes bezüglich der Freudschen Schriften und deren Rezeption vor allem auf die im Bedeutungsspektrum von »Referenz« enthaltene Spannung aufmerksam machen: Wird eine Referenz als Auskunft betrachtet, ist es – bezogen auf Freuds Referenzen – die Spurensuche in der Vergangenheit, die Aufschlüsse über das gegenwärtige Wirken erlaubt. Gleichzeitig beinhaltet der Bezug auf Vergangenes auch immer ein Eintragen in eine gegenwärtige Bedeutung. Im Prozess der Bezugnahme wird nicht nur etwas aufgenommen, sondern auch zurückgetragen. So kann die Bezugnahme von Seiten der Psychoanalyse die Bedeutung dessen, was durch sie neu kontextualisiert wird, verändern. Inzwischen ist die Psychoanalyse selbst zur Referenz geworden, sie dient als Bezugspunkt einer Vielfalt von Disziplinen und Ansätzen. Psychoanalytische Konzepte und Denkfiguren wiederum werden durch die Bezüge auf andere Disziplinen als noch zu Freuds Zeiten beeinflusst. Der vorliegende Band will die Breite und Variation der Referenzen in Freuds Werk und die Referenzen auf dieses in den Blick nehmen.

Das Interesse, das der Psychoanalyse seit den 1990er Jahren vor allem von den Neurowissenschaften aus entgegengebracht wird, nehmen wir als Anlass, den Fokus zunächst zu erweitern und die Vielfalt der Bezüge in Freuds Schriften zu betrachten sowie unterschiedliche Bezugnahmen auf die Psychoanalyse zu untersuchen.

Die in diesem Band versammelten Beiträge sind das Ergebnis einer Tagung am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin, die im August 2008 stattgefunden hat. Die Idee war, Beiträge zur Wirkungsgeschichte und zur aktuellen Diskussion des Freudschen Werkes miteinander ins Gespräch zu bringen. Es waren vertreten: Psychoanalyse und Psychologie, Neuropsychologie, Medizin- und Wissenschaftsgeschichte, Kultur- und Literaturwissenschaft, Philosophie. In der Einladung zur Tagung wurde nach Funktion und Bedeutung der Freudschen Bezüge gefragt. Bezogen auf die Gegenwart hieß das konkret: Warum wird Freud wiederentdeckt? Wie äußert sich die Entstellung, die jedem Wieder-Entdecken eigen ist? Inwiefern unterscheiden sich Bezugnahmen auf Freud voneinander? Und, nicht zuletzt: Was treibt sie an?

Tagung wie Sammelband sind aus der Arbeit am Projekt »Freud und die Naturwissenschaften: um 1900 und 2000« hervorgegangen, in dem die Herausgeber am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung von 2008–2010 das Verhältnis Freuds zur zeitgenössischen Neurologie sowie den gegenwärtigen Dialog zwischen Psychoanalyse und Neurowissenschaften untersucht haben. Eine weitere Publikation aus dem Projekt wird sich unter dem Titel »Freud and Neurosciences« mit

diesem zweiten Teil des Forschungsprojektes, insbesondere mit der Zusammenführung von Psychoanalyse und Neurowissenschaften als »Neuro-Psychoanalyse« befassen.

Als Herausgeber wünschen wir uns, dass die hier versammelten Arbeiten für den Leser neue Fragen aufwerfen und so dazu beitragen können, die Diskussion um die Psychoanalyse lebendig zu erhalten, die eigene historische und epistemische Dynamik der Referenzen Freuds wie der Referenzen auf Freud ein Stückchen weiter zu treiben.

Die Beiträge dieses Bandes sind in drei Abschnitte untergliedert: Unter dem Titel »*Freuds Referenzen*« sind Beiträge versammelt, die aus wissenschaftshistorischer Perspektive den Bezug Freuds auf sein disziplinäres Umfeld untersuchen. Im zweiten Teil »*Referenz werden – Konzepte und Praktiken*« geht es um den Weg, auf dem aus anderen Zusammenhängen aufgegriffene Konzepte und Praktiken in der Psychoanalyse bearbeitet werden, zu arbeiten beginnen und in derart entstellter und aus ihrem Entstehungskontext verrückter Form selbst zur Referenz werden können. Im dritten Teil »*Referenzen auf Freud*« schließlich wird untersucht, wie im gegenwärtigen Dialog zwischen Psychoanalyse und Neurowissenschaften Freuds Referenz auf die Neurologie eingeschätzt wird und welche Folgen dies für die aktuelle Theoriebildung hat.

1.

Peter Berz zeigt in seinem Beitrag, wie die Biologie, die ja nach Freud »für das Psychische [...] wirklich die Rolle des unterliegenden gewachsenen Felsens« (GW XVI, 99) spielt, wenn man den Blick weg von den *Erscheinungen* hin auf die *Formen* richtet, möglicherweise anderes enthüllt, als eine Ökonomie der Anpassung: Die Lust der Menschen als Nachspielen einer »Erinnerungskatastrophe« archaischen Lebens. Im Nachzeichnen der Positionen Wilhelm Bölsches, Sigmund Freuds und Sándor Férenczis zum Stellenwert der Biologie im komplexen Theater von Lust und Wunsch entstehen so Grundlinien einer psychoanalytischen Lesart nichtdarwinistischer Biologen, wie sie zum Beispiel auch Jacques Lacan aufgenommen hat.

Die Referenzen Freuds auf eine exemplarische Kulturwissenschaft, die (klassische) Archäologie, untersucht der Beitrag *Knut Ebelings* »Saxa loquuntur! ...«. Seine Spurensuche, zeigt den Anteil archäologischer Konzeptionen für Freuds Theoriebildung auf. Die archäologischen Methoden der räumlichen und sachlichen Rekonstruktion präformieren ein

Bild der Seele, das nicht nur im biologischen, sondern auch kulturellen Sinne ein zugleich uraltes wie aktuelles, gerade erst zu entdeckendes ist.

Der Beitrag »Sprache als Symptom von Pinel bis Freud« von *Gerhard Scharbert* skizziert eine verborgene neurologisch-psychiatrische Geschichte des sprachlichen Zeichens als eine Urgeschichte psychischer Dynamik. Indem die damals revolutionäre Psychiatrie eines Philippe Pinel und seiner Nachfolger sich von den Analysen des Sichtbaren ab- und der Analyse von (Sprach-)Zeichen zuwandte, rückte damit eine bislang philosophisch-anthropologische Konstante des Menschen in den fallgeschichtlichen Blick der Medizin. Seit diesem Zeitpunkt, der mit den Drogenversuchen Jacques-Joseph Moreau de Tours' auch auf das Feld des Experimentellen ausgriff, lassen sich Novellen als Krankengeschichten und vice versa lesen. Die Sprache selbst wird dann bei Freud sowohl Symptom der Krankheit, als auch Medium der Heilung geworden sein.

Mai Wegener nähert sich einer Referenz Freuds – jener auf den seinerzeit Goethe zugeschriebenen Hymnus »Natur« – von der Seite des Traums. Sie interpretiert den von Freud selbst so genannten »absurden Goethe-Traum« erneut und befragt von hier ausgehend Freuds Wendung an die Naturwissenschaft. Anhand des *Entwurfs einer Psychologie* geht sie dieser Wendung weiter nach und untersucht Freuds »ungedeckten Wechsel«, die Frage nach der materiellen Natur des Unbewussten. Mit Rekurs auf Lacan erläutert sie abschließend die »sprachliche Materialität« des psychischen Apparates als ein Gegenmodell zum Überblenden von Psychischem und Physischem, wie es die Neurowissenschaften heute vollziehen.

2.

Dem Beitrag von *Brigitte Boothe* geht es um die wohl bekannteste von Freuds Referenzen auf die Mythologie, um ein »psychosexuelles Modell, das triebhaft erläutert« werde: den Ödipuskomplex. Die Autorin stellt die vielfachen, in der ödipalen Situation virulenten Entwicklungsaufgaben und Konflikte dar und grenzt diese Konstellation mit Bezug auf zeitgenössische Erscheinungsformen sexueller Konflikte von hysterischen und narzisstisch-phallischen Konstellationen ab. Zum Schluss erläutert sie die Beziehungsfigur des Schenkens als »ödipales Spiel«.

Ilit Ferber stellt in ihrer Arbeit Freuds Abhandlung »Zur Auffassung der Aphasien« in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung und entwickelt aus der dort explizierten Kritik des Wernicke-Lichtheimschen Lokalisatio-

nismus des Sprachapparates eine Voraussicht auf Freuds Traumatheorie und Sprachauffassung. Erst in der Abkehr von einer rein neurologischen Sicht der Sprache eröffne sich für Freud der Zugang zu einem dynamischen Verständnis der psychischen Funktionen, für welche die Aphasien ein Modell bildeten. Die schmerzlose Wunde der Aphasie verweist so auf die (somatisch) wundenlosen psychischen Leiden.

Eckart Goebel leistet in seinem Beitrag, den er bewusst als einen Beitrag in der Tradition der *Freudphilologie* apostrophiert, die differenzierte geistesgeschichtliche Darlegung der Spannung zwischen den Begriffen *Ideal* und *Sublimierung* auf der Grundlage der Freudschen Theorien. Goebel arbeitet den Freudschen Begriff des Ideals heraus, um die Frage zu stellen, ob diese Konzeption aufgrund des doppelten Ursprungs des Ideals nicht einer Ergänzung bedürfe: um die empirische Erforschung der Idealbildung und um den Versuch der theoretischen Überbrückung zwischen dem »kindlichen Ideal der Sehnsucht« und dem »gnadenlosen Gebot des Über-Ichs«.

Bei der Arbeit von *Heinz Schott* handelt es sich um einen Wiederabdruck eines 1983 publizierten Artikels. Zum einen bietet die Arbeit eine originelle und noch immer diskussionswürdige Perspektive auf die Frühzeit der Psychoanalyse an, indem sie die Voraussetzungen von Freuds Selbstanalyse extrapoliert, den Prozess der Selbstanalyse untersucht und sich mit der psychoanalytischen Kritik an der Selbstanalyse auseinandersetzt. Zum anderen ist der Beitrag einer der ersten zum Stellenwert des Experimentellen in der Entwicklung von Freuds Denken.

3.

In dem englischsprachigen Beitrag von *Felicity Callard und Constantina Papoulias* geht es wie in den beiden darauf folgenden Beiträgen um ein aktuelles Feld der Referentialität, das Verhältnis der Psychoanalyse zu den Neurowissenschaften. Die Autorinnen untersuchen die neuropsychanalytische Bezugnahme auf die Freudsche Triebtheorie und arbeiten eine damit einhergehende Verschiebung von der Sexualität zu Fragen der Selbsterhaltung heraus. Zur Verdeutlichung beziehen sie sich auf die Theorie des französischen Psychoanalytikers Jean Laplanche.

Ebenfalls um das Verhältnis von Psychoanalyse und Neurowissenschaften geht es in dem Beitrag von *Christine Kirchhoff*. Im ersten Teil wird untersucht, inwiefern sich der häufig geäußerte Anspruch, heute das einzulösen, was Freud sich vergeblich erhofft habe, nämlich die Psychoanalyse naturwissenschaftlich zu fundieren, anhand von Pas-

sagen aus Freuds Schriften belegen lässt. Im zweiten Teil der Arbeit wird anhand der Konzepte des Aufschiebs und der Reihenbildung bei Freud diskutiert, ob die Psychoanalyse nicht ein grundsätzlich anderes Verhältnis zum Hoffen und Aufschieben unterhält, als gegenwärtig unterstellt wird.

Das Konzept des Ödipuskomplexes ist der Ausgangspunkt von *Armin Schäfer*, der sich mit einer bekannten Referenz auf Freud auseinandersetzt. Gilles Deleuze und Felix Guattari hatten im *Anti-Ödipus* dem Konzept des Unbewussten als Schauplatz der Repräsentation das Konzept eines Unbewussten der Produktion entgegengesetzt. Schäfer untersucht die Implikationen von Deleuzes und Guattaris Referenz auf die Molekularbiologie vor dem Hintergrund der Geschichte des psychiatrischen Konzepts der Schizophrenie und dessen Wurzeln.

Wir danken allen Autorinnen und Autoren für ihre Bereitschaft, zu Tagung und Buch beizutragen sowie Marietta Damm für die Endredaktion des Manuskripts. Gedankt sei auch Sigrid Weigel und Ohad Parnes, die die Entstehung dieses Buches unterstützt und mit Interesse begleitet haben.

Berlin, Juli 2011

Christine Kirchhoff und Gerhard Scharbert

1.
Freuds Referenzen

Die Einzeller und die Lust. Bölsche Freud Ferenczi

PETER BERZ

Wie ein Voyeur habe, so Lynn Margulis, der Harvard-Biologe Lemuel Roscoe Cleveland seit den 30er Jahren die Einzeller und ihr Sexualleben mikroskopiert und auch gefilmt. Mit Vorliebe Einzeller aus der Ordnung der Hypermastigina, der Vielgeißler. Die ersten fand er 1934 im Enddarm von holzfressenden Insekten, Termiten und Schaben, die sich vor seinem Haus in Mountain Lake, Virginia, tummelten. Da sah er das Sensationelle: Diese Einzeller fressen sich gegenseitig auf. Aber nicht nur das: »Die verschluckte Hypermastigidin-Zelle wurde [...] nicht bis zu Ende verdaut. Vom Hunger ganz benommen, hielt der gierig schluckende Protist die noch halb lebendige Nahrung in seinem Innern offenbar für einen Teil seiner selbst. Nach kurzer Zeit nämlich verschmolzen die beiden kämpfenden Protisten: ihre Zellkerne fusionierten.« Der Vorfall habe Cleveland zeitlebens nicht mehr losgelassen. Denn er vermutete, dass, was er soeben das gesehen habe, genau das sei, was »vor einer Milliarde Jahren zur ersten Befruchtung geführt hatte«.¹ Der schlichte Grund: Nahrungsmangel und vor allem Mangel an Feuchtigkeit, Austrocknung treibt die Einzeller, sich gegenseitig aufzufressen.

Clevelands Szenerie aus, so Margulis, »Komödie und Terror« spricht also nur von einem: Es gab eine Zeit, in der »Fressen und Paaren« das gleiche waren. »Unterlassene mikrobielle Verdauung als Quelle menschlichen Sexualtriebs: Das ist wohl ziemlich unromantisch.«²

Was nicht hindert, dass auch die große Bakterienforscherin *ihre* Frage nach Sex und Ritual, nach täuschenden Körpern und tanzenden Chromosomen meist genau vor diesem Hintergrund inszeniert: der

¹ Lynn Margulis / Dorion Sagan: *Geheimnis und Ritual. Die Evolution der menschlichen Sexualität* (aus dem Amerikanischen von Margit Bergner / Monika Noll), Berlin 1993 (Original: *Mystery Dance. On the Evolution of Human Sexuality*, 1991), S. 229. – Über die Hypermastigina aus der Klasse (Margulis / Schwartz: Phylum) der Flagellata oder Geißeltierchen vgl. einführend: Lynn Margulis / Karlene V. Schwartz: *Die fünf Reiche der Organismen. Ein Leitfaden*, Heidelberg 1989, S. 96–99: Pr-8 Zoomastigina.

² Lynn Margulis / Dorion Sagan: *Leben. Vom Ursprung zur Vielfalt* (mit einem Vorwort von Niles Eldredge, aus dem Englischen von Kurt Beginnen u. a.), Heidelberg u. a. 1999 (Original: *What is life?*, New York 1995), S. 113.

sogenannten »Verschmelzung« von Einzellern, sei es als Auffressen, sei es dann als Symbiose.

Sie ist nicht die einzige. (Nur ist sie vielleicht besonders interessant, weil wohl kaum eine andere amerikanische Biologin mit Wissen und ohne Scheu auch aus Lacan, Derrida, Bataille heraus argumentiert.) Die Verschmelzung der Einzeller ist *der* biologische Diskurs schlechthin über die Sexualität und nicht nur über sie. Der Tag könnte kommen, an dem wir unsere Stellung in der Evolution, unsere Stellung im Wissen von der Evolution in den Augen der Biologie nicht mehr über Zellen bestimmen werden, sondern über Einzeller: die *ohne* Kern, alias Bakterien, und die *mit* Zellkern alias »Protoctisten« (von griechisch *ktisis*: Schöpfung oder Stadt-Gründung). Haeckel sprach sie als »Protisten« an und manche noch heute als »Protozoa«.

Das Folgende stellt eben darum der Szene aus Harvard zwei andere, alteuropäische gegenüber.

1. Bölsche

»Friedrichshagen bei Berlin am 151. Geburtstage Goethes, 28. August 1900«. So datiert sich eines der erfolgreichsten Biologiebücher des frühen 20. Jahrhunderts mit dem subtilen Titel: »Liebesleben in der Natur«, drei Bände, über 1000 Seiten. Subtil ist der Titel, der von der Frau des Verlegers Eugen Diederichs stammt, weil man heute vermutlich nur eins sagen würde: »Das Liebesleben der Natur«.

Der Nabel des Friedrichshagener Dichterkreises, Wilhelm Bölsche³, Herausgeber diverser freigeistiger, monistischer, sozialistischer Organe, auch Gründer der Berliner Volksbühne, geht vor allem den Körper, die Organe, ja Zonen des Liebeslebens durch: »Die Liebespforte«, von den Hohltieren bis zum Menschen; »Das Liebesglied«, von den Kröten über die Krokodile bis zu *nota bene* Goethes Augen; und schließlich die Lust selbst, »Die Liebeslust«, angesprochen meist als »Wollust«. Erst hier macht Bölsches Biologie den Weg von den Vielzellern zurück auf die

³ Zu Bölsches Friedrichshagener Kontext vgl. Rosemarie Nöthlich und Christoph Kockerbeck in: *Ernst Haeckel – Wilhelm Bölsche*. Kommentarband zum Briefwechsel (1887–1919), hg. v. Rosemarie Nöthlich, Berlin (VWB) 2006; zu Bölsche, Haeckels Gastrea-Theorie und ihren Einfluss auf Sigmund Freud vgl. Frank J. Sulloway: *Freud. Biologe der Seele. Jenseits der psychoanalytischen Legende*, Köln-Lövenich 1982 (engl. 1979), S. 365–370; zu Bölsches populärem Werk im Besonderen vgl. Safia Azzouni: »Populärwissenschaft als fachwissenschaftliche Autorität. Wilhelm Bölsches ›Das Liebesleben in der Natur‹ und die Anfänge der Sexualwissenschaft«, in: *Jahrbuch Literatur und Medizin*, Bd. III, 2009, S. 13–38.

Einzeller. »Wir haben keine Ahnung davon, was eine einzellige Amöbe, was ein Bazillus empfinden, wenn sie sich in zwei Stücke teilen. Es ist ihr Liebesakt. Warum soll sie nicht etwas dabei fühlen? Es ist nach allen Analogien selbstverständlich. Zugleich ist es der Urakt aller Liebe. Die Wollust wäre hier bei ihrem Urphänomen. Aber wie gesagt.«⁴

Man möchte denken: also die gleiche Szene wie Mountain Lake, Virginia! Aber – wie gesagt – die Sache ist vertrackter. Denn Bölsche stellt sofort eine Frage: Wer weiß hier eigentlich vom Ur-Phänomen? Wem zeigt es sich? »Ja wohl: gewußt wird die Sache ganz sicher innerhalb unserer Leiber – nur nicht von ›uns‘.«⁵ Denn wir großen Menschenindividuen sind »viel ›dümmer als wir selbst«⁶ und das Seelenleben von Einzellern und Samentierchen ist uns so fremd »wie das der Marsbewohner«.⁷ »Mann und Weib« sind »große Deck-Individuen«,⁸ ja »Attrappen«⁹ dessen, was sich im ganz Kleinen abspielt, zwischen den Einzellern.

Und das heißt, so materialistisch gedacht wie Bölsches ganzes Buch: Der Liebesakt der Vielzeller kann eben *kein* »Mischakt« sein. Er ist vielmehr ein »Berührungs-Akt«.¹⁰ Bei den Vielzellern gibt es keine Vermischung, sondern nur »Distanceliebe«¹¹. Sie ist der »Weg der Wollust-Projektion dieser Individuen«.¹²

Das heißt, wiederum materialistisch: »Schauplatz für den höchsten körperlichen Lusttriumph dieser Distanzliebe« ist der Ort der Berührung: die Haut. »Die Haut wurde der große Kuppler, der allherrschende Liebesvermittler und Liebesträger für die vielzelligen Tiere [...]«.¹³ In umfassendem Sinne ist die Haut diese Vermittlerin. Denn man muss davon ausgehen, dass alle Sinnesorgane, ja das Nervensystem selbst sich aus dem Ektoderm, der Außenhaut, bilden.

Zuerst empfindet die ganze Haut das Licht, dann verdichtet sich die Empfindung auf eine Stelle, eine Grube bildet sich (im heutigen Jargon: eine Sehgrube mit lichtempfindlichen Zellen), »dann eine Tasche, end-

⁴ Wilhelm Bölsche: *Liebesleben in der Natur. Entwicklungsgeschichte der Liebe*, Jena 1905, S. 301.

⁵ Ebd., S. 303.

⁶ Ebd., S. 304.

⁷ Ebd. – Fritz Heiders »Ding und Medium« von 1926 stellt das Problem so: wir existieren »lebensweltlich« in einer mittleren Größenordnung, im »Grob-Sinnlichen«; das Kleine dagegen existiert für uns nur als und im Wissen.

⁸ Ebd., S. 308.

⁹ Ebd., S. 307.

¹⁰ Ebd., S. 308.

¹¹ Ebd., S. 311.

¹² Ebd., S. 308.

¹³ Ebd., S. 311.

lich eine geschlossene, bloß vorne für Licht durchlässige Kapsel«. ¹⁴ Von der »ersten Lichtwelle« zwischen den Liebenden also fängt alle »Liebeserregung« mit der Netzhaut an – »Anblick des weiblichen Körpers, Anblick der speziellen Geliebten und so weiter.« Auch wenn faktisch nur bei den Tintenfischen sich das Auge aus dem Ektoderm bildet, bei uns Säugetieren aus dem Mesoderm, legt namentlich Lacan in seiner Theorie von Blick und Augen großen Wert darauf, dass – jetzt biologisch verbürgt – der Sehstoff Rhodopsin der Netzhaut die gleiche chemische Struktur hat wie die Pigmente der Haut. ¹⁵

Dann das Ohr, das Trommelfell – »menschliche Stimme, Gespräch, Gesang, Musik« – auch das Ohr ist eine Hautfalte. Und erst die Nasenschleimhaut: Das ganze Thema liege, so Bölsche in einem Jargon, als würde er heute auf Berlins Straßen herumkreuzen, »total im Argen«. ¹⁶ Alle Sinnesorgane, bis zum Nervensystem und zum Gehirn, sind topologische Einstülpungen der Haut. ¹⁷

Schließlich aber die körperliche Berührung selbst: »warme weiche menschliche Haut auf Haut«. ¹⁸ Zuerst tritt sie als »Allgemeinkitzel« ins Spiel und dann in »unverkennbarer Lokalisierung«: Geschlechtsglied und Kitzler.

Wo und wie aber kommt daraus eine Lust, die sich von der Einzelerlust der Verschmelzung unterscheidet? Bölsche entwickelt von der Hautlust das Bild einer Klaviatur. Jedes Sinnesorgan sei eine Taste: entweder für Licht oder Schall oder Geruch. Aber mit dem Drücken der Taste eröffne sich ein ganzes, »unendlich verwickeltes« Spiel von Farben, Tönen, Harmonien, Düften. Die unverwandelte Haut selbst dagegen bleibt recht schlicht. Druck und Temperatur etwa sind auf der ganzen Haut gleich und undifferenziert. Aber die Taste des Kitzels, die »Kitzeltaste« ¹⁹: sie ist das Rätsel schlechthin. Denn: »Im leichten, feinen Kitzeln liegt überall eine unverkennbare Lustwirkung. Die ist nun in der Wollustecke [also an den Geschlechtsorganen, PB] ins Ungeheure, Orkanartige heraufgeschraubt, ohne dabei doch innerlich jemals feiner gegliedert zu werden.« ²⁰ Sie behält also ihre Schlichtheit bei, aber stei-

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Vgl. Jacques Lacan: *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Das Seminar Buch XI* (1964) (übersetzt von Norbert Haas), Weinheim u. a. ⁴1996 (Original: *Le séminaire de Jacques Lacan, Texte établi par Jacques Alain Miller, Livre XI, Les quatre concepts de la psychanalyse*, 1964), S. 100 f.

¹⁶ Bölsche: *Liebesleben* (Anm. 4), S. 312.

¹⁷ Das alles ist entwicklungsbiologisch von Haeckels Gastera-Theorie aus gedacht: einer Folge von Faltungen und Einstülpungen einer Kugel aus Zellen, der Gastera.

¹⁸ Ebd., S. 312.

¹⁹ Ebd., S. 313.

²⁰ Ebd., S. 314.

gert sich. So als hätte sich das »riesige Plus«, das bei den Vielzellern durch den »Verzicht auf das wirkliche Mischen und Verschmelzen der Einzeller [...] f r e i g e w o r d e n w a r «²¹ – bei Bölsche im Sperrdruck – auf diesen einen Punkt verdichtet: dämonische Macht, ein einziger Ton, »wie das Brummern dieser einen einzigen, aber herkulesstarken Hauttaste deines Leibes einen Grundbaß [...] spielt in allen, allen deinen noch so botticelisch-süßen Geistesmelodien.«²²

Ich möchte im Folgenden gar nicht weiter darstellen, wie Bölsche dann die Evolution der Berührung von den »ältesten Hauttieren« an weiter verfolgt, bei den Blaufelchen etwa, jenen Lachsen des Bodensees, die aus dem Wasser in die Höhe schnellen, sich dabei mit dem Bauch berühren und Rogen und Samen zusammen durch die Luft ins Wasser schleudern – bei Vollmond, versteht sich.²³ Und wie er dann über eben solche Fälle die Berührung in das Geschehen unter den Einzellern integriert: wie also »der äußerste Akt der D i s t a n c e l i e b e der beiden großen Deckindividuen Mann und Frau zu Gunsten der M i s c h - l i e b e « stattfinden²⁴ – und evolutiv »immer rationeller ausgestaltet wurden.«²⁵ Wie er dann den Grundbass der Distanzeliebe durch die ganze »humoristische Schreckenskammer« treibt, also: »Liebe zwischen Mann und Mann, Weib und Weib, Liebe mit Eseln und Gänsen. Liebe mit Toten, mit Gequälten, mit Sterbenden. Liebe mit künstlichen Gegenständen, mit Puppen und Apparaten. Liebe zu Vielen.«²⁶

Nur dreierlei sei festgehalten:

- a. der Begriff des »Deckindividuums«, der es erlaubt, Vermischung und Berührung als zwei Sphären, als zwei Register zu denken;
- b. die Artikulation der Haut, einmal in Lokalisationen und dann in Ein- und Ausstülpungen von Organen;²⁷
- c. der Moment ohne Gliederung und Artikulation.

²¹ Ebd., S. 315.

²² Ebd., S. 316.

²³ Vgl. ebd., S. 316, 224. – Der Biologe Karl Christoph Vogt habe die Szene beobachtet.

²⁴ Ebd., S. 318.

²⁵ Ebd., S. 319.

²⁶ Ebd., S. 321.

²⁷ Vgl. auch Didier Anzieu: *Das Haut-Ich*, Frankfurt a. M. 1991 (*Le Moi-Peau*, Paris 1985), oder Serge Leclair: *Der Psychoanalytische Prozeß. Versuch über das Unbewußte und den Aufbau einer buchstäblichen Ordnung*, Frankfurt a. M. 1975 (frz.: *Psychanalyser. Essai sur l'ordre de l'inconscient et la pratique de la lettre*, 1968).

2. Große Szene bei Pápa: Ferenczi

Ich eröffne die dritte Szene. 1914 zu Beginn des Ersten Weltkriegs ist der ungarische Psychoanalytiker Sándor Ferenczi in einer kleinen k. k.-Garnisonsstadt mit dem schönen Namen Pápa, ungarisch *Papoh* gesprochen. Ferenczi ist Arzt einer ungarischen Husaren-Eskadron (für das Folgende sicher kein schlechtes Milieu). Ferenczi in der Garnison also langweilt sich – ohne Patientinnen. Er übersetzt die »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie« ins Ungarische. Ansonsten gibt es nur eine Soldatenbibliothek und in der finden sich so merkwürdige Bücher wie: »Tierbau und Tierleben« von Hesse und Doflein, Lamarcks »Philosophische Zoologie«, Darwins »Ursprung der Arten«, Haeckel, Morgan, Richard Hertwig und vor allem Wilhelm Bölsche »Liebesleben in der Natur«. ²⁸

In dieser Lage nun entwirft Ferenczi die von ihm selbst als solche bezeichneten »Spekulationen«; jenen gewagten »Ausflug« in die »großen Geheimnisse der Artentwicklungsgeschichte«, die immer kurz davor sind, sich ganz »ins Unbekannte zu verirren«²⁹; jene wissenschaftliche Fabel, von der, so Ferenczi, fraglich ist, »ob sie wissenschaftlich überhaupt zu rechtfertigen ist«. ³⁰ 1915 kommt Diskursvater Freud in Pápa vorbei und Ferenczi liest ihm einen Teil seiner Spekulationen vor. Freuds Urteil ist zweideutig. Einerseits: »die kühnste Anwendung der Analyse, die jemals versucht worden ist«. Andererseits: »Man legt die kleine Schrift mit dem Urteil beiseite: das ist beinahe zuviel für einmal, ich werde sie nach einer Weile wieder lesen.« Das blüht jedem, der Ferenczis Schrift einmal zu lesen versuchte. Sie erscheint 1923, zehn Jahre später, unter dem wenig bescheidenen Titel: »Versuch einer Genitaltheorie«. Im Französischen und Englischen kurz: »Thalassa«. ³¹

Was nun berechtigt den Psychoanalytiker, in Biologie zu dilettieren? Freud hob 1914 im Vorwort zu den Abhandlungen ja explizit »die vorsätzliche Unabhängigkeit von der biologischen Forschung als Charakter

²⁸ Den Grund für diese reiche Literatur hat Veronika Hofer vom Institut für Geschichte der Medizin in Wien enträtselt: Ein ungarischer Minister vor dem Ersten Weltkrieg wollte Ungarn ins Zeitalter der Aufklärung hieven. Dabei setzte er zeitgemäß an Biologie, Evolutionstheorie, Monismus an.

²⁹ Sándor Ferenczi: »Versuch einer Genitaltheorie (1924)«, in: ders.: *Schriften zur Psychoanalyse II* (hg. und eingeleitet v. Michael Balint), Gießen 2004 (unveränderter Nachdruck der Ausgabe [Fischer] von 1970), S. 317–400, hier S. 357.

³⁰ Ebd., S. 388.

³¹ Dass Ferenczi die Schrift erst 1923 wieder aufnimmt und veröffentlicht, ist für ihre historische Kontextualisierung nicht unwichtig: man weiß nicht wie angereichert und umgeschrieben, durch welche Erfahrungen und Lektüren hindurchgegangen, durch wie viele Besuche bei Eugen Steinach und Paul Kammerer im Vivarium im Wiener Prater.

dieser meiner Arbeit« hervor. »Ich habe es sorgfältig vermieden, wissenschaftliche Erwartungen aus der allgemeinen Sexualbiologie oder aus der spezieller Tierarten in das Studium einzutragen [...]«. ³²

Und doch gibt es etwas, das – so Ferenczi *gegen* Freud – den Psychoanalytiker auch zu biologischen Spekulationen berechtigt und das sind »unsere Erfahrungen auf dem Gebiete der Symbolik«. Diese Erfahrungen sind nicht mythologisch und nicht primär linguistisch (auch für Lacan nicht). Sie sind Erfahrungen mit dem, um es auf Deutsch zu sagen, Wunsch. Wenn also aus Biologie nach Ferenczi »Bioanalyse« oder »Tiefenbiologie« werden soll, steht am Anfang nicht die Arbeit der Anpassung, sondern am Anfang stehen der Wunsch und »nach dem Lustprinzip lebende Systeme«: ³³ erstens deren Entwicklung oder Ontogenese, zweitens deren Evolution oder Phylogenese.

2.1 Ontogenese

Auch die Ontogenese dieser Systeme führt Ferenczi mit einer leichten Wendung gegen Freud ein. Der behauptet, dass eine »Organisation, die dem Lustprinzip frönt, und die Realität der Außenwelt vernachlässigt« eine Fiktion sei. Dieser Zustand sei im Säugling nur nahezu realisiert. ³⁴ Ferenczi hält dagegen: Es gibt diesen Zustand. Und zwar nicht nur annähernd, sondern »in der Tat und vollkommen verwirklicht« und das ist das Leben im Mutterleib, das intrauterine Leben. ³⁵

Der Mensch vor der Geburt ist, so Ferenczis schonungslos biologische Definition, ein »wasserbewohnender Endoparasit«. ³⁶ Sein einziges Prinzip heißt: Hauptsache keine Arbeit! Das ist biologisch gesehen selten. Ferenczi zieht als Vergleichsparasiten den Eingeweidewurm heran: Der muss nämlich ziemlich viel Arbeit leisten, die (in Anführungszeichen) »»Außenwelt verändern«« – die Außenwelt der Innenwelt der Eingeweide.

³² Sigmund Freud: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1909/1914/1920)*, Frankfurt a. M. 2007, S. 33 (Vorwort zur dritten Auflage 1914). – Freud weiter: »Mein Ziel war allerdings zu erkunden, wieviel zur Biologie des menschlichen Sexuallebens mit den Mitteln der psychologischen Forschung zu erraten ist; [...]«. (ebd.)

³³ Sigmund Freud: »Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens (1911)«, in: ders.: *Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften* (Einleitung von Alex Holder), Frankfurt a. M. 2007, S. 29–38, hier S. 32, Anm. 2.

³⁴ Vgl. ebd.

³⁵ Sándor Ferenczi: »Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes (1913)«, in: ders.: *Schriften zur Psychoanalyse I* (hg. und eingeleitet v. Michael Balint), Gießen 2004 (unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1970, Fischer), S. 148–163, hier S. 151.

³⁶ Ferenczi: »Versuch« (Anm. 29), S. 359.

Der Verlust dieses Zustands durch die Geburt nun – Übergang zum »luftatmenden Ektoparasiten« – bestimmt nach Ferenczi über alles, was der Fall der Realität ist, der Entwicklung ihres Sinns oder Prinzips. Alles ist Auseinandersetzung mit dem Trauma, der »Katastrophe« der Geburt, jener »für das zur Welt gekommene Lebewesen so peinlichen Entzweiung von Ich und Umwelt«. ³⁷ Es sollte nicht Wunder nehmen, wenn Uexkülls »Innenwelt und Umwelt der Tiere« von 1909 sich ebenfalls in die Soldatenbibliothek von Pápa verirrt hätte.

(Lacan 1938 jedenfalls, wenn er die Entwicklung des menschlichen Subjekts durch einen doppelten Bruch kennzeichnet: »Bruch jener unmittelbaren Anpassung an die Umwelt, die die Welt des Tiers durch deren Konnaturalität definiert; und Bruch jener Funktionseinheit des Lebendigen, die beim Tier die Wahrnehmung in den Dienst des Triebes stellt« ³⁸, setzt den Beginn seiner Biologie durchweg mit Uexküll. 1949 führt er ihn direkt ein, wie namentlich schon in der Thèse von 1932. ³⁹ »Ainsi la rupture du cercle de l'Innenwelt à l'Umwelt engendre-t-elle la quadrature inépuisable des récolements du moi.« – »So bringt der Bruch des Kreises von der Innenwelt zur Umwelt die unerschöpfliche Quadratur der Ich-Prüfungen hervor.« ⁴⁰)

Bei Ferenczi werden schließlich sämtliche »Entwicklungsstufen des erotischen Wirklichkeitssinns« – orale, anale, genitale Organisation – auf den unmöglichen Wunsch hin gedeutet, den ersten Zustand wieder herzustellen. Vor allem der Begattungsakt sei davon geprägt, ja, er sei eine einzige »Darstellung« dieses Wunsches. Nicht bild- und kunstgeschichtlich, sondern als Theaterstück oder, ungarischer, Operette.

Das Stück Begattungsakt hat drei überraschende Akte. Ferenczi spricht sie als »dreierlei Identifizierungsakte« an:

A. »Identifizierung mit dem Partner«;

B. »Identifizierung des ganzen Organismus mit dem Genitale«;

³⁷ Ebd., S. 333.

³⁸ Jacques Lacan: »Die Familie (1938) (übersetzt von Friedrich A. Kittler)«, in: ders.: *Schriften III*, Olten u. a. 1980, S. 39–100 (Original: »La Famille«, in: *Encyclopédie française*, tome VIII: *La Vie mentale*, hg. v. Henri Wallon, Paris 1938), hier S. 59.

³⁹ Vgl. Jacques Lacan: *Über die paranoische Psychose in ihren Beziehungen zur Persönlichkeit (1932) und frühe Schriften über die Paranoia*, aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek, Wien 2002, S. 334, Anmerkung 21.

⁴⁰ Jacques Lacan: »Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint (Bericht für den 16. Internationalen Kongress für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949)«, in: ders.: *Schriften I*, Olten u. a. 1973, S. 61–70, hier S. 67; frz.: ders.: *Écrits I*, Paris 1966, S. 96. – Wobei der komplizierte Rechtsausdruck récoiler, im Französischen: den Zeugen ihre Aussagen vorlesen, um zu sehen, ob sie dabei bleiben, in diesem Zusammenhang weiterhin der Erklärung harrt.

- C. Identifizierung mit den Spermatozoen, also den Einzellern, die bei Ferenczi zunächst medizinisch angesprochen werden, als Flüssigkeit, Sekret, »Genitalsekret«.⁴¹

Diese drei Identifizierungen oder Identifizierungsakte realisieren die gewünschte Regression auf den intrauterinen Zustand, den Zustand vor der »Entzweigung zwischen Ich und Umwelt«.

Dieses Ziel

- A. »erreicht der ganze Organismus [...] *halluzinatorisch*, ähnlich wie etwa im Schlaf«;
- B. die Regression »gelingt dem Penis, mit dem sich der ganze Organismus identifizierte, bereits partiell oder *symbolisch*«;
- C. »nur das Genitalsekret hat das Vorrecht, in Vertretung des Ich und seines narzistischen Doppelgängers, des Genitales, auch *real* die Mutterleibssituation zu erreichen.«⁴²

So zu lesen auf der schönen Seite 333 in Michael Balints Ausgabe von Ferenczis Schriften. Im Wortlaut also und in historischer Ferne sieht man Lacans Dreier-Schema des *Imaginären Symbolischen Realen* auftauchen.

A. Das Imaginäre ist in der Halluzination Ferenczis nicht weniger auf Gestalt, Bild, Identifikation hin gedacht als bei Lacan seit der Thèse von 1932. Was in actu stattfindet, ist, so Ferenczi, nichts anderes als: die »Identifizierung der sich Begattenden«. In den »Brückenbildungen des Küssens, des Umarmens« etwa vermag Ferenczis schräger Wortwitz diese Identifizierung zu identifizieren.⁴³ Das gestalthafte Moment ist tragend: der Akt eine Folge von Gestalt-Halluzinationen. Das geht an die Fundamente von Ferenczis psychoanalytischem Denken, das mit den Phänomenen der Introjektion und Identifikation begann.⁴⁴ An eben die-

⁴¹ Wenn Lacan im Seminar Encore 1972/1973 über den Körper spricht und über die Seele als seine unterstellte Einheit, über diesen Körper, der er es ist, der denkt, dann ist das Sekret so anwesend: »Quand il [le corps] est supposé penser secret, il a des sécrétions – quand il est supposé penser concret, il a des concrétions – quand il est supposé penser information, il a des hormones.« Worauf das in der biologischen Lage unserer Gegenwart bedenkenswerte Signifikantenspiel folgt: »Et puis encore il s'adonne à l'ADN, à l'Adonis.« (*Le séminaire de Jacques Lacan, Texte établi par Jacques Alaien Miller, Livre XX, Encore, 1972–1973*, Paris: Éditions du Seuil 1975, S. 140). ADN steht im Französischen für DNA, Deoxyribonucleic Acid, die Materie also jener um 1970 von Jacob bis Jakobson und Levi-Strauss angebeteten Idee, dass es sich in der Molekularbiologie der Gene um ein Signifikantensystem, eine Codierung aus chemischen Buchstaben, ja gar eine Sprache handle.

⁴² Ferenczi: »Versuch« (Anm. 29), S. 333.

⁴³ Ebd., S. 332.

⁴⁴ Sándor Ferenczi: »Introjektion und Übertragung (1909)«, in: ders.: *Schriften zur Psychoanalyse I* (hg. und eingeleitet von Michael Balint), Gießen 2004 (unveränderter Nachdruck der Ausgabe [Fischer] von 1970), S. 12–47.

ser Stelle wäre schließlich auch die morphologisch-topologische Tendenz von Bölsches Rede über die Haut und die Distanzeliebe einzutragen.

B. Das Symbolische begründet sich in Ferenczis Theorie vor allem aus Referenzen an Freuds »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie«. Der Lustkörper nach dem Lustprinzip lebender Systeme entwickelt sich in Prozessen der Verschiebung und Vertretung. So muss, um die Tendenz zur Nützlichkeit in den Lustkörper einzuführen, eine »Säuberung des Organismus« von »sexuellen Abfuhr Tendenzen« stattfinden. Das geschieht durch »Anhäufung« dieser Abfuhr Tendenzen im Genitale. Das Genitale wird »gleichsam zum Prokurist, der das Lustabfuhrgeschäft des ganzen Organismus besorgt«⁴⁵. Und was setzt der Prokurist in Gang? Er steigert »das Arbeitsniveau des Organismus«, bahnt den biologischen Weg, auf dem sich der Organismus in »schwierigen Lagen, Katastrophen« an seine Umwelt anpasst. Anpassung ist Arbeit. Auch die der Lustverwaltung.

Es findet also, ganz nach Freud / Lancanscher Symboltheorie, sowohl »Verschiebung« als auch »Vertretung« statt: Die verstreuten Einzelenergien finden Konzentration *und* Vertretung im Genitale. Ferenczi schöpft aus der Soldatenbibliothek und rekurriert umstandslos auf Darwins Theorie der »Pangeneses«, nach der die Zellen des Körpers jede einen Vertreter an die Keimzellen schicken.⁴⁶ Bei Ferenczi wird der Penis schließlich zur »Miniatur des ganzen Ich«, »Verkörperung eines Lust-Ich«, ja Doppelgänger, »Verdoppelung des Ich«.⁴⁷

C. Mit dem Sekret als dem Realen fängt Ferenczis Argumentation an. Er nennt es die »Amphimixis der Partialtriebe«, das ist der »Urethral-Ausscheidung« und Genitaliausscheidung, wie überhaupt aller Ausscheidungen des Körpers. Immer finde im Realen des Sekrets ein »Kampf zwischen Schenken- und Behaltenwollen« statt.⁴⁸ Das ist wichtig, weil genau hier der Einsatz der phylogenetischen Perspektive Ferenczis liegt: im Flüssigen oder Feuchten, als evolutionsgeschichtlicher Grundsituation.⁴⁹

Von den vielen hier möglichen Aspekten sei nur einer noch erwähnt. Die Regression der drei Akte oder Register in dem Stück namens *Begattung* ist schon darum symbolisch, weil die Regression *gespielt* ist.⁵⁰ Das Geburtstrauma wird gespielt. Gleichzeitig als Rückkehr und

⁴⁵ Ferenczi: »Versuch« (Anm. 29), S. 331.

⁴⁶ Vgl. ebd.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Ebd., S. 332; vgl. auch S. 321–326.

⁴⁹ In diesem Sinne könnte auch der deutsche Bestseller-Roman des Jahres 2008, Charlotte Roche: *Feuchtgebiete*, neu gelesen werden.

⁵⁰ Ferenczi: »Versuch« (Anm. 29), S. 353 f.

»spielerische Wiederholung und Bewältigung aller Gefahren, die die Geburts- und Anpassungskämpfe mit sich brachten.«⁵¹ Da die Bewältigung gelingt, ist das Schauspiel nie ganz ernst. So ist das Stück, das sagt Ferenczi ausdrücklich, ein Schauspiel und keine Tragödie. Von der Tragödie aber behält das Schauspiel eins: die Darstellung des Geburtstraumas ist ein »Erinnerungsfest«. Gefeierte wird »die glückliche Befreiung aus der Not«.⁵²

2.2 Phylogenese

Auf dieser, hier nur grob skizzierten Theorie der Ontogenese baut Ferenczis psychoanalytische Evolutionstheorie. Sie wird die Frage nach den Einzellern und der Lust auch phylogenetisch auf besondere Weise situieren.

Ferenczis Evolutionstheorie beginnt mit der schlichten Annahme, dass das Trauma der Geburt an ein erdgeschichtliches Ereignis »erinnert«: an den Moment, als die Tiere das Wasser verließen und aufs Land gingen. Also auf fundamentale Weise ihr Milieu oder, wie das 19. Jahrhundert sagt, Medium wechseln. Ferenczi bezeichnet diesen Moment – in einer langen biologiegeschichtlichen Tradition stehend, ohne es zu wissen – als »Katastrophe«. Nicht die Sintflut sei die erste, fundamentale Ur-Katastrophe, sondern die Austrocknung: »die *große Eintrocknungskatastrophe*«.⁵³ Dieses Ereignis, diese Katastrophe existiert nicht nur im Wissen der Wissenschaft. Sie wird im Ereignis der Geburt wiederholt. Eine atemberaubende Umkehrung lässt ihn, der Symbole nie jungianisch nimmt, denken: nicht das Meer symbolisiert die Mutter, sondern die Mutter das Meer.

Der erzwungene Übergang vom Wasser an die Luft, vom Feuchten ins Trockene, wie er vom Tierstamm der Amphibien gelebt wird, erfordert fundamentale Anpassungen. Nach dem Verlassen des Wassers müssen auf dem Land feuchte Umgebungen gesucht oder geschaffen werden: für die Zeugung, für die Geburt, für die Brutpflege.

⁵¹ Ebd., S. 354.

⁵² Ebd., S. 352 und 376 f.

⁵³ Ebd., S. 361, Hervorhebung von Ferenczi. – Spengler wird in den 20er und 30er Jahren die schleichende Ausbreitung der Wüste, ausgehend von der Bildung der Sahara (»[...] und heute nagt sie durch Verkarstung bereits an den Alpen«), als entscheidendes Movens der Weltgeschichte des zweiten Jahrtausends vor Christus darstellen (Oswald Spengler: »Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends«, in: ders.: *Reden und Aufsätze*, München 1938, S. 158–291, 198). Ferenczi verweist auch auf ein biblisches Zeugnis, den Durchgang der Israeliten durchs Rote Meer (vgl. Ferenczi: »Versuch« [Anm. 29], S. 361, Anm. 2).

Die diskursive Umgebung von Ferenczis amphibischer Theorie liegt in der österreichischen Biologie um den Ersten Weltkrieg nicht fern. In der Biologischen Versuchsanstalt im Wiener Prater, genannt »Vivarium«, das Ferenczi besucht hat⁵⁴, erprobt seit 1904 der Biologe und Terrarianer seit Jugendtagen, Dr. Paul Kammerer, die prekäre Grenze zwischen Wasser und Land mit Frosch- und Schwanzlurchen, Kröten und Salamandern. Die Geburtshelferkröte etwa, *Alytes obstetricans*, verändert ihr Brutverhalten, wenn sie durch simple Manipulationen am Milieu (Temperatur, Trockenheit) gezwungen wird, vom Land ins Wasser zurückzukehren – und umgekehrt. Sogar das Verhalten während der Begattung, bis hinein in die Morphologie, verändert sich. Die Amphibien, aus einer evolutiven Zeit fundamentaler Veränderlichkeit kommend, sind auch entwicklungsbiologisch von hoher Plastizität. Einige Veränderungen, so Kammerers Aufsehen erregende Behauptung, vererben sich sogar über zwei, drei Generationen weiter.

Doch dürfte der Einsatz des Amphibischen im weiteren Horizont der Wiener Moderne, ihrer Kunst und ihrer Biologie erst noch zu erschließen sein.⁵⁵ Als von dem Bildhauer der Ringstraßenzeit Carl Kundmann 1886 auf dem Praterstern das Denkmal für den Marineadmiral Tegetthoff und die Schlacht bei Lissa enthüllt wird, sind die amphibischen Züge noch ganz der Mythologie geschuldet (und der amphibischen Situation eines Alpenlands mit Marine)⁵⁶: An den vier Seiten aus dem Sockel des Denkmals springen vier Pferde mit Fischleib heraus, denen von Pferd zu Pferd immer größere Flossen an den Vorderbeinen wachsen. An dem 1909 von dem Jugendstilarchitekten Jože Plešnik entworfenen Karl-Borromäus-Brunnen vor dem Amtshaus Landstraße im dritten Wiener Gemeindebezirk⁵⁷ sind dagegen nahezu sämtliche, auch urtümlichste Amphibienklassen von Axolotl über die Kammolche bis zu den Kröten modelliert, biologisch genau und physiognomisch sprechend.

Ferenczis psychoanalytische Evolutionstheorie ruht auf dieser Basis des Amphibischen in Wissenschaft und Kultur. Sie gibt dem Amphibischen eine neue Wendung, die am Ende die Evolutionstheorie im Ganzen subvertiert. Anpassung an das neue Milieu, an Trockenheit und festen

⁵⁴ Vgl. ebd., S. 375, Anm. 4. – Der Besuch, bei dem Ferenczi dem stadtbekanntem Magier des Verjüngungsversuchs, Eugen Steinach, eine »Memorandum« überreicht, in dem er darlegt, warum »Experimentatoren berechtigt wären, Verjüngungsversuche anzustellen«, wird auf das Jahr 1919 datiert.

⁵⁵ Vgl. die im November 2010 stattfindende Tagung »Milieu-Biologie. Ein Wiener Denkstil?« am Internationalen Zentrum für Kulturwissenschaften (IFK) in Wien.

⁵⁶ Wobei schon der sehr alte griechische Gott Poseidon, zugleich Gott der Pferde und des Meeres, diese amphibischen Züge trägt.

⁵⁷ Zwischen Ungargasse und Landstraßer Hauptstraße an der Rochusgasse.

Boden: »Gaining Ground«⁵⁸, ist, von Systemen nach dem Lustprinzip aus gedacht, Anpassungs-*Leistung*, also Arbeit. Die moderne Biologie spricht von »Stress«⁵⁹. Psychoanalytisch aber hat die Anpassungsarbeit als Ich-Arbeit ein Gegenstück: Regression. Das ist im vorliegenden Fall der »thalassale Regressionszug«, also der Wunsch zurück ins Wasser. Die Wiederkehr alter Formen, so Ferenczi, sei dem Darwinschen Denken, nicht weniger als der Wunsch überhaupt, gänzlich fremd.

Die Evolution arbeitet auch an anderen Ausgängen. Etwa indem sie im trockenen Medium Schutzhüllen für feuchte Milieus ausbildet, in denen der Embryo heranwächst. Haeckel habe die Entwicklung des Embryos leider viel zu isoliert betrachtet, als er sein biogenetisches Grundgesetz aufstellte, nach dem in der Embryogenese vergangene Entwicklungsstufen der Evolution wiederholt werden. Man könne sie auch als die Evolution einer Reihe von »Schutzmaßnahmen für den Embryo (Coenogenese)«⁶⁰ verstehen, die allesamt Reaktionen auf Veränderungen im Milieu sind. Die »Artgeschichte« konserviert dann eine »Geschichte der Veränderungen der Milieus«, in denen die Vorfahren wohnten.⁶¹ Die Amphibien, etwa die genannte Geburtshelferkröte, die ihre Eier am Land befruchtet und sie eine Zeitlang auf dem Rücken herumträgt, bringt sie irgendwann ins Wasser. Dort schlüpfen die Kaulquappen und führen, wie bei allen Amphibien, eine Wasserexistenz, bevor die reiferen Larvenstadien dann allmählich an Land gehen. Die Reptilien dagegen, die ersten einer Gruppe von Wirbeltieren, die eine eigene Embryonalhülle,

⁵⁸ Das gegenwärtige amerikanische Standardwerk über die Entwicklung der Amphibien von Jennifer A. Clack, trägt den schlichten Titel »Gaining Ground. The Origin and Evolution of Tetrapods«, Indiana University Press 2002. – Dank an Karl Bruckschwaiger, Wien!

⁵⁹ Das »allgemeine Adaptationssyndrom«, genannt Stress, das der Österreich-Ungar Hans Selye 1936 erfindet und in den 50er Jahren etwa von Marshall Mc Luhan für seine Medientheorie entdeckt wird, ist ein Schlüssel der modernen Evolutionsbiologie. Vor allem epigenetische Wirkungen werden über die kalkulierte Erzeugung sogenannter »Stressfaktoren« experimentell erforscht (vgl. etwa Marc W. Kirschner / John C. Gerhart: *Die Lösung von Darwins Dilemma. Wie die Evolution komplexes Leben schafft*, Hamburg 2007 (engl.: *The Plausibility of Life*, 2005, S. 118).

⁶⁰ Ferenczi schreibt, wohl irrtümlich, statt Caenogenese, wie Haeckel, Coenogenese. Caeno-Genese von gr. kainós, neu, ist bei Haeckel (bis heute) eine ontogenetisch, von einer bestimmten entwicklungsphysiologischen oder ökologischen Situation induzierte Spezialanpassung des Embryos. Standardbeispiele: Allantois, Plazenta, Amnion. Diese speziellen, neuen Anpassungen haben, so Haeckel, mit der Stammesgeschichte, mit Paläingenie, wie sie im biogenetischen Grundgesetz sichtbar wird, nichts zu tun (vgl. etwa Ernst Haeckel: *Die Lebenswunder. Gemeinverständliche Studien über biologische Philosophie*, Stuttgart 1904, S. 439). Ferenczi setzt gegen Haeckels Dualismus von Palingenesis und Caenogenese, dass auch etwa die Entwicklung des Amnion eine Geschichte beinhaltet, eben die (Erd-)Geschichte der Milieus und der Schutzmaßnahmen innerhalb dieser Milieus.

⁶¹ Ferenczi: »Versuch« (Anm. 29), S. 358.

ein sogenanntes »Amnion« ausbilden – wie die anderen »Amniota«, die Vögel und die Säugetiere – versetzen den Embryo in ein feuchtes Mikromilieu. »Jeder Keim [hat] ein Wasserstadium in einem winzigen Aquarium, das um ihn herumwächst«. ⁶² Erst mit den Reptilien gibt es keine im Wasser lebenden Larvenstadien mehr. Man müsse also, so Ferenczi, dem biogenetischen Grundgesetz eine »coenogenetische Ergänzung« angedeihen lassen, in der die Entwicklung der Milieus im Laufe der Erdgeschichte sichtbar wird.

Das erste feuchte Milieu im neuen trockenen Milieu aber sind sich die Lebewesen gegenseitig. Das kommt nicht erst bei der Entwicklung des Embryos zum Tragen, sondern schon bei Begattung und Befruchtung. Ferenczi verfolgt deren Evolution am Leitfaden Bölsches durch einige Tierklassen hindurch. Bei den Fischen finden sich Eier und Samen noch frei im Wasser schwebend und schwimmend (wenn nicht gar, wie beim Blaufelchen, durch die Luft ins Wasser fliegend). Erst im trockenen Milieu bildet sich die »innere Befruchtung«. Noch die Salamander (Amphibia, An-Amniota) pressen nur Kloake auf Kloake. Aber schon das Krokodil (Reptilia, Amniota) hat erste Ansätze eines Penis, die Fledermäuse hängende Genitalien, usw. Ferenczi holt aus den genitalen *agencements* der Evolution Grundlagen für die phylogenetische Seite seiner Genitaltheorie.

2.3 Einzeller

Die Einzeller kommen in dieser Theorie ins Spiel, wo Ferenczi in seinem entscheidenden Coup gegen das Denken der traditionellen Biologie, überhaupt zwei Sphären voneinander trennt: Begattung und Befruchtung. Diese Trennung erst eröffnet den anderen Schauplatz der Evolution, das Feld des *Imaginären Symbolischen Realen*. Dieser Schauplatz vermag der Biologie schon darum nie auch nur zu dämmern, weil sie eben ausschließlich über Befruchtungen spricht, je egoistischer, je soziobiologischer das Gen, desto mehr. Sogar Margulis übernimmt den Biologismus der Identität von Begattung und Befruchtung.

Den damaligen Drang seiner Protisten-Ahnen hat der menschliche Körper noch immer. Wenn Mann und Frau sich in sexueller Extase vereinigen, gehen sie gleichsam aus sich heraus, restituieren – warm und feucht, wie sie sind – ihren Urzustand und werden den miteinander verschmelzenden

⁶² H. W. Parker / Angus Bellairs: *Die Amphibien und die Reptilien (Die Enzyklopädie der Natur, Band 10)*, Lausanne 1972 (engl. Originalausgabe: *The Life of Amphibians. The Life of Reptiles*, London 1969), S. 8.

Urzellen ähnlich. Dass in diesem Akt ein letzter Sinn steckt, ist allerdings eher fraglich.⁶³

Anders Ferenczi. Bei ihm eröffnet der Übergang in die andere Richtung, von der Begattung als phylogenetischer Erinnerungsfeier alias Operette zur Befruchtung, was »bei den niedersten einzelligen Wesen, bei den Amöben« geschieht.⁶⁴ Er folgt zunächst Freuds »Jenseits des Lustprinzips« und dessen biologischer Basis, das ist: den Einzellern A. M. Woodruffs und August Weismanns. Ferenczi aber setzt eine explizite Differenz zu Freud.⁶⁵ Wo nach Freud eine Katastrophe zum Zerreißen der anfänglich Vereinten, also zur Zellteilung zwingt und dann alles darauf ankommt, wie die Zerrissenen wieder zusammenkommen – Ferenczi nennt es ironisch: Freuds Platonismus –, da ist Ferenczi auf der Höhe des Origin-of-life-Diskurses seit den 60er Jahren. Er beginnt mit dem Übergang vom Anorganischen zum Organischen. Der toten Materie, »was ja wörtlich Muttersubstanz heißt«, wird durch »äußere Veränderungen«, also Änderungen im Milieu, »das Zusammengesetztsein zu einem großen Komplex unerträglich«.⁶⁶ Der Komplex zerfällt und einzelne, einzellige Wesen lösen sich aus der Materie: Damit beginnt, in Analogie zum Eisprung, das organische Leben.

Auf dem Schauplatz der Einzeller stehen also zunächst die Einzelnen. Dann treten äußere Katastrophen ein, ungünstige Lebensbedingungen, Nahrungsknappheit oder eben »Eintrocknungsgefahr«, mit der Folge: »eine Konjugationsepidemie« tritt auf. Die Biologie kennt dies etwa von den Schleimpilzen, Klasse der Eumycetozoa, Unterklasse Dictyostelia. Sie leben und teilen sich als solitäre, bakterienfressende Amöben bis sich die Umweltbedingungen ändern; dann setzen sie einen Stoff frei (Acrasin), der die Amöben zur Aggregation stimuliert, erst Zellhaufen, dann ein schneckenartiger Zellhaufen, der sich fortbewegt; dann richten sie sich zu einem langen Stil mit einer Sporenkapsel am Ende auf, die platzt und von Neuem eine Generation solitärer Amöben entlässt. Margulis dramatisiert die Sache so:

Wenn die Umweltbedingungen unerträglich für sie werden, wenn Hunger- oder Dürrezeiten einsetzen, dann verschmelzen sie zu Zehn-, ja Hunderttausenden. Sie schwärmen und wuseln umher, erkennen und finden sich.

⁶³ Margulis/Sagan: *Geheimnis und Ritual* (Anm. 1), S. 237. – Und sie fahren fort: »Vielleicht ist das Universum nichts als ein Tanz des Organischen, ein Spiel von Erscheinungen, hinter denen sich nur weitere Erscheinungen verbergen, das kosmische Äquivalent eines Maskenballs; [...]«

⁶⁴ Ferenczi: »Versuch« (Anm. 29), S. 371.

⁶⁵ Ebd.

⁶⁶ Ebd., S. 378.

Daraufhin stürzen sie sich in eine der Befruchtung vergleichbare Massenorgie. Aus der Verschmelzung all dieser Zellen geht ein riesenhaftes (natürlich nur relativ riesenhaftes) Lebewesen hervor. Die Zellen, die Ernährung mit Sexualität und Sexualität mit Ernährung verwechseln, vereinigen sich zu einem beweglichen Matschkumpen, der weit mehr ist als ein Doppel oder Dreifachmonster. [...] ⁶⁷

Konjugation heißt: sich gegenseitig Auffressen. Aus der Erfahrung mit dem Symbolischen, die Ferenczi für den Psychoanalytiker als Evolutionstheoretiker reklamiert, ist das ein interessanter Fall. Denn wie soll das gehen – »sich gegenseitig auffressen«? Da es am Ende nicht möglich ist, sich gegenseitig aufzufressen, findet »eine kompromissuelle Vereinigung, eine Art Symbiose« statt. ⁶⁸ Ferenczi also landet an genau dem Punkt, den – in Nachfolge des russischen Symbiose-Theoretikers Konstantin Sergeevič Merežkoski – Cleveland und Margulis Anfang der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts zur Endosymbiontentheorie als einem fundamentalen Evolutionsfaktor ausbauen werden.

Nicht weniger Kopfzerbrechen als das Sich-gegenseitig-Auffressen aber macht Ferenczi die symbolische Struktur des »Eindringens«. Fressen und Eindringen haben beide das Ziel, »die verlorene feuchte Nahrungsstätte des Meeres in einem tierischen Leib wiederzufinden«. ⁶⁹ Nur steht beim Eindringen – symbolisch elementar – die Geschlechterdifferenz als solche auf dem Spiel. Deren Urszene in Ferenczis symbolischer Biologie: Zwei Bläschen stehen voreinander und fragen sich, wer dringt in wen ein?

Hier kommt ein weiteres Mal die entscheidende Wendung von Ferenczis symbolischer Biologie zum Tragen: Die ganze Phylogenese ahmt sich selbst nach. In allen Einzelheiten der Milieukatastrophe und deren Bewältigung ahmt die Geburt die Entstehung des Lebens überhaupt nach; und der Begattungsakt als Darstellung des Geburtstraumas und dessen glücklicher Bewältigung ahmt das urgeschichtliche Trauma der Austrocknungskatastrophe in zweiter Potenz nach. Im Begattungsakt verdichtet sich die Tendenz der Evolution, sich selbst darzustellen oder nachzuahmen. ⁷⁰ »Man bekommt in der Tat den Eindruck, als ahmten die Somata der Gatten die Tätigkeit der Keimzellen bis auf kleine Einzelheiten nach«. ⁷¹ Sie seien die »Revenants der Urzellen, die sich begatteten«. In

⁶⁷ Margulis/Sagan: *Geheimnis und Ritual* (Anm. 1), S. 233.

⁶⁸ Ferenczi: »Versuch« (Anm. 29), S. 372.

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Die Evolutionstheorie Vladimir Nabokovs wird auf einer anderen Ebene, einer biologischen Ästhetik der Mimikry, zu ganz ähnlichen Ideen kommen.

⁷¹ Ferenczi: »Versuch« (Anm. 29), S. 37.

der *RSI*-Logik (*Real Symbolisch Imaginär*) gesprochen: ein »Mit-Genießen des Soma an der realen Befriedigung des Keimplasmas«. ⁷²

Damit erscheint Bölsches »Deck-Individuum« wieder, jetzt aber im Kontext einer Evolutions-Theorie, die ganz aus *RSI* gedacht ist. Das Zurückkehren des Realen im Symbolischen und Imaginären, die Liebenden als Gespenster der Evolution: darin läge eine andere Wendung als die Soziobiologie und das egoistische Gen es sich träumen lassen.

3. Ausblick

Es käme also, unter Vernachlässigung aller Einzelheiten, darauf an:

3.1 Wie Ferenczi das *Imaginäre Symbolische Reale* in die Evolutionstheorie einführt, das ist: »die Symbolik als naturwissenschaftliche Erkenntnisquelle« erschließt. ⁷³ Wie auf diese Weise die »Artikulation« zum Thema einer morphologisch denkenden Evolutionstheorie werden kann. Denn das ist es, was etwa Bölsche in wesentlichen Teilen seines Werks in der Sukzession verschiedener genitaler *agencements* beschreibt. (Die Herausbildung von tierischen Bauplänen überhaupt als Frage der Artikulation, genauer: dem Apriori aller symbolischen Artikulationen, ist noch wenig bedacht. Wenn etwa Lacan spekuliert: »Man müsste wissen, was das Ich in einer Welt wäre, in der niemand etwas von der Symmetrie in bezug auf eine Ebene wüßte.« ⁷⁴ – dann ist diese Symmetrie ja nicht nur als Symmetrie virtueller Bilder im Spiegel präsent, sondern auch evolutiv geschickt: als Bauplan der Bilateria, der Zweiseitigen, also aller Tiere mit einer Symmetrieachse, zu denen auch wir gehören. ⁷⁵)

3.2 Wie sich von der Symbolik als naturwissenschaftlicher Erkenntnisquelle her die Frage nach den Einzellern und der Lust ganz anders stellt. Denn nicht nur als Analogie und nicht nur als und im Wissen – etwa einer Struktur der Ähnlichkeit – erinnert das Geburtstrauma die Austrocknungskatastrophe. Sondern sie ist eine Weise des Menschen in der Evolution zu existieren. Tatsächlich, als Lebe-Wesen. Denn im Wissen der Biologie geht es darum, wie wir, als wer wir uns auf die Evolution beziehen. Und es gibt andere Weisen als die technisch-ökonomische,

⁷² Ebd., S. 333.

⁷³ Ebd., S. 393.

⁷⁴ Jacques Lacan: »Von dem, was uns vorausging«, in: ders.: *Schriften III*, Olten 1980, S. 7–14 (frz.: »De nos antécédants«, in: *Écrits II*, S. 65–71), hier S. 13.

⁷⁵ Haeckels Morphologie baut darauf sein nachgerade orgiastisches System der Klassifizierung, ausgehend allein von den Symmetriegruppen im Bauplan der Lebewesen.

die im utilitaristischen Dispositiv des Darwinismus als neuzeitlicher Naturwissenschaft die herrschende geworden ist.

3.3 Die Lust der Vielzeller, sprich: Begattung, als Nachspielen oder Erinnerungsfest der großen Austrocknungskatastrophe ist als solche, so Ferenczis Behauptung, die Art des Menschen in der Evolution zu existieren. Sie fällt mit dem Wissen der Wissenschaft nicht in eins.

3.4 Und sie ist wissenschaftsgeschichtlich nur dort denkbar, wo der, so Ferenczi 1914/1923, »einseitige Nützlichkeitsstandpunkt, der jetzt die ganze Naturwissenschaft beherrscht« wankt.⁷⁶ Die »bisherige Nutzphysiologie [...], auch wenn sich nur ein Teil der genitaltheoretischen Annahmen bewahrt, bedarf einer *lustbiologischen Ergänzung*.«⁷⁷

3.5 Nach Darwin wünschen die Tiere nichts. Jedenfalls nicht evolutiv oder evolutionsgeschichtlich wirksam. Freilich könne man, so Ferenczi, auch »die Ausbildung des embryonalen Schutzes der natürlichen Zuchtwahl« zuschreiben. Aber »wir können gleich hier erwidern, daß dem Psychoanalytiker die psychologischere Denkungsart Lamarcks, die Strebungen und Triebregungen auch in der Artentwicklung eine Rolle einräumt, genehmer ist [...] Auch gibt die darwinistische Auffassung keine Erklärung für die in der Natur überall nachweisbare Wiederkehr alter Formen und Funktionsweisen im neuen Entwicklungsprodukt, sie würde die Tatsache der Regression [...] wahrscheinlich negieren.«⁷⁸

Es scheint, für einen weiteren, zukünftigen Horizont des Nachdenkens gesprochen, dass in dem derzeit stattfindenden *biological turn* aller Diskurse nicht nur Ferenczis Ansatz, sondern die vielfältigen historischen Konstellationen zwischen Psychoanalyse und Biologie von hoher Brisanz sind.⁷⁹ Die Konstellationen sind benennbar und reichen von Abrahams Bezug auf die Entwicklungsbiologie über die lamarckistische Konstellation Ferenczi/Bölsche, die darwinistische Konstellation Freud/Weismann⁸⁰, die Konstellation Balint/Meisenheimer⁸¹ bis hin zu Lacans biologischem Denken, das von seinen surrealistischen Anfängen

⁷⁶ Ferenczi: »Versuch« (Anm. 29), S. 393.

⁷⁷ Ebd., S. 389.

⁷⁸ Ebd., S. 362.

⁷⁹ Zu Freud, Fließ, Ferenczi unter nur kurzer Behandlung Bölsches, vgl. die Pionierarbeit Frank J. Sulloways: *Freud. Biologe der Seele. Jenseits der psychoanalytischen Legende* (1979), Darmstadt 1982.

⁸⁰ Über die lamarckistische Tendenz Freuds siehe Ohad Parnes: »Schuld und Trauma in Freuds phylogenetischen Phantasien«, in: Ohad Parnes/Ulrike Vedder/Stefan Wille (Hg.): *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte*, Frankfurt a. M 2008, S. 293–299.

⁸¹ Michael Balints »Psychosexuelle Parallelen zum biogenetischen Grundgesetz« von 1930 sind eine dichte Fortsetzung des Ferenczischen Denkens. Sie beziehen sich vor allem auf

her eine Wende gegen die Biologie der Anpassung ist. Es könnte sein, dass eine Untersuchung dieser Konstellationen dem gegenwärtigen *biological turn* ein Stück seiner Naivität austreibt, die mit einem Namen zu benennen ich an diesem Ende meiner Rede tunlichst unterlasse.

das große, zweibändige Werk von Johannes Meisenheimer: *Geschlecht und Geschlechter im Tierreiche*, Jena 1921.

Sprache als Symptom von Pinel bis Freud

GERHARD SCHARBERT

Im Jahre 1548 erschien in Frankfurt am Main eine Schrift, die den merkwürdig modern anmutenden Titel *Psychopharmakon hoc est: medicina animae*¹ trug. Doch dieses, von einem Hadamarer Geistlichen herausgegebene, Werkchen illustriert – neben dem volltönenden humanistischen Akkord der klassischen Sprachen, der lange auch ein Schicksal unseres ureigensten Sprechenlernens gewesen ist – lediglich im Nachhinein einen Einbruch des Realen in die reinen Ordnungen des Wortes. Natürlich enthält es noch »nur« eine Sammlung von Gebeten und Trostsprüchen und keine chemischen Rezepte, doch sein Titel schlägt historisch eine Brücke von der vormaligen Macht der Geistlichkeit zu der Macht, die in eben diesem Namen Psychopharmakon der Psychiatrie einmal zugekommen sein wird. Die heilsame institutionelle Macht, die Wörter über Seelen haben können und sollen, verwandelt sich mit der Geschichte eines griechischen Wortes in eine Macht, die auch eben jene organischen Zentren und Werkzeuge biochemisch affiziert, die Wörter allererst ausdenken und -sprechen; dass dies historisch in Gang gesetzt wird durch ein Psycholytikum, eine Droge, die dem Medikamentierten seine Seele lösen soll wie die Segensformel des Beichtigers einst die Zunge des reuigen Sünders, dies ist in der Tat eine Verschiebung im Feld eines Wissens vom Menschen, die Macht und Mächte in diesem umstrittenen Geviert zwischen Geist und Seele, Physis und Logos historisch präzise umreißt.

In diesem Zusammenhang scheint vielleicht eine kurze Geschichte der Auffassungen von Sprache als Gegenstand von Psychiatrie und Neurologie von Philippe Pinel bis zu Sigmund Freud zunächst einen Seitenweg beschreiten zu wollen; doch wird sich im Verlauf meiner Ausführungen zeigen, dass weder die Entstehung der modernen Sprachwissenschaft oder Linguistik, noch die Abenteuer einer modernen Ästhetik sich davon unbeeinflusst darstellen lassen.

¹ Reinhardus Lorichius (Hg.): *Psychopharmakon hoc est: medicina animae. Non aegrotis solum, aut cum morte conflictantibus [...]* Accesserunt utilissimae cognitu mortis commentationes atque consolationes [...]. Collectore Reinhardo Lorichio Hadamasis, Frankfurt a. M. 1548.

Als der berühmte Pinel einstmals mit großer Geste die Geisteskranken oder Irren, wie man damals noch ohne Scheu zu sagen pflegte, von ihren Ketten befreite, war dies in der Tat ein großer Schritt für die Medizin und Psychiatrie. Der Schlüssel zu jenen Ketten war jedoch weniger eine durchaus vorhandene revolutionäre Philanthropie, als das Bedürfnis der zeitgenössischen Irrenheilkunde, die Symptome der Veränderungen zu studieren, die *les aliénés*, also die der Vernunft und der Gesellschaft entfremdeten Subjekte² von ihren normalen Mitbürgern mehr oder weniger offensichtlich unterschieden. Ich habe einmal an anderer Stelle Pinels psychiatrische Methoden als Analysen des Sichtbaren beschrieben,³ und mich dabei sowohl auf die von ihm selbst so benannte *méthode d'analyse* der psychiatrischen Beobachtung, als auch im Vorblick auf eine andere Analyse bezogen, die wie ich nun zu zeigen versuche, in mehrfacher Hinsicht mit Pinels von der damaligen mathematischen Analysis inspirierten Methoden in Verbindung steht.

Als im Jahre 1801 in Paris Philippe Pinels *Traité médico-philosophique sur l'aliénation mentale ou la manie*⁴ [Medizinisch-philosophische Abhandlung über die Geisteskrankheit oder Manie] erschien, erwähnte sie nur noch im Titel die Tradition der (sensualistischen) Philosophie. In der Einleitung würdigt der Autor Alexander Crichton, einen Psychiater aus Edinburgh, und bemerkt nicht nur im Hinblick auf dessen Anschauungen: »Er hat unsere Handlungen einer Art von Analyse unterworfen, und ihre Quelle in den ursprünglichen Neigungen gefunden, die ihre Entstehung in unserer organischen Structur haben.«⁵

Die verwirrende Vielgestaltigkeit der Phänomene entmutigt Pinel keinesfalls, denn er ist der Überzeugung, sie durch genaue Beobachtung von Symptomen und Krankheitsverläufen in eine operationale Ordnung zu bringen, die zum Ausgangspunkt der Diagnose, weniger jedoch eventueller Behandlung werden kann.

Mit diesen Grundsätzen hat Pinel die methodische Basis der Klinik aus der inneren Medizin – er war zu seiner Zeit ein bekannterer Internist als Irrenarzt – in die durch ihn mitbegründete klinische Psychiatrie getragen. Er stellt unter Berufung auf frühere klinische Erfahrungen

² Wie der unmissverständlich von Rousseaus *aliénation sociale* abgeleitete Begriff suggeriert.

³ Vgl. Gerhard Scharbert: *Dichterwahn. Über die Pathologisierung von Modernität*, München 2010, S. 51–74.

⁴ Philippe Pinel: *Traité médico-philosophique [...]*, Paris 1801. Im Folgenden zit. nach der Ausgabe: ders.: *Philosophisch-medicinische Abhandlung über Geistesverirrungen oder Manie. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Mich[ael] Wagner. Mit 2 Kupfertafeln*, Wien 1801.

⁵ Ebd., S. XIX; S. XXXIV.

fest, »dass unter allen Theilen der Naturwissenschaft, die Kunst, innere Krankheiten zu beobachten, und sie durch äussere Kennzeichen festzuhalten, eine der schwersten ist; um wie vieles muss nicht das Studium des Wahnsinns diese Schwierigkeiten vergrössern?«⁶

Hier wird eines der zentralen Probleme der frühen Psychiatrie angesprochen: Im Gegensatz zur inneren Medizin, der es im Rahmen ihres Gegenstandes weitgehend gelang, eine systematische Symptomatologie im Einklang mit dem Verlauf der Erkrankungen und den betroffenen Organen oder Geweben zu etablieren, hat gerade für die Psychiatrie die Annahme der »Nervenkrankheiten« oder *neuroses* seit William Cullen entgegen ihrer somatischen Tendenz den neuen Wissensraum einer organischen Krankheit ohne eigentlichen Ort, einer Krankheit, die nur durch äußere Zeichen erkennbar und nur durch innere Dynamik beschreibbar ist, eröffnet. Folgerichtig legt Pinel in seiner *Traité* den größten Wert auf den distinkten Blick, der dem Arzt sowohl die Zeichen der Krankheit, als auch die Verläufe, die Zeitgestalten des pathologischen Geschehens, enthüllt.

Die Diagnostik, der Blick, der zugleich beobachtet und durchschaut, die Differenzierung von Symptomen und die numerische Erfassung der Krankengeschichten schieben sich unaufhaltsam vor Ätiologie, Prognostik und Therapie. Der Wahn zerfällt in eine Klassifikation von äußeren Zeichen, deren Struktur durch die ärztliche Sprache abgebildet wird, die sie aus der möglichst großen Zahl von Manifestationen der Körper genau analysiert. Die Bedeutung einer solchen analytisch-diagnostischen Sprache wird von Pinel im Hinblick auf seinen Gegenstand eigens hervorgehoben:

Ein Gegenstand, den man bis jetzt nicht genug ergründet hat, und der mit der Geschichte des menschlichen Verstandes, mit den Grundsätzen der neuen Physiologie, und mit den Wirkungen der menschlichen Affecte und Leidenschaften auf die thierische Oekonomie auf das genaueste zusammen hängt, erfordert die sorgfältigste Bestimmung aller auf die Nebenkenntnisse angewandten Kunstwörter, um die zusammengesetzten Ideen, die sie in sich enthalten, und ihre zahlreichen Modificationen auszudrücken.⁷

Pinel selbst hat den Begriff der Analyse mit zwei Schriften in die Medizin eingeführt, von denen eine drei Jahre vor seiner psychiatrischen Abhandlung erschien.⁸ Sie tragen die schönen Titel *Philosophische Nosographie oder*

⁶ Ebd., S. XLIII.

⁷ Ebd., S. XXXIV.

⁸ Philippe Pinel: *Nosographie philosophique ou la méthode de l'analyse appliquée à la médecine*, Paris 1798 und ders.: *La médecine rendue plus précise et plus exacte par l'application de l'analyse*, Paris 1802.

analytische Methode angewandt auf die Medizin (1798) beziehungsweise *Die Medizin, erhoben zu höherer Präzision und Exaktheit durch die Anwendung der Analyse* (1802), beide verlegt in Paris. Schon als Student der Medizin in Toulouse hatte er sich mit mathematischen Studien beschäftigt und mit einer Arbeit *De la certitude que l'étude des mathématiques imprime au jugement dans son application aux sciences*, die die Titel der vorgenannten Werke vorausahnen lässt, 1773 wahrscheinlich den Grad eines *Baccalaureus in medicina* erworben.⁹ Pinel finanzierte seine Studien bis in seine Pariser Zeit durch Privatunterricht in Mathematik,¹⁰ und der Begriff der Analyse, der eine zentrale Stelle in seinen medizinischen Anschauungen einnimmt, ist vom anwendungsorientierten Blick des 18. Jahrhunderts auf diese Wissenschaft geprägt. Auch die Mathematik wurde vom zeitgemäß analytischen Denken erfasst, was sich in den Arbeiten der Mathematiker spiegelte. »Systematisch begann man mit den durch Newton und Leibniz gewonnenen Hilfsmitteln die Probleme der Physik und Technik zu analysieren. Es entstand aus der Differential- und Integralrechnung eine besondere Arbeitsmethode, die man heute noch Analysis nennt.«¹¹ Pinel studierte danach ab 1774 in Montpellier weiter, wo er unter anderem bei Paul-Joseph Barthez Vorlesungen in Physiologie, Mineralogie, Botanik und Zoologie hörte. In seinem Artikel *Analyse* im *Dictionnaire des Sciences Médicales* von 1812 schreibt Pinel im Hinblick auf diese Zeit:

Ich gehöre zu den Anhängern einer strengen Beobachtung und ich beschränke mich darauf hinzuweisen, daß die Methode, die in meinen Werken dargelegt und entwickelt ist, die Frucht langer Jahre von Vorstudien und Ausübung der Medizin in großen Krankenhäusern ist; [...] Dies stellt eine Art Experiment dar, das im Jahre 1774 nach ganz genauem Plan begann und immer noch weitergeht [...].¹²

Eine klinische Praxis, deren Gegenstand im organischen Dunkel verbleibt, muss sich im Wesentlichen auf die Analyse von Symptomen und deren Klassifikation konzentrieren, die Entsprechungen von erkrankten Funktionen und körperlichem, sprachlichem oder schriftlichem Aus-

⁹ Vgl. Walter H. Lechler: *Neue Ergebnisse in der Forschung über Philippe Pinel. Seine Familie, seine Jugend- und Studienjahre 1745–1778*, Diss. med., München 1960, S. 95 f., S. 112.

¹⁰ »[...] quant à ma situation actuelle a Paris elle est aussi agréable que je pouvais l'attendre; comme les leçons de mathématiques sont beaucoup mieux payées ici qu'en province je me procure une honnête aisance [...].« Pinel an seinen Bruder Jean-Pierre, Brief vom 8.12.1778, zit. nach: Lechler (Anm. 9), S. 145.

¹¹ Walter Popp: *Wege des exakten Denkens*, München 1981, S. 76 f.

¹² *Dictionnaire des Sciences Médicales*, Paris 1812[*], S. 204. Zit. nach: Lechler (Anm. 9), S. 118; [* im Literaturverzeichnis des zitierten Werkes ist abweichend irrtümlich 1821 angegeben].

druck sind so Produkt eines hochspezifischen ärztlichen Blicks, der sich seiner Sache nur durch den permanenten Zustand des Experimentellen versichern kann. Weil die Zuordnung von Zeichen und Krankheit überhaupt erst durch eine große Zahl von Fällen hindurch transparent erscheint, ist das Auge des Arztes nicht mehr gebunden an einen Operationstisch oder das Krankenbett, es kann sich prinzipiell überall umtun. Der Blick erfasst das Äußere des Wahns als sein eigentliches Faszinosum.

Die psychische Krankheit erschien so für einen kurzen Moment pflichtgemäß auf dem Theater dieser revolutionären Philanthropie, um sofort wieder hinter den großen Zahlen von finsternen Blicken, unverständlichen Reden und verschlossenen Stirnen zu verschwinden – und hinter den Mauern, wie man nach Foucault hinzufügen sollte.

Philippe Pinels wichtigste Schüler Marie François Xavier Bichat, François Joseph Victor Broussais und Jean Etienne Dominique Esquirol arbeiteten auf den Gebieten von Physiologie, pathologischer Anatomie und Psychiatrie. Sie vertraten damit Wissensbereiche, an deren Schnittstellen das Material, das der Lehrer in den Blick der Klinik von innerer Medizin und Psychiatrie gerückt hatte, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weiterbearbeitet werden sollte. Dabei erfuhr der Teil von Pinels medizinischem Denken, der vorrangig auf eine nosographische Klassifikation der Krankheiten abgezielt hatte und seiner Ausbildung in Montpellier sowie der Systematik William Cullens wesentliche Impulse verdankte, durch die Arbeiten seiner eigenen Schüler eine signifikante Verschiebung.

Victor Broussais ist vor allem als der Ödipus der Pinelschen *Nosographie philosophique* bekannt; doch auch auf dem Gebiet der Psychiatrie setzte er den klinischen Auffassungen seines Lehrers in den *Propositions*, die er seiner zweibändigen *Examen des doctrines médicales et des systèmes de Nosologie*¹³ [Prüfung medizinischer Lehren und nosologischer Systeme] voranstellte, eine neurologisch orientierte, allgemeine Ursachenerklärung entgegen, die um den zentralen Begriff der *irritation* und die daran anschließenden *sympathies morbides*¹⁴ gruppiert war. Sympathie muss hier im Sinne von allgemeiner Affektion verstanden werden, die zu Broussais' Auffassung des irritativen Entzündungsvorgangs als Ursache

¹³ François Joseph Victor Broussais: *Examen des doctrines médicales et des systèmes de nosologie; ouvrage dans lequel se trouve fondu l'examen de la doctrine médicale généralement adoptée, [...] précédé de propositions renfermant la substance de la médecine physiologique*; par F.-J.-V. Broussais, 2 Bde., Paris 1821.

¹⁴ Ebd., Bd. 1, S. xxij.

aller Krankheiten passt; in der Bedeutung der *sympathie de relation*¹⁵ für die Krankheiten von Bichats so genannten *thierischen Eigenschaften* des Lebens deutet sich jene Konstruktion an, die die »nervösen Störungen« als eine Form der Äußerung verborgener zerebraler Prozesse sichtbar macht, welche den Anschluss an die von Franz Joseph Gall, dem Broussais in wesentlichen Punkten folgte, schon angedeuteten anthropologischen Ambitionen erleichtern. »[...] die Worte Vernunft, Ich, Bewußtsein drücken nicht mehr aus, als die Resultate der Tätigkeit der nervösen Materie des Gehirns, eine Tätigkeit, die immer wieder Veränderungen ausgesetzt ist, solange der Zustand des Lebens andauert.«¹⁶

Die Irritation des Gehirns ist die Ursache aller Geisteskrankheiten, die sich laut Broussais im chronischen Falle zu himnorganischen entzündlichen Krankheiten auswachsen.¹⁷

Irritation bedeutet Innervationssteigerung, verlagert also die bereits bei Gall vorgeformte Hypertrophie bestimmter Merkmale in den Bereich des Nervös-pathologischen, da die Nerven ja die alleinigen Übertragungsagenten der Irritation sind. Moreau de Tours' späterer *État nerveux héréditaire, idiosyncrasique* wird auf solcher Grundlage Broussais' *Analyse* der Persönlichkeitsfunktionen detailliert fortschreiben.

Aber noch in einer weiteren Hinsicht ist Broussais ein wichtiger Anreger gewesen, ein Einfluss, der durch das mehrheitliche Scheitern seiner medizinischen Lehrmeinungen in Vergessenheit geraten ist. In der zweiten großangelegten, auf zwei Bände angewachsenen Auflage seines Hauptwerks *De l'irritation et de la folie*,¹⁸ in dem nach eigener Aussage der Zusammenhang von *physique* und *moral* auf der Grundlage der Physiologie neu begründet werden sollte, kommt Broussais auf einen Umstand zu sprechen, der bereits von Pinel als wesentlich für seine *methode d'analyse* empfunden worden war. Ausgehend von der Frage, was eigentlich der Gegenstand einer Psychologie überhaupt sein könne, kommt er zu einer Analyse der Zeichen, die im Sinne der Psychologen

¹⁵ Ebd., S. xxijf.

¹⁶ François Joseph Victor Broussais: *De l'irritation et de la folie, ouvrage dans lequel les rapports du physique et du moral sont établis sur les bases de la médecine physiologique*, Paris 1828, S. 490: »[...] les mots raison, moi, conscience, n'expriment que des résultats de l'action de la matière nerveuse de l'encéphale; action qui est susceptible de changer tant que dure l'état de vie.«

¹⁷ Broussais: *Examen des doctrines médicales* (Anm. 13), Bd. 1, S. xxx: »La manie suppose toujours une irritation du cerveau: cette irritation peut y être entretenue long-temps par une autre inflammation, et disparaître avec elle; mais si elle se prolonge, elle finit toujours par se convertir en une véritable encéphalite, soit parenchymateuse, soit membraneuse.«

¹⁸ Ders.: *De l'irritation et de la folie, ouvrage dans lequel les rapports du physique et du moral sont établis sur les bases de la médecine physiologique* [...] *Deuxième édition considérablement augmentée par l'auteur, publiée par son fils Casimir Broussais*, 2 Bde., Paris 1839.

allein das garantieren, was ihren Gegenstand konstituiert: Der Sprache. Unter dem Titel *valeur des signes*¹⁹ prüft der Psycho-Physiologe die Tauglichkeit sprachlicher Zeichen für seinen Gegenstand im Allgemeinen, mit einem Resultat, das seinen Befund aus der ersten Auflage seines Buches charakteristisch ergänzt.

Es ist gewiß, daß die höhere Intelligenz von den phrenologischen Organen der Vergleichung und der Kausalität abhängt, demnach befindet sich diese immer im Zusammenhang mit der simultanen Entwicklung dieser beiden Organe, aber versuchen wir, herauszufinden, worin diese sich äußert.

Offensichtlich durch die Sprache, sei sie gesprochen oder geschrieben; [...] Wir haben erstens die Fähigkeit für andere Menschen durch Zeichen ein Objekt darzustellen, welches einen unserer Sinne betroffen hat. Zweitens dadurch zu verstehen und zu überprüfen, was wir empfunden haben, als dieses Objekt auf unsere Sinne traf, denn wir können ja sehr verschieden empfinden.

[...] Es gibt hier also zwei Klassen von Zeichen: Erstens diejenigen, die uns die äußeren Objekte repräsentieren und zweitens jene, die unsere persönlichen Empfindungen repräsentieren, die durch den Einfluß äußerer Objekte modifiziert werden.²⁰

In dieser Sprachdefinition ist bereits das Mandat für spätere Experimente, die auf das Gehirn einwirken sollten, gegeben: Die Sprache, sei sie gesprochen oder schriftlich aufgezeichnet, macht hörbar oder sichtbar, was sich in der unsichtbaren Physiologie des Nervensystems abspielt; der Physiologe muss lediglich die sprachlichen Zeichen auf ihren Grund, die Veränderungen nervöser Hirnmasse, hin zu deuten verstehen.

Jean Etienne Dominique Esquirol war ein Schüler des Psychiaters Pinel und wurde seinerseits der Lehrer Jacques-Joseph Moreau de Tours'. Esquirol baute die Elemente der klinischen Psychiatrie Pinels in engerem Anschluss an diesen, als das Bichat und Broussais bei innerer Medizin und Physiologie getan hatten, differenziert aus (für einen Vätermord war die neue Disziplin noch zu jung), doch gab er der Tendenz des Lehrers zu nosographischer Analyse und statistischer Auswertung der Fälle vor der veränderten Situation in Frankreich einen spürbar eigenen Akzent.

¹⁹ Ebd., Bd. 1, S. 207 ff.

²⁰ Ebd., S. 531 f.: »Il est certain que la haute intelligence tient aux organes phrénologiques de la comparaison et de la causalité, puisqu'elle est toujours en raison du développement simultané de ces deux organes ; mais cherchons par quoi elle se manifeste.

Evidemment c'est par le langage, soit parlé, soit écrit ; [...] Nous avons la faculté, 1° de représenter aux autres hommes, par des signes, un objet qui a frappé un de leurs sens ; 2° de leur faire comprendre et éprouver ce que nous avons senti quand cet objet a frappé nos sens, et certes nous avons pu sentir bien diversement.

[...] Il y a donc deux ordres de signes : 1° les uns qui représentent les objets extérieurs ; 2° les autres qui représentent notre sentiment personnel modifié par les objets.«

Die anatomisch-pathologischen Studien am Gehirn hatten durch die Arbeiten Galls an unübersehbarer Bedeutung auch für die Psychiatrie gewonnen, sodass Esquirol in diesem Punkt die Ablehnung Pinels, die ja nicht unbestimmt durch persönliche Empfindlichkeiten und Standesinteresse gewesen war, nicht teilte; und wenn er sich auch in der Tradition seines Vorgängers nicht speziell mit der Gehirnsektion befasste, so soll er doch in seiner Privatanstalt in Ivry eine »[...] Sammlung von 400 Schädeln mit Krankengeschichten samt 200 Gipsabdrücken von Idioten und ›Monomanen‹ [...]«²¹ besessen haben, die nach seinem Tod »[...] zum Zielgegenstand sportlichen Schießens durch das Personal geworden sind.«²²

Die lapidare Definition seines Gegenstandes im ersten Kapitel seines 1838 erschienenen Buches *De maladies mentales considérées sous les rapports médical, hygiénique et médico-légal*²³ [Über die Geisteskrankheiten, betrachtet unter medizinischen, hygienischen und gesundheitspolizeilichen Gesichtspunkten] lautet denn auch mit deutlicher Reverenz an Gall und einer gewissen Verwandtschaft zu Broussais: »Die Geisteskrankheit ist [...] eine chronische Gehirnaffection ohne Fieber, die sich durch Störungen *der Sensibilität, der Verstandesthätigkeit und des Willens* charakterisirt.«²⁴

Es finden sich in diesem Satz die Probleme, die seit dem 18. Jahrhundert die Diskussionen um die Psychopathologie bestimmt haben, in *der* Form gedrängt wieder, wie sie die junge Psychiatrie im Frankreich des beginnenden 19. Jahrhunderts aufgenommen und systematisiert hat: Die psychische Krankheit ist eine *Geisteskrankheit* [maladie mentale], also eine Erkrankung der intelligiblen Fähigkeiten in ihrer organischen Basis; sie ist chronisch, also langsam verlaufend und schwer heilbar; sie ist nicht entzündlich, steht aber über *Affection* und *Sensibilität* in Wechselwirkung mit dem Nervensystem.²⁵ Durch die »Störungen [...] *der Verstandesthätigkeit und des Willens*« ist sie dem Bereich der inneren Medizin und Physiologie entzogen, zumindest, was deren operative Methoden angeht.

²¹ Werner Leibbrand / Annemarie Wettley: *Der Wahnsinn. Geschichte der abendländischen Psychopathologie*, Freiburg i. Br. u. a. 1961, S. 423.

²² Ebd.

²³ Im Folgenden zit. nach: Jean Etienne Dominique Esquirol: *Von den Geisteskrankheiten*, hg. u. eingel. v. Erwin H. Ackerknecht, Bern u. a. 1968.

²⁴ Ebd., S. 17.

²⁵ Zur Diskussion um das Fieber vgl. Michel Foucault: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*, übers. aus dem Franz. v. Walter Seitter, Frankfurt a. M. ¹¹1996, X. Kapitel.

Esquirol folgt Pinel, was die minutiöse Beschreibung der Fälle und ihre statistische Erfassung betrifft, ja geht in diesem Punkt sogar weit über seinen Vorgänger hinaus. In der Beschreibung der von Leidenschaften, Irresein und moralischem Verfall gezeichneten Landschaft der zeitgenössischen französischen Welt erreicht seine Schilderung den Charakter des Epischen, die dieser Form einen bei Stendhal oder Balzac ungehörten reaktionären Unterton verleiht.

Die Entartung des Verstandes und der Sitten, die sich durch die Laster unserer Erziehung, durch die Geringschätzung der religiösen Angelegenheiten und durch den Mangel an öffentlicher Moral fortpflanzt, übt ihren ganzen Einfluß auf alle Klassen der Gesellschaft aus. Aber woher kommt es, daß man nicht aufgehört hat, gegen die höhere Klasse loszuziehen und die Tugenden des Volkes zu preisen? Diese rednerischen Philosophen lebten mit den Großen welche sie verläumdeten, und kannten nicht das Volk. Wenn sie die Sitten ihres Landes studirt hätten, so würden sie sich überzeugt haben, daß die Verderbniß allgemeiner, größer, scheußlicher in der untern Klasse sei, daß sie fast alle Laster der Gesellschaft zu Stande bringt, daß sie zugleich mehr Verbrechen als in den höheren Klassen hervorruft. [...] Die Erziehung ergänzt die Sitten bei den ersteren. Kein Motiv hält den Arm des Volkes zurück.

Wenn die Regierungsform auf die Sitten und Leidenschaften der Nation einfließt, so darf man nicht erstaunen, daß sie von Einfluß auf die Hervorbringung der Geisteskrankheit ist.²⁶

Solch spezieller Realismus verirrt sich nur scheinbar auf das Feld von Soziologie und Politik, denn es ist gerade die radikale Anthropologie der *aliénation mentale*, die auch diesen ein grundsätzliches Wissen vom Menschen als Instrument anbietet, das sich auf die Verwirrungen im Gefolge der großen Revolution anwenden lässt, ohne einen allgemeinen Begriff von *raison* selbst zu gefährden oder die Befehlsgewalt der Institutionen zu unterminieren; wenn später ein literarischer Naturalismus unter Berufung auf Naturgeschichte und Physiologie lärmend die Gleichheit und den Fortschritt zu legitimieren gedachte, bewies er wenig mehr als die Ignoranz seiner Voraussetzungen. Bei Esquirol wird Pinels Anspruch der *méthode de l'analyse* für die Psychiatrie nicht nur deshalb eingelöst, weil er »[...] ein besserer Statistiker und ein ausführlicherer, schärferer, differenzierterer klinischer Beobachter und Beschreiber als Pinel«²⁷ war, sondern weil diese Elemente dazu dienen können, die Sichtbarkeit, die sie konstituieren, in ein Feld anthropologischer Varianz einzuordnen, das die Totalität der einzelnen Diagnose verdoppelt. Für Pinel stand die Gestalt der Krankheit im Vordergrund seines Blicks, ihre Zeitlichkeit enthüllte sich in den genau beobachteten Phasen der Anfälle, im An-

²⁶ Esquirol: *Von den Geisteskrankheiten* (Anm. 23), S. 56.

²⁷ Erwin H. Ackerknecht: *Kurze Geschichte der Psychiatrie*, Stuttgart 31985, S. 48.

schwollen oder Abklingen der Symptome, ihre Sichtbarkeit deckte sich mit dem wahrnehmbaren Raum. Für Esquirol ist dieser wahrnehmbare Raum nur noch eine Variable unter vielen; hinter den Gestalten der Krankheit gibt es die Räume der Vererbung und der Hirnfunktionen, der Milieus, der Zivilisation, der Geschlechter.

Das erste Kapitel von *De maladies mentales* enthält vierzehn Tabellen, in denen die Insassen der Pariser und der großen europäischen Anstalten nach den verschiedensten Gesichtspunkten erfasst sind und zahlreiche Lithographien von Ambroise Tardieu,²⁸ die die ersten Ganzkörperbilder von psychisch Kranken und geistig Behinderten in der wissenschaftlichen Literatur darstellen. Sie sind in ihrer Kombination von Gebärde, Gesichtsausdruck und lapidarer diagnostischer Bildunterschrift, die allein den Namen der Krankheit verzeichnet, eine suggestive Ausformung psychiatrischer Analysen des Sichtbaren. Esquirol löste damit die Forderung seines Lehrers nach dem Primat der Beobachtung und Beschreibung auch in einem Medium ein, das die nötige Distanz und Verallgemeinerung dem Untersuchungsgegenstand gegenüber noch erhöhte. Doch die statischen Bilder sind wie die Statistik nur ein Aspekt von Sichtbarmachung; was die Dynamik der Krankheit dem Arzt gegenüber offenbart, ist auch die Verwirrung der Begriffe, die Vielzahl der Empfindungen, die Regellosigkeit der Emotionen, alles, was auch jenseits der Asylmauern angelegt ist: »[...] es ist dieselbe Welt; aber die Züge sind stärker, die Nüancen markierter, die Farben lebhafter, die Wirkungen kräftiger [...]«.²⁹

Seine Interpretation einiger *Symptome der Geisteskrankheiten* liest sich denn auch stellenweise wie eine Verbannung jeglicher *imagination* aus der streng hierarchisch geordneten Welt der Normalität und ihrer Begriffe:

Wenn die Geisteskrankheit sich durch Irrthümer der Empfindung, durch Illusionen und Hallucinationen charakterisiert und durch dieselben meist unterhalten wird, so geschieht dies auch durch die große Anzahl von Empfindungen, durch den Überfluß der Ideen, durch die Unstätigkeit der Neigungen, die ohne Ordnung, ohne Ziel und ohne Bestimmtheit unter einander hervorgerufen werden. Diese Menge von Gedanken erlauben dem Geisteskranken nicht, seine Aufmerksamkeit lange auf eine Empfindung, einen Begriff zu heften, um die Begriffe, die keine Verbindung untereinander haben, zu ordnen, und die untergeordneten Begriffe zu entfernen. Er kann nicht mehr die Eigenschaften, die Verhältnisse der Dinge fassen, noch ist er

²⁸ Nach Henri Ey: »J. E. D. Esquirol (1772–1840)«, in: *Grosse Nervenärzte*, hg. v. Kurt Kollé, Band 2: 22 *Lebensbilder*, Stuttgart 1959, S. 90 ff. [op. cit., S. 89] 27; in der von mir benutzten Neuausgabe 25 (Anm. 23).

²⁹ Esquirol: *Von den Geisteskrankheiten* (Anm. 23), S. 12.

im Stande, zu vergleichen und zu abstrahiren. Es entsteht hieraus ein wildes Delirium, das sich unaufhörlich erneuert [...]. Die Sprache, die Handlungen nehmen hieran Theil und geben manchmal dem Gedanken einen sehr hohen und selbst erhabenen Charakter!

[...]

Die Fähigkeit, die unserm Geiste eigen ist, unsere Empfindungen und Begriffe zu vereinen, die einen unter die anderen zu bringen, sie mit unseren Bestimmungen in Einklang zu stellen, zeigt sehr merkliche Veränderungen bei den Geisteskranken. Der leichteste Eindruck, die schwächste Consonanz ruft die fremdesten Verbindungen hervor.³⁰

Im Kapitel Esquirols: *Ursachen der Geisteskrankheiten* findet sich als Punkt sechs folgende Passage:

Die Personen, die sich tiefen Studien hingeben, die sich dem Fluge ihrer Einbildungskraft überlassen, ihre intellectuellen Kräfte durch eine beunruhigende Neugierde, durch Theorien, Hypothesen oder durch spekulative Ideen erschöpfen, praedisponieren zu Geisteskrankheiten.

[...]

DRYDEN sagte, daß die geistreichen Menschen und Narren sich sehr nahe ständen. Wenn man hierdurch bezeichnen wollte, daß die Menschen mit sehr lebhafter und unregelter Einbildungskraft, die sehr exaltirt sind und eine große Beweglichkeit in ihren Begriffen haben, Analogien mit den Geisteskranken zeigen, so hätte man Recht.³¹

Hier zeigt sich eine Verschiebung: Es gibt eine Verwandtschaft zwischen der Beweglichkeit der Geistreichen und den Bewegungen der Geisteskrankheit. Mit dieser Analogie erschließen sich der Psychiatrie neue Bereiche, die nicht mehr nur das Phänomen des manifesten Wahns, sondern plötzlich auch eine Reihe von Einzelercheinungen umfassen, die durch Ähnlichkeiten an die Pathologie gekoppelt werden. Eine klare Dichotomie von Vernunft oder Unvernunft beginnt zu verschwimmen, es deutet sich eine Skala von Intensitäten an, die den Blick auf einzelne Äußerungen lenkt, die isoliert in ihrem Verhältnis zur Krankhaftigkeit untersucht werden können.

Aber es gibt noch einen anderen Raum, der von Esquirol als Tiefendimension auch des Wahns angelegt ist, in dem das Rauschen und die Lichter von Paris als bedrohlicher Kosmos eines Verfalls erscheinen: Der der Heredität. Sie lässt den Wahnsinn über die Asyle ausgreifen auf die Felder von Gesellschaft und Kultur, sie erklärt die Moral und Erziehung zu einer Frage der Hygiene, sie verbindet sich mit allen Zeichen, seien sie äußerer oder innerer Natur zu einem Tableau des Fatums, das von

³⁰ Ebd., S. 19 f.

³¹ Ebd., S. 47.

dem Arzt verkündet wird wie ein unausweichliches Urteil, und das die Dringlichkeit seiner Intervention vor Augen führt.

Die Erblichkeit ist die gewöhnlichste praedisponierende Ursache der Geisteskrankheit [...]. Diese schreckliche Übertragung zeigt sich in der Physiognomie, in den äußern Formen, in den Ideen, Leidenschaften, Gewohnheiten und Neigungen. Häufig geschah es mir, daß ich einen Anfall von Geisteskrankheit mehrere Jahre voraussagte, indem ich eines dieser Zeichen bemerkte.³²

Eine weitere Übertragung, die das Organische, das im Psychischen noch immer nicht primär sichtbar wurde, auf eine Geschichte projiziert, die das, was wahrnehmbar an ihm bleibt, über die Degeneration biologischen Deutungsmustern zugänglich macht, indem sie diese Zeichen auf dem Weg einer überindividuellen Entwicklung erscheinen lässt. Esquirol deutet hier auf den Begriff der *dégénérescence* voraus, der durch seinen Schüler Jacques Joseph Moreau de Tours und durch Benoît-Augustin Morel zu einem bedeutsamen Paradigma nicht nur der französischen Psychiatrie werden sollte.

Ein deutscher Schulmeister, damals fast zwangsläufig auch Theolog, hatte in der großen Zeit der Vorbereitung einer Literatur, die später so eingängig unsere klassisch-romantische genannt werden sollte, zum Angriff auf deren eigenste medientechnische Wurzeln aufgerufen.

Worte ohne Gedanken lernen ist der menschlichen Seele ein schädliches Opium, das zwar zuerst einen süßen Traum, einen Tanz von Sylben und Bildern gewährt, vor dem man sich als vor einer Zaubersicht halbwachend und halbschlummernd fühlt; bald aber spürt man, wie bei dem körperlichen Opium die bösen Folgen dieser Wortträume. Sie ermatten die Seele und halten sie in einer bequemen Unthätigkeit fest [...] und machen der Seele zuletzt süße Contorsionen geläufig [...] dunkle oder lichte Schemen der Imagination [...] Wortschälle, Opiumträume.³³

Bemerkenswerterweise sind es gerade die physischen Begleiterscheinungen der Gedächtnisübung, die physiologischen Realien der Sprache und des Sprechens, die hier als ein schädliches Rauschmittel denunziert werden. Sie besonders sind offenbar in der Lage, *süße Contorsionen* zu erzeugen, *Schemen der Imagination, Wortträume*. Die bloßen Schwingungen der Schälle erschüttern eine noch nicht auf die Entzifferung von Bewusstseinsinhalten festgelegte Seele und machen sie vielleicht fürderhin für den Entwicklungsroman unbrauchbar. Ganz gegen seinen Willen spricht damit Herder jedoch einen Aspekt von Sprache an, der

³² Ebd., S. 68. Über den verhängnisvollen Einfluss solcher Suggestion braucht hier nichts gesagt zu werden.

³³ Johann Gottfried Herder: *Sämtliche Werke*, hg. v. Bernhard Suphan, Berlin 1877–1913, Bd. XXX, S. 266 f.

eine Verbindung mit dem Seelischen offenlegt, der direkter ist, als der Geist es je erahnte – und den Alten längst bekannt; erst aber eine eben für die Erschütterbarkeiten des physiologischen Lebens offen gewordene Medizin macht mit Moreau de Tours im 19. Jahrhundert den Schritt, die *Contorsionen* der Nerven mit solchen der Sprache in direkte physiologische Relation zu setzen und an deren Schnittstelle einen experimentellen Blick in die Seelen zu werfen.

Auch die altehrwürdigen Begriffe *dementia* und *mania* werden durch diese *observation intérieure, observation par conscience intime*,³⁴ die etwas fundamental anderes ist, als eine philosophische Selbstbeobachtung des Geistes, in einen neuen Zusammenhang gerückt. Das Wortopium auswendiggelernter, höchstwahrscheinlich lateinischer oder griechischer Silben, sollte laut Herders leicht hysterischer Warnung eine Art memorativen Wahnsinns hervorrufen, der in seiner ersten Form einer Manie gleicht, die später in die Ermattung einer poetischen Demenz übergeht, an deren moralischer Fragwürdigkeit der Schulprediger kaum einen Zweifel lässt.

Moreau de Tours, der diese Krankheitsbilder nicht aus der Schule, wohl aber aus den Spitälern und *petites-maisons* vor Augen hatte, könnte sich schwerlich vorstellen, dass aus einer Reglementierung des Gedächtnisses geistig-seelischer Verfall hervorgeht;³⁵ im Gegenteil, gerade die Entregelung der geistigen Fakultäten erscheint ihm als das verbindende Element der Erscheinungsformen des Wahns.³⁶

Schon viele vor Moreau, allen voran sein berühmter und bewunderter Lehrer Dominique Esquirol, hatten diese Vielzahl der verschiedenen Veränderungen, die während des Wahns auftreten, registriert, doch mehr, als ihre Beobachtungen detailliert zu beschreiben und in ein ausgeklügeltes begriffliches System zu bringen, war dieser Forschungsmethode nicht möglich gewesen. Moreau setzt genau hier an: Seinen Vorgängern sei es eben durch ihre Methode der rein äußerlichen Beobachtung verwehrt geblieben, tiefer in die Phänomene einzudringen. Dem setzt Moreau die Selbstbeobachtung entgegen.

³⁴ Jacques-Joseph Moreau de Tours: *Du Hachisch et de l'Aliénation mentale. Études psychologiques*, Paris 1845, S. 120.

³⁵ Nicht sehr viel später, 1885, wird Hermann Ebbinghaus genau solche Methoden anwenden, die dann aber nicht mehr Schall und Wahn, sondern Assoziationspsychologie heißen. Die Psychotechnik hatte schon längst modernere Methoden, als sie noch Herder vorschwebten, nichtsdestotrotz bildeten auch sie den Geist nach dem Buchstaben. Vgl. Hermann Ebbinghaus: *Über das Gedächtnis. Untersuchungen zur experimentellen Psychologie*, neue, unveränderte und ungekürzte Ausgabe 1992 nach der 1. Aufl. 1885, Darmstadt 1992.

³⁶ Moreau de Tours: *Du Hachisch* (Anm. 34), S. 120 f.

Diese *Observation directe, positive*³⁷ braucht allerdings einen Angelpunkt im Gehirn des Beobachtungsobjektes selbst, der ja von der pathologischen Anatomie im Dienste der Psychiatrie nicht hatte erbracht werden können, weshalb die einzige Leistung der noch jungen Teildisziplin Psychiatrie in der Systematisierung einer abundanten Menge von Daten aus Biographien, Krankengeschichten und Sektionen bestand, die zwar nicht selten die Grundlage administrativer und legislativer Entscheidungen gebildet, zu der Frage jedoch, was an medizinischen Ursachen hinter allen diesen Phänomenen liegen könnte, wenig beigetragen hatte. Mit dieser für die Psychiatrie unbefriedigenden Situation bricht Moreau de Tours radikal: Nur indem man versuche, die Zustände des Wahns der ärztlich-experimentellen Erfahrung zugänglich zu machen, erhalte man Ergebnisse, die sowohl der Frage, was der Wahn überhaupt sei, wie der Frage nach seiner Therapie angemessen seien. Moreau de Tours macht Ernst mit dem Prinzip der Psychiatrie seit Gall und Pinel, die psychischen Phänomene von ihren Störungen her zu begreifen, nur kommt er von den Effekten der Störung her zu ihrer Ursache; die völlige Verwirrung, die durch den Einsatz des Haschisch bei *la conscience* und *le moi*³⁸ eintritt, führt zurück auf eine viel allgemeinere Grundlage der Lebensvorgänge, als moralische oder andere Ursachen des Wahns, wie sie noch Pinel und Esquirol angenommen hatten.

Damit ist jener Angelpunkt im nervösen Apparat des Menschen angegeben, der das gesamte System genau so aus den Fugen zu bringen vermag, wie es die noch unbekannt organische Ursache bei den psychiatrisch Erkrankten tut. Die diagnostischen Differenzierungen dieser Erkrankungen sind für Moreau lediglich Resultate der rein äußerlichen Beobachtung und gestatten in den meisten Fällen nicht einmal Vermutungen über ihren direkten Zusammenhang mit der Schwere der Krankheit. Dennoch existiert eine psycho-zerebrale Veränderung, »une lésion dynamique de l'organe intellectuel«,³⁹ eine funktionelle Störung⁴⁰ des Geistes. Genau diese Störung kann durch den Einsatz des Haschisch der experimentellen Beobachtung zugänglich gemacht werden.

Die Diskussion dieser Zusammenhänge zeigt Moreau gelegentlich auf der Spur neuer endokrino- und neurologischer Ursachenforschung in der Psychiatrie, so wenn er molekulare Prozesse innerhalb der Ner-

³⁷ Ebd., S. 171.

³⁸ Ebd., S. 95 und Jacques-Joseph Moreau de Tours: *La Psychologie morbide dans ses rapports avec la Philosophie de l'histoire ou de l'influence des névropathies sur le dynamisme intellectuel*, Paris 1859, S. 431n.

³⁹ Moreau de Tours: *Du Haschisch* (Anm. 34), S. 392.

⁴⁰ Ebd. »lésion fonctionnelle«.

ven- und Gehirnschubstanz annimmt⁴¹ oder erstmals auf Veränderungen in den Tiefen der Gewebe, und damit im Zusammenhang seiner Vererbungstheorie auf mögliche enzymatische Ursachen verweist.⁴²

Doch bleibt die vorerst einzige Methode der Erforschung die *observation intérieure*, aufs engste verbunden mit einer experimentellen Spurensuche der Effekte des Wahns. Ich zitiere Moreau: »Diese Veränderung offenbart uns ihre Existenz durch Selbstbeobachtung auf nahezu sichere Weise.«⁴³

Unter der Wirkung von Haschisch macht jemand diese Veränderung durch, ohne seinen Verstand für immer zu verlieren, er träumt, ohne zu schlafen, und er deliriert, kann sich aber später an die Differenz dieses Zustandes von seinem Alltagsbefinden erinnern, gerade weil er mit einem gewissen Schrecken die Verschmelzung und Durchdringung der beiden Zustände erlebt hat.⁴⁴

Doch die Selbstbeobachtung des Psychiaters, die so zweideutig zwischen Traum und Rausch aufgeht, beleuchtet blitzartig ein Oszillieren zwischen »état de rêve« und »état hallucinatoire«⁴⁵, die beide durch das Hören vermittelt sind. Das von Moreau de Tours zitierte Dichterwort vom Hineinfluten des Traumes in das Reelle⁴⁶ wird von ihm aufgefasst als eine Form der Rede, die dem Halluzinierenden hörbar macht, was dem Gesunden nur ein unendliches inneres Denken scheint.⁴⁷ Träumer und Halluzinator werden nach Moreau jedoch mit einem vollständigen Diskurs überflutet, mit einem »Denken, [...] gekleidet in das sensorische Zeichen artikulierter Laute«.⁴⁸ Sprache, Sprechen, geistige Tätigkeit bedeuten damit im Hinblick auf Rausch und Krankheit sinnliche Präsenz der Imagination, eine Prädominanz von *imagination* und *mémoire* im Rausch⁴⁹ wie im Wahn, Normalität heißt Unterdrückung dieser Impulse; »[...] dissolution [...] désagrégation moléculaire de l'intelligence [...] décomposition intellectuelle«⁵⁰ sind demnach klar eingegrenzte diagnostische Zeichen, die durch das Abfragen ihrer Äußerungen in Wort und

⁴¹ Ebd., S. 397.

⁴² Ebd., S. 398.

⁴³ Ebd., S. 397 f.

⁴⁴ Ebd., S. 172 f.

⁴⁵ Ebd., S. 351.

⁴⁶ Moreau de Tours: *La Psychologie morbide* (Anm. 38), S. 430n.

⁴⁷ Moreau de Tours: *Du Haschisch* (Anm. 34), S. 352: »Comme le rêveur, l'halluciné n'entendra pas seulement des sons qui auront autrefois frappé son oreille, mais il entendra des discours plus ou moins suivis. Dans l'état normal, penser c'est parler intérieurement ; dans le cas où se trouve l'halluciné, c'est parler haut.«

⁴⁸ Ebd., S. 354: »pensée [...], revêtue du signe sensible des sons articulés«.

⁴⁹ Ebd., S. 63.

⁵⁰ Ebd., p. 98.

Schrift eben nicht nur wie in der älteren *méthode d'analyse* beschrieben, sondern durch und durch charakterisiert sind. Mit Moreau macht die Psychiatrie des 19. Jahrhunderts einen ersten revolutionären Schritt, Sprache, Sprechen, Schreiben im buchstäblichen Sinne als Medien von Gehirndaten aufzufassen. Das alltägliche Denken, Traumdiskurse, die akustischen Halluzinationen in Rausch oder Wahn, werden begriffen von ihrer physiologischen Realität des Sprechapparates her; das normale Leben verbirgt diesen Zusammenhang unter einem kohärenten Muster von Ausblendungen und Linearitäten, die in Traum, Rausch und Wahn dispensiert sind⁵¹ und so das eigentliche Sprechen und Schreiben in seiner Funktion wieder hervortreten lassen. Moreau erläutert dies am Beispiel eines Kranken, der Stimmen hört:

Es ist nicht genug, daß B. sein Denken hört und es innerlich mitspricht, es ist ebenso notwendig, daß er die Bewegungen der Zunge und der Lippen ausführt, aus denen die Artikulation der Schälle resultiert. Man könnte wahrhaftig sagen, hier sei die Natur auf frischer Tat ertappt. Es ist offensichtlich, wie hier bei ihm das Phänomen der auditiven Halluzination nichts anderes ist, als [aus-]gesprochenes Denken [...].⁵²

Die unendlichen Modifikationen des Sprechens und der Sprache, innere Stimmen, Gedanken, Schreiben, all dies, was für so lange Zeit geradezu die Essenz des abendländischen Selbstverständnisses und seiner Reproduktion bildete und noch bildet, wird von Moreau de Tours zurückverfolgt an seinen intimsten Ort als ein Aussprechen von physiologischen Daten aus Gehirn und Nervensystem, die provoziert werden können allein durch eine psycholytische Droge, die eben die scheinbare Einheit des *moi*, ganz wie Broussais es vorhergesagt hatte, pharmakodynamisch auflöst in ihre neurophysiologischen Komponenten. Die bloßen Wortschälle sind mitnichten der Seele ein schädliches Opium, sie sind lediglich Output der süßen Contorsionen, die die tiefste organische Basis jedweden Entwicklungsromans schon bilden; das Übergewicht von Vorstellung und Erinnerung im Haschischrausch, das Moreau als einen Befund seiner Experimente verbucht,⁵³ spricht die Tatsache überdeutlich aus, dass eben Schreiben ein Aufschreiben, und nur dieses ist.

⁵¹ Ebd., S. 66 f.

⁵² Ebd., S. 354: »Il ne suffit pas à B..., pour qu'il entende sa pensée, de la parler intérieurement, il faut encore qu'il exécute les mouvements de la langue et des lèvres d'où résulte l'articulation des sons. On peut dire véritablement qu'ici la nature est prise sur le fait. Il est évident que chez lui le phénomène de l'hallucination auditive n'est autre que la pensée parlée [...].«

⁵³ Ebd., S. 63: »[...] la mémoire et l'imagination prédominent [...].«

Was das unter den Bedingungen der Notation von Räuschen auch für den aufzeichnenden Arzt selbst bedeutet, lässt sich erahnen.

Unter der Maske des Rauschs erscheint zwar auch die Monstrosität eines überdimensionierten Geschichtsbewusstseins, das ehemals seine materiellen Träger, die Stimmen von tausenden, lateinische und griechische Verse aufsagenden Schulkindern, zum Schweigen gebracht hatte, um nur noch Geist, Mensch und Geschichte gelten zu lassen, doch auf die Formel der Droge gebracht, ermöglicht solches Absehen von technischen Bedingtheiten des Wissens mit einem Mal erstaunliche historische Kurzschlüsse: Arthur Rimbaud wird mit einem Federstrich in einem empörten Brief an seinen Rhetoriklehrer alles zwischen der Poesie der Griechen und Baudelaire als Mumpitz oder eben Rhetorik vom Tisch wischen (*tabula rasa*, wie es in der Sprache des Lehrers so schön hieß). Nietzsche, der ungefähr zeitgleich an einem Buch über die griechische Tragödie arbeitet, in dem nicht zufällig der Rausch und die Ekstase eine wichtige Rolle spielen, schließt ebenso kühn das klassische Zeitalter im Namen des Dionysos mit dem Gesamtkunstwerk Richard Wagners kurz. Geschichtsbewusstsein als ein Bewusstsein des Rausches ermöglicht das Verständnis des Ästhetischen als neurophysiologischem Phänomen. Schon Baudelaire hatte dies in dem Klanggewittern Wagners geahnt und mit der ihm eigenen Hellsichtigkeit in Verbindung zu seinen Haschischerlebnissen gesetzt.

Das wird natürlich Folgen auch für die Poesie haben. Denn im cannabisinduzierten Erleben von Sprache und Sprechen als sensiblem, sensorischem Ereignis – Moreau de Tours beschreibt selbst die persönliche Erfahrung der Stimmen, die in seinem Schädel widerhallen⁵⁴ – werden diese wie das irritable *moi* in ihre Elemente, eine Folge von mehr oder weniger sinnvollen Lauten zerlegt. Was Moreau als das Spezifische von Wahn und Traum bestimmt, das Sich-Durchdringen der gemeinhin einander abgewandten Wahrnehmungswelten des physiologischen Inneren und physikalischen Äußeren, kann so am Leitfaden einer Sprache als Signal dieser Durchdringung nachvollzogen werden. Damit werden sprachliche Äußerungen in einem ganz neuen Maße Gegenstand der medizinisch-psychologischen Wissenschaft; 1850 wird Moreau schreiben, dass man zwar sagen könne, die Wahnsinnigen schrieben, wie sie dächten,⁵⁵ doch dass das Schreiben auch von nicht wahnsinnigen

⁵⁴ Ebd., S. 178: »[...] les voix que j'avais entendues m'avaient semblé *retentir dans ma tête*«.

⁵⁵ Jacques-Joseph Moreau de Tours: *Un Chapitre Oublié de la Pathologie Mentale. [...] Publié par le Journal »L'Union Médicale«*, Paris 1850, S. 75: »[...] on peut dire que les aliénés *écrivent* comme ils pensent [...]«.

Individuen, wenn es dieselben Merkmale aufweise aus diesem Grund durchaus von psychologischer Relevanz sei,⁵⁶ und er stellt die naheliegende Frage, ob bei einer so großen Übereinstimmung nicht auch eine zerebrale Organisation vorliege, die sich nicht wesentlich von der Wahnsinniger unterscheide.⁵⁷ Schreiben und Sprechen bleiben also, wie schon unter der Herrschaft der Schriftlichkeit mit ihren Canones von Bewahren und Vergessen, durchaus anfällige Praktiken auch und gerade unter dem neuen Primat eines psychiatrischen Wissens.

Das Unheimliche, das in solchen Befunden haust, die Schreiben und Sprechen ganz direkt zum diagnostischen Medium von Gehirndaten erklären, wird jedoch nicht allein in der Psychiatrie deutlich; die Vielzahl von Erschütterungen, Bahnungen und Karambolagen der Großstadt des 19. Jahrhunderts, die keine Halluzination eines Wahnsinnigen, nicht einmal nur die Folge der überreizten Nerven eines *décadent* sind, erzwingen eine nicht bloß metaphorische Verschaltung von Nervensystem und anderen Netzen, zum Beispiel dem Verkehrsnetz, sie *zerstreuen*⁵⁸ das Ich der Metropolenbewohner in einem ganz und gar direkten Sinne.

Genau in dieser Konstellation beginnt in einer weiteren europäischen Metropole ein junger Wissenschaftler, ausgehend von Untersuchungen organischer sprachlicher Störungen, sich für die Dynamik der Sprache und des Sprechens in psychopathologischer Hinsicht zu interessieren; Sigmund Freud muss beinahe erstaunt feststellen: »Ich bin nicht immer Psychotherapeut gewesen, sondern bin bei Lokaldiagnosen und Elektroprognostik erzogen worden wie andere Neuropathologen, und es berührt mich selbst noch eigentümlich, daß die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind, und daß sie sozusagen des ernstesten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren.«⁵⁹ Vielleicht ist dies ein letztes (Selbst-)Vergessen dessen, dass man schon lange in Frankreich Novellen wie Krankengeschichten zu lesen begonnen hatte. Moreau de Tours' Aufsatz über die Identität von *rêve* und *folie* von 1855⁶⁰

⁵⁶ Ebd. bemerkt Moreau, dieses Merkmal verliere nicht seine psychologische Signifikanz [*sa signification psychologique*], wenn es bei Nicht-Wahnsinnigen beobachtet werde.

⁵⁷ Ebd.: »Comment ne pas reconnaître que, chez les uns et les autres, des manifestations qui ont une si grande analogie ne proviennent pas d'une organisation cérébrale, de conditions psycho-organiques [sic], sinon identiques, du moins qui ne diffèrent pas d'une manière essentielle ?«

⁵⁸ Die Wortgeschichte von ›Zerstreuen, Zerstretheit‹ hat tatsächlich auch psychopathologische Wurzeln. Vgl. Lutz Röhrich: *Lexikon der Sprichwörtlichen Redensarten*, Bd. 2, Darmstadt 72004, S. 1203 f.

⁵⁹ Sigmund Freud: *Studien über Hysterie*, in: *Gesammelte Werke I*, Frankfurt a. M. 1999, S. 75–312, S. 227.

⁶⁰ Jacques-Joseph Moreau de Tours: *De l'identité de l'état de rêve et de la folie*, in: *Annales médico-psychologiques*, 3^e série, tome I Juillet 1855.1, S. 361–408.

findet sich dennoch im Literaturverzeichnis der Erstauflage der *Traumdeutung*.⁶¹ In einem früheren, 1896 bezeichnenderweise auf französisch verfassten Aufsatz, hatte Freud sich mit dem noch immer virulenten Moreauschen Gedanken der Heredität von Neurosen auseinandergesetzt, diesen jedoch nur noch in Einschränkungen gelten lassen;⁶² aber in seiner Schrift *Zur Psychopathologie des Alltagslebens* zeigt sich, dass die Annahme sowohl einer Parallelität von Traum und Neurose, als auch die von einer gewissermaßen allgemeinen Nervosität, die sein französischer Kollege 1850 in einer kleinen Schrift *Un chapitre oublié de la Pathologie mentale* dargelegt hatte, gerade in einer neuropathologischen Perspektive relevant geblieben waren.⁶³ Es heißt bei Freud mit Bezug auf die Fehlleistungen:

Die richtige Beurteilung der sonderbaren psychischen Arbeit, welche die Fehlleistung wie die Traumbilder entstehen läßt, wird uns erst ermöglicht, wenn wir erfahren haben, daß die psychoneurotischen Symptome [...] in ihrem Mechanismus alle wesentlichen Züge dieser Arbeitsweise wiederholen. [...] Für uns hat es aber noch ein besonderes Interesse, die Fehl-, Zufalls- und Symptomhandlungen in dem Lichte dieser letzten Analogie zu betrachten. Wenn wir sie den Leistungen der Psychoneurosen, den neurotischen Symptomen, gleichstellen, gewinnen zwei oft wiederkehrende Behauptungen, daß die Grenze zwischen nervöser Norm und Abnormität eine fließende, und daß wir alle ein wenig nervös seien, Sinn und Unterlage.⁶⁴

⁶¹ Sigmund Freud: *Die Traumdeutung*, in: *Gesammelte Werke II/III*, Frankfurt a. M. 1999, S. 632.

⁶² Sigmund Freud: *L'hérédité et l'étiologie des névroses*, in: *Gesammelte Werke I*, Frankfurt a. M. 1999, S. 405–422, hier S. 421 f.

⁶³ Vgl. meinen Aufsatz: »Vererbung, Nervosität, Psychopathologie des Alltagslebens. Jacques-Joseph Moreau de Tours' vegessener Text ›Un Chapitre oublié de la pathologie mentale‹, in: *Trajekte*, 17 (2008), S. 39–42.

⁶⁴ Sigmund Freud: *Zur Psychopathologie des Alltagslebens*, in: *Gesammelte Werke IV*, Frankfurt a. M. 1999, S. 309.

Saxa Loquuntur! Freuds Archäologie der Hysterie¹

KNUT EBELING

Am Anfang von Freuds Archäologie stehen Legenden.² Legende geworden ist seine Faszination für verschüttete Stätten, seine »Vorliebe für das Prähistorische«,³ eine Passion, »die an Stärke nur von seiner Nikotinsucht übertroffen werde«.⁴ Legende wurde Freuds Sammelleidenschaft jener Antiken, die in seinem Behandlungszimmer vor den Augen seiner Patienten aufgebaut wurden, um im Angesicht der ausgegrabenen Kostbarkeiten seine Ausgrabungen von psychischen Scherben und Scherereien durchzuführen.⁵ Legende wurde auch Freuds Drang, ein oder zweimal

¹ Der auf eine Anregung Richard Armstrongs (Houston) entstandene Beitrag geht auf einen Vortrag vom 12.10.2002 auf der Tagung *Archäologie als Metapher und Methode* im Berliner Zentrum für Literaturforschung zurück.

² Zu Freuds Archäologie vgl. Richard H. Armstrong: »Urorte und Urszenen. Freud und die Figuren der Archäologie«, in: Stefan Altekamp / Knut Ebeling (Hg.): *Die Aktualität des Archäologischen – in Wissenschaft, Medien und Künsten*, Frankfurt a. M. 2004, S. 137–158; Richard H. Armstrong: *A Compulsion for Antiquity. Freud and the ancient world*, Ithaca u. a. 2005; Knut Ebeling: »Freud, die Archäologie, die Moderne. Die archäologische Methode als Antwort auf Nietzsches Repräsentationskritik«, in: *Nietzscheforschung. Ein Jahrbuch* 7/2000, hg. von Volker Gerhardt / Renate Reschke, S. 127–140; Knut Ebeling: »Schicht und Geschichte. Eine ästhetische Theorie der Kulturgeschichte nach Freuds Unbehagen in der Kultur«, in: Renate Reschke (Hg.): *Ästhetik – Ephemeres und Historisches. Beiträge zur Diskussion*, Hamburg 2002, S. 35–54.

³ Sigmund Freud: *Briefe an Wilhelm Fliess 1887–1904*, hg. von Jeffrey Mousaieff Masson, Frankfurt a. M. 1986, S. 374. Vgl. Helga Jobst: »Freud and Archaeology«, in: *The Sigmund Freud House Bulletin*, 2 (1978), S. 46–50.

⁴ Max Schur: *Sigmund Freud. Leben und Sterben*, Frankfurt a. M. 1982, S. 296.

⁵ Freud trat durchaus in der Manier eines Direktors einer archäologischen Sammlung vor seine Patienten und unterfütterte seine Argumentation häufig mit archäologischer Rhetorik. Auch die Qualifizierung des Materials der Patienten erfolgte offenbar mehr nach archäologischen denn nach psychologischen Kriterien. »In seiner Sammlung schätzte er am meisten die nicht zerbrochenen, vollständig erhaltenen Stücke, die allen Angriffen der Zeit getrotzt hatten und in ursprünglicher Makellosigkeit und Frische aus ihrer Verschüttung ausgegraben worden waren. An den aus der Verdrängung gehobenen Erinnerungen war es genau diese Qualität, die zu preisen er nie müde wurde und die ihn bereits entzückt hatte, als er ihr bei seinen hypnotischen Experimenten erstmals begegnet war.« Suzanne Bernfeld Cassirer: »Freud und die Archäologie«, in: Siegfried Bernfeld / Suzanne Bernfeld Cassirer (Hg.): *Bausteine der Freud-Biographik*, Frankfurt a. M. 1988, S. 237–260, hier S. 241 f. Die reichhaltigste Sammlung von Belegen für die Freudsche archäologische Leidenschaft finden sich in zwei Ausstellungskatalogen der Freudschen Antikensammlung: Lynn Gamwell / Richard Wells (Hg.): *Sigmund Freud and Art. His*

im Jahr nach Rom reisen zu müssen – eine Stadt, die nur aus dem Grund zum Motor und Modell der Verdrängungshypothese werden konnte, weil die römische Sinnlichkeit (die er in den Reisebriefen an seine Frau tunlichst verschwiegen) ihrerseits von Freud verdrängt worden war, bevor er 1901 seine berühmte Romneurose überwand und die ewige Stadt endlich verzeitlichen konnte. Seither musste Freud »bis zum Krieg und einmal nachher wenigstens einmal im Jahr für Tage oder Wochen in Rom sein, und dergleichen.«⁶ Auch aufgrund dieser aufreibenden Avancen gegenüber Altertümern musste er eines Tages bekennen, »bei aller gerühmten Anspruchslosigkeit viel Opfer für meine Sammlung griechischer, römischer und ägyptischer Antiquitäten gebracht [zu haben] und eigentlich mehr Archäologie als Psychologie gelesen [zu haben]«, wie er seinem Biographen Stefan Zweig berichtete.⁷

Der Durst nach Vergangenheit

Der Diskursbegründer der Psychoanalyse war ein Antikenjunker auf psychologischen Abwegen. Gerade aus seinem Suchtmittel versuchte der unheilbar am »Durst nach Vergangenheit« (Walter Benjamin) Erkrankte eine Kur für Patienten zu entwickeln, die unter anderen Sehnsüchten litten. Der Leidensdruck war nicht gering, die Belohnung jedoch groß: Allein die Postkarten, die Freud vom Ort seiner Sucht nach Hause schrieb, sprechen vom Bann, in den die Vergangenheit den Abhängigen schlug. In ihnen ist nichts zu merken von einer Enttäuschung über die Abwesenheit des Vergangenen, nichts von jener Antikenmelancholie, die die Ruinenreisenden der Vergangenheit von Hofmannsthal bis Heidegger bisweilen befiel.⁸ Die Faszination für alles Alte hatte Freud fest in der Hand – beispielsweise wenn er sich in Rom tagelang in die neueste Literatur zum Forum Romanum versenkte, das er nie ohne

Personal Collection of Antiquities, London 1989; Lydia Marinelli (Hg.): *Meine alten und dreckigen Götter. Aus Sigmund Freuds Sammlung*, Sigmund Freud-Museum Wien 1998.

⁶ Sigmund Freud: *Briefe 1873–1939*, hg. von Ernst und Lucie Freud, Frankfurt a. M. 1972, S. 421.

⁷ Freud am 7. Februar 1931 an Stefan Zweig, in: Freud: *Briefe 1873–1939* (Anm. 6), S. 421. Von der Wichtigkeit der Archäologie für Freud spricht auch Tögel, wenn er die Archäologie als erste von Freuds Leidenschaften noch vor der Psychoanalyse und dem Reisen nennt. Tögel, Christfried: »Gestern träumte ich wieder vom Reisen«, in: Sigmund Freud: *Unser Herz zeigt nach dem Süden. Reisebriefe 1895–1923*, hg. von Christfried Tögel, Berlin 2002, S. 9–38, hier S. 9.

⁸ Vgl. dazu Peter Geimer: »Frühjahr 1962. Ein Touristenschicksal«, in: Wolfgang Ulrich (Hg.): *Verwindungen. Arbeit an Heidegger*, Frankfurt a. M. 2003, S. 45–47.

Sichtung der neuesten Forschung besuchte.⁹ Diese Forschungen dienten jedoch nicht nur zur humanistischen Erbauung oder zum touristischen Zeitvertreib. Sie wurden Baustein für Baustein in die psychoanalytische Theoriebildung eingebaut. Allein Freuds kongeniale Deutung von Wilhelm Jensens *Gradiva* von 1907 demonstrierte, dass Ruinen für Freud keine Sehenswürdigkeiten waren, sondern »Zeitmaschinen, die ihre Benutzer im Geist ins Altertum zurückversetzten«.¹⁰

Zeitmaschinen regulierten den Verkehr zwischen Gegenwart und Vergangenheiten – und nichts anderes als eine Zeitmaschine war es auch, was Freud im Angesicht der Ruinen unter dem Titel Psychoanalyse entwickelte. Unter dem Eindruck wissenschaftlich vertiefter Ruinenfreuden wird der freie Verkehr zwischen beiden Domänen wissens- und sichtbestimmend: Die phantastische Topographie Roms hing in Gestalt einiger Piranesis in Freuds Arbeitszimmer; ein Gipsabdruck der *Gradiva* hing zwischen Couch und Kachelofen.¹¹ Weil Freuds Blicke beständig an der Antike hingen, musste er eine Theorie entwickeln, in der sich Vergangenheit und Gegenwart ebenso wechselseitig durchdrangen wie in seiner Lieblingsstadt.¹² Ebenso wie er auf seinen Reisen Orte sah, an denen sich Vergangenheit und Gegenwart, Häuser und Ruinen »nicht deutlich unterscheiden lassen«¹³, wird die Überlagerung, Überblendung und Verkeilung von Gegenwart und Vergangenheit zum Merkmal einer avantgardistischen Wissenschaft namens Psychoanalyse. Angesichts der Piranesis war es nur noch ein kleiner Schritt zu der »phantastischen Annahme«, die nicht nur dem *Unbehagen in der Kultur* von 1930, sondern der gesamten Psychoanalyse zugrunde lag: nämlich der, »Rom sei nicht eine menschliche Wohnstätte, sondern ein psychisches Wesen von ähnlich langer und reichhaltiger Vergangenheit, in dem also nichts, was einmal zustande gekommen war, untergegangen ist, in dem neben der letzten Entwicklungsphase auch alle früheren noch fortbestehen.«¹⁴

⁹ Freud: *Reisebriefe* (Anm. 7), S. 217 ff.

¹⁰ Peter Geimer: *Die Vergangenheit der Kunst. Strategien der Nachträglichkeit im 18. Jhd.*, Weimar 2002, S. 123.

¹¹ Richard H. Armstrong weist auf den besonderen Genuss hin, den der Besitz des Reliefs Freud verschaffte. *Compulsion* (Anm. 2), S. 13.

¹² Freud: *Briefe an Wilhelm Fliess* (Anm. 3), S. 30.

¹³ Freud: *Reisebriefe* (Anm. 7), S. 187.

¹⁴ Sigmund Freud: *Gesammelte Werke*, hg. von Anna Freud/E. Bibring/W. Hoffer u. a., Frankfurt a. M. 1940–52, Bd. XIV, S. 427. Im folgenden GW mit Band- und Seitenangabe abgekürzt. Und an Wilhelm Fliess schreibt Freud am 20.10.1895: »Du weißt, ich arbeite mit der Annahme, dass unser psychischer Mechanismus durch Aufeinanderschichtung entstanden ist, indem von Zeit zu Zeit das vorhandene Material von Erinnerungsspuren eine Umordnung nach neuen Beziehungen, eine Umschrift erfährt.« Freud: *Briefe an Wilhelm Fliess* (Anm. 3), S. 30.

Was bei der »phantastischen Annahme« auf dem Spiel stand, war nicht mehr und nicht weniger als eine für das 20. Jahrhundert neue, weil archäologische Zeitlichkeit. In einer Dependence römischer Ruinen in der Wiener Berggasse wurde eine neue Verteilung von Gegenwarten und Vergangenheiten entwickelt. Ein prominentes Modell dieser verschobenen Zeitlichkeit war die zwischen Vergangenheit und Gegenwart verkeilte Stadt Rom. So sehr war Freud für die Entwicklung seiner virtuellen Wissenschaft auf dieses Modell angewiesen, dass er von seiner »neurotischen Romsehnsucht«¹⁵ sagte, sie sei in den 90er Jahren so quälend geworden, dass er kaum noch etwas anderes tun konnte, »außer etwa die Topographie von Rom zu studieren«¹⁶ – schließlich studierte Freud an seinem liebsten Modell nichts anderes als die Topographie eines Unbewussten, das erstens als ebenso außerzeitlich und ewig konzipiert wurde wie die ewige Stadt. Und zweitens erstreckte sich die Räumlichkeit dieses Modells nicht nur in die Horizontale, sondern auch in eine Tiefe, die eine römische war. Das demonstrierten Freuds drei berühmte Schichten der Psyche Ich, Es und Über-Ich, die den drei römischen Kulturschichten Antike-Barock-Moderne entsprachen.

Dahingerafft von Antikensehnsucht, bestimmte die Vernarrtheit ins Vergangene Freuds Leben an seinem Ende bis in seine Tagesabläufe hinein.¹⁷ Doch nicht nur Freuds römische Tagesabläufe, auch die Auflistung seiner übrigen Reiseziele lesen sich wie ein *Best of Baedeker*¹⁸ – und das buchstäblich: In Rapallo, von wo aus er 1905 an seinen Bruder Alexander schrieb, war es ihm zur »ernsten Pflicht« geworden, »mit dem Baedeker in der Hand neue Gegenden, Museen, Paläste, Ruinen zu verificiren«.¹⁹ Freud befand sich – in Gesellschaft eines ganzen Bildungsbürgertums – in der Falle der Vergangenheit. Egal wohin der Diskursbegründer reiste – die Besichtigung der Altertümer war keine Pflicht, sondern Zwang: Freud litt an einer »Compulsion for Antiquity«²⁰. Und selbst wo die Gegenwart enttäuschte, dienten Altertümer noch zur Rechtfertigung von Reisen – wie beim Besuch des aktuell abstoßenden Ravennas, der von Freud mit dem Besuch seiner Altertümer gerechtfertigt wurde.²¹ So

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd., S. 363; Tögel: *Gestern träumte ich* (Anm. 7), S. 28 ff.

¹⁷ Vgl. die Kalendereintragungen seiner letzten Romreise 1923: Freud: *Reisebriefe* (Anm. 7), S. 378 ff.

¹⁸ Tögel: *Gestern träumte ich* (Anm. 7), S. 391–398.

¹⁹ Freud: *Reisebriefe* (Anm. 7), S. 205.

²⁰ Vgl. Armstrong: *Compulsion* (Anm. 2).

²¹ Freud: *Reisebriefe* (Anm. 7), S. 60.

war es nicht eben als Lob zu verstehen, wenn er von Livorno berichtete, die Stadt habe keine Geschichte, alles sei sehr »modern«²².

Tatsächlich war die Zeitspanne zwischen der ersten und der letzten Verwendung des archäologischen Modells enorm.²³ Sie umfasste mit der Zeit von 1893 bis 1937, als Freud noch einmal in den *Konstruktionen in der Analyse* auf seine Proto-Konstruktion einer Archäologie der Seele zurückkommt, fast ein halbes Jahrhundert. Beim Blick auf diese Zeitspanne fällt auf, dass das archäologische Modell vor allem am Anfang und am Ende der psychoanalytischen Theoriebildung virulent war. Um den ersten Weltkrieg nehmen die archäologischen Modellierungen deutlich ab – die Knochen, die man plötzlich statt der Altertümer im Erdboden fand, stellten den Wert der humanistischen Tradition grundlegend in Frage. Trotz der Ablösung der humanistischen Kultur durch Maschinen und Medien erscheint das archäologische Modell bei Freud so strahlend und unangetastet wie in der Blütezeit der klassischen Archäologie Ende des 19. Jahrhunderts – die er sichtlich beerbt. In der Tat waren vom ersten pittoresken Modell des Ausgräbers aus der *Ätiologie der Hysterie* von 1896 bis zu den *Konstruktionen in der Analyse* von 1937 ganze Weltalter und Weltkriege an Freud vorbeigezogen. Sein archäologischer Ideenpool blieb unverändert, er war so tief in Freud verankert wie die Altertümer in der Erde vergraben waren. Zwischen den Eckdaten 1896 und 1937 ereignete sich 1895 die Einführung eines archäologischen Modells der Schichten in die menschliche Psyche in den berühmten vier *Studien über Hysterie* sowie die Erfindung einer hieroglyphenbasierten *Traumdeutung* in den selben Jahren. Mit anderen Worten: Freud war sein ganzes Psychologenleben Archäologe gewesen. Seine archäologische Ideenwerkstatt produzierte einen solchen Überschuss, dass sie mühelos noch künstlerische Avantgarden informieren konnte. Dieser Überschuss lässt sich nicht zuletzt an den von Freud bespielten archäologischen Wissensfeldern ablesen. Die Breite von Freuds Interessen verweist auch darauf, dass er ein Erbe jener Altertumswissenschaft des 19. Jahrhunderts war, die sich vor ihrer modernen Ausdifferenzierung noch für alle Arten von Artefakten interessiert hatte. Denn auch Freud war nicht nur klassischer Archäologe – sondern ebenso Ägyptologe²⁴ wie Romtourist, Hellenist wie Hobby-Hethiter-Forscher – kurz, er interessierte sich für

²² Ebd., S. 79.

²³ Armstrong: *Compulsion* (Anm. 2), S. 39.

²⁴ S. R. F. Price: »Freud and Antiquities«, in: *Austrian Studies*, 3 (1992), S. 135.

alles Archäologisch-Alte. Weil das Alte auf Freud wirkte wie Alkohol, schlug Schorske eine genauere Periodisierung der *spirits* vor.²⁵

In der Tat lassen sich innerhalb von Freuds Archäologie verschiedene Schichten unterscheiden: Alles fing mit den griechischen Antiken an, die Freud bei seinem Antrittsbesuch des British Museum 1875 sah. Die entfachte Sucht schlägt sich neben diversen Museumsbesuchen in ersten ernsthaften Forschungen zur Klassik nieder. Sie sind belegt durch die Beschäftigung mit der römischen Archäologie 1895–1900 und einen Besuch der Akropolis 1904 – ein Anlass, zu dem Freud sein »schönstes Hemd«²⁶ anzog. Auf das Jahr 1900 lässt sich auch der Beginn der ägyptologischen Interessen datieren. Um 1906, ein Jahr nach der Publikation von Petris dreibändiger *Geschichte Ägyptens*, wuchsen sie sich zu jenem »Fieber« aus, dessen Effekt der ägyptologische Teil der Freudschen Bibliothek darstellt. Der späte Freud wird dann um 1930 aus der Ägyptologie den Brückenschlag in die Prähistorie des Judentums unternehmen²⁷ – womit er wieder bei seinen Anfängen, bei der Archäologie seiner Biographie angelangt wäre.

Das Modell der Archäologie

So unüberschaubar die Belegmasse archäologischen Fundmaterials im Falle Freuds auf den ersten Blick aussieht, so übersichtlich stellt sich deren Inhalt dar. Die Grundfigur einer archäologischen Leidenschaft bildet eine Vorstellung, die so einfach und einleuchtend ist, dass sie ihrem Schöpfer zuweilen zum Vorwurf gemacht wurde. Es geht um die Analogisierung zwischen Archäologie und Psychoanalyse – des Analytikers »simple Analogie zur Tätigkeit des Archäologen«²⁸. Die Grundidee

²⁵ Carl E. Schorske: »Freud's Egyptian Dig«, in: *The New York Review*, May 27 (1993), S. 35–40.

²⁶ Freud: *Reisebriefe* (Anm. 7), S. 190. Freuds Hellenismus, der von den Schulschriften bis zum Spätwerk eine Konstante ausmacht, ist ganz gewöhnlich und humanistisch, ein Effekt seiner Erziehung; er lässt sich insbesondere an seinen Reisebriefen aus Griechenland ablesen (ebd., S. 175–193). Vgl. Garfield Tourney: »Freud and the Greeks. A Study of the Influence of Classical Greek Mythology and Philosophy upon the Development of Freudian Thought«, in: *Journal of the History of Behavioral Sciences*, 1 (1965), S. 67–85; Armstrong: *Compulsion* (Anm. 2).

²⁷ Vgl. zum Thema des jüdischen Hellenismus Yaacov Shavit: *Athens in Jerusalem: Classical Antiquity and Hellenism in the Making of the Modern Secular Jew*, London 1999. Dem Bereich der Jewish Studies entstammen weitere wichtige Forschungen zu Freud: Daniel Boyarin: *Unheroic Conduct: The Rise of Homosexuality and the Invention of the Jewish Man*, Berkeley 1997 sowie Emanuel Rice: *Freud and Moses: The long Journey Home*, Albany 1990.

²⁸ Ulrich Johannes Schneider: »Philosophische Archäologie und Archäologie der Philosophie: Kant und Foucault«, in: Knut Ebeling/Stefan Altekamp, *Die Aktualität des Ar-*

bestand in dem schlichten Befund, dass Psychoanalytiker wie Ausgräber mit unsichtbarem, weil verschüttetem Material umgehen. Ebenso wie sich der Archäologe der gebauten Frühzeit zuwendet, beschäftigt sich der Psychoanalytiker mit den »seelischen Altertümern des Menschen«²⁹, wie es in der *Traumdeutung* heißen wird – mit jener Vorzeit also, in der das Unbewusste seine Prägung erfährt. War die klassische Archäologie auch Ausdruck eines kollektiven Gedenkens, so würde die ihr folgende Analyse einen einsamen Höhepunkt des individuierten Gedächtnisses heraufbeschwören, das plötzlich wissenschaftliche Weihen erhielt.³⁰

Doch so einfach gestrickt die vollmundige Analogie war, so einleuchtend wirkte dieses Modell offenbar beim ersten Hörensagen innerhalb der *talking cure*. Statt des dubiosen Unbewussten bekamen die Patienten des Dr. Freud ein handgreifliches und viel versprechendes Bild in die Hände gespielt, das ihren wöchentlichen Report psychischer Unerfreulichkeiten in eine heroische Angelegenheit verwandelte. Wie beispielsweise jener *Wolfsmann* genannte Patient, der bei seinen Besuchen 1910 in Wien bei Dr. Freud den Eindruck erhielt, dass sich ihm »eine ganz neue Welt [erschloss], von deren Vorhandensein zu jener Zeit nur so wenige etwas wussten«.³¹ In den Händen des Doktors, der ihm einflüsterte, »dass der Psychoanalytiker, ähnlich dem Archäologen bei seinen Ausgrabungen, gezwungen sei, viele Schichten in der Psyche seines Patienten bloßzulegen, bevor er zu dem Wertvollsten, aber zugleich auch am tiefsten Verborgenen gelangen könne«,³² hätte er sich gefühlt wie »ein jüngerer Kamerad eines erfahrenen Naturforschers, der ausgezogen ist, um ein eben erst entdecktes Neuland zu erkunden. Dieses Neuland ist in der Analyse der Bereich des Unbewussten.«³³ Wer würde sich nicht lieber fühlen wie ein Entdecker auf Expedition als wie ein unheilbares Opfer psychischer Straftaten? In der Tat hellte sich das Weltbild von Dr. Freuds Patient namens *Wolfsmann*, der seine Psyche in diesem Zeugnis so willig territorialisiert und verräumlicht als sei er ein Bauunternehmer, während seiner Besuche in Wien stets merklich auf. Tatsächlich war er ein so braver Patient, dass er das bevorzugte Modell seines Doktors an dessen Stelle ausformulierte; bekanntlich

chäologischen – in Wissenschaft, Medien und Künsten, Frankfurt a. M. 2004, S. 79–86. Über Freuds Verwendung von Analogien vgl. Armstrong: *Compulsion* (Anm. 2), S. 28 ff.

²⁹ Freud: GW II/III 554.

³⁰ Armstrong: *Compulsion* (Anm. 2), S. 160.

³¹ Muriel Gardiner (Hg.): *Der Wolfsmann vom Wolfsmann*. Mit der Krankengeschichte des Wolfsmannes von Sigmund Freud, dem Nachtrag von Ruth Mack Brunswick und einem Vorwort von Anna Freud, Frankfurt a. M. 1972, S. 110.

³² Ebd., S. 174.

³³ Ebd. Vgl. dazu Armstrong: *Compulsion* (Anm. 2), S. 138 ff.

produzierte er nach seiner Analyse gemalte Bilder seines Wolfstraums, die besser zur Interpretation des Doktors passten als zu seinen eigenen ursprünglichen Zeichnungen.³⁴

Doch so harmonisch sich die archäologische Analogie zunächst anhört, birgt sie unverkennbar aggressives Potential. Schließlich bot sich die Vergangenheit ihren Betrachtern keineswegs vollkommen dar, sondern zerstört, fragmentarisch und verfremdet. Die Avanciertheit von Freuds archäologischem Modell würde nun darin bestehen, in Absprache mit der klassischen Archäologie³⁵ nicht die Vollkommenheit der überlieferten Vergangenheit in die Psychologie zu exportieren (und damit zu idealisieren), sondern gerade deren Beschädigkeit. Was seine neue Wissenschaft zu einer des 20. Jahrhunderts machte, war die Tatsache, dass er nicht mit einer heilen, sondern mit einer beschädigten Vergangenheit arbeitete: Auf dem Höhepunkt der Erinnerung zeigt diese eben keine ganzen oder auch nur halbwegs vertrauenswürdigen Bilder des Vergangenen. Freuds Risiko und Raffinesse bestand darin, auch die persönliche Erinnerung als so entstellt und beschädigt zu beschreiben wie die Fundstücke, die die klassische Archäologie nicht zu finden aufhörte. Er setzte nicht auf das Vertrauen in das Gedächtnis, sondern auf die Decodierung der Mechanismen der Beschädigung und Entstellung des Vergangenen. Nicht weil die überlieferte Erinnerung korrekt wäre, sollte man sich mit ihr beschäftigen, sondern gerade weil sie komplett konstruiert war, musste man die Mechanismen dieser Konstruktion entlarven – die Beschädigung der Vergangenheit war nicht Hindernis, sondern Bedingung ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung. Weil »die Wichtigkeit des Gedächtnisses [...] in seiner eigenen Fehlerhaftigkeit und wesentlichen Unverlässlichkeit [besteht]«,³⁶ benötigt man den Analytiker, der wie der Archäologe die richtige aus der falschen Vergangenheit herauspuzzelt.

Kurz, der »Gründer einer diskontinuierlichen und gebrochenen Geschichte«³⁷ zerlegt mit seiner Theorie einer kopräsenten Vergangen-

³⁴ Vgl. dazu ebd., S. 197; Davis Whitney: *Replications: Archaeology, Art History, Psychoanalysis*, Pennsylvania State University Press 1996, S. 293.

³⁵ »The question of what can or cannot survive burial, what is or is not recoverable, and in what state is is recovered, cannot be asked without archaeological awareness. It grows out of this awareness spontaneously; it is inseparable from archaeo-logic. Every formulation of early psychoanalysis, whether technical or theoretical, implies archaeological awareness, because psychoanalysis at its inception was more or less an inquiry into memory.« Donald Kuspit: »A mighty metaphor. The analogy of Archaeology and Psychoanalysis«, in: Gamwell/Wells: *Sigmund Freud and Art* (Anm. 5), S. 140.

³⁶ Armstrong: *Compulsion* (Anm. 2), S. 160.

³⁷ Ebd., S. 55.

heit³⁸ nichts anderes als die Vorstellung einer Kontinuität zwischen Vergangenheit und Gegenwart: »Analysis is a process of breaking-up, excavating and critiquing our standard view of the past, based on the assumption that this standard view occludes a living past we won't allow ourselves to see or talk about.«³⁹ Auf diese Weise spinnt sich das Märchen vom Ausgräber und dem Analytiker wie von selbst fort: Weil beide es mit seelischen oder menschheitlichen Vorzeiten zu tun haben, müssen sie mit ausschnitthaften Versatzstücken des Verschwundenen rechnen. Vom Traum werden beim Erwachen ebenso nur Bruchstücke überliefert, wie der Archäologe stets nur Teile der Vergangenheit ausgräbt.⁴⁰

Neben der Unvollständigkeit und Lückenhaftigkeit der Quellen kulminierte im Fall Freuds noch ein weiteres Problem: Das Problem, worum es sich bei der eingesetzten Archäologie eigentlich handelte. Alle Kommentatoren der archäologischen Begrifflichkeit waren sich darüber einig, dass die Archäologie die zentrale Hilfskonstruktion der Psychoanalyse darstellte⁴¹ – nur ihr Status war die längste Zeit ungeklärt. Was ist Freuds Archäologie? Wie lässt sich die Archäologie außerhalb ihres eigentlichen Zuständigkeitsbereiches qualifizieren? Zunächst ging man klassisch-geisteswissenschaftlich davon aus, dass es sich bei den archäologischen Motiven im Werk Freuds um eine Metapher handeln müsse. Nirgendwo fiel es so leicht, von einer »archäologischen Metapher«⁴² zu sprechen wie im Fall Freuds. Dass man es bei einem Unterfangen wie der Archäologie der Seele mit einer Metapher zu tun hätte, schien so einleuchtend wie Schliemanns Verschränkung der Schachtgräber in Mykene mit dem trojanischen Krieg im 13. Jahrhundert – eine Datie-

³⁸ Ebd., S. 136.

³⁹ Ebd., S. 135.

⁴⁰ »Mithin weiß die wissensarchäologische Beschreibung mit Fragmenten und Lücken, Diskontinuitäten und Leerstellen, kurz: Schweigen zu rechnen, statt sie zugunsten einer kontinuierlich verbürgenden Historie narrativ zu überbrücken.« Ernst 2003:361.

⁴¹ Kuspit: »A mighty metaphor« (Anm. 35); Karl Stockreiter: »Am Rand der Aufklärungsmetapher. Korrespondenzen zwischen Archäologie und Psychoanalyse«, in: Marinelli: *Meine alten und dreckigen Götter* (Anm. 5), S. 80–93.

⁴² Vgl. dazu vor allem Kuspit (»A mighty metaphor«) und Stockreiter (»Am Rand der Aufklärungsmetapher«, S. 81). »The archaeological metaphor is pervasive in Freud's vision of psychoanalysis. [...] It thus effectively informs, and perhaps dominates, Freud's sense of psychoanalysis from the earliest days of its development to the end of his life.« Kuspit: »A mighty metaphor« (Anm. 35), S. 133.

nung, die sich anschließend ebenfalls als falsch herausstellte. Zu diesem Verständnis lässt sich anmerken, dass es sich zumeist um die Behandlung *der Archäologie im Text und als Text* handelte – um eine Archäologie also, die als Metapher oder Analogie der Arbeit des Psychoanalytikers behandelt (und auf diese Weise auch entsorgt) wurde: Denn mit der Annahme, dass es sich bei dem berühmten Vergleich zwischen Analytiker und Ausgräber im Zentrum des Freudschen Diskurses um eine bloß sprachliche Angelegenheit handelte, hatte man sich zugleich einer klassischen Archäologie entledigt, die als positive und materielle Quelle des Wissens ausfiel.

Die Ätiologie der Hysterie

Dieses Vorgehen ist umso fragwürdiger, als im archäologischen Diskurs Freuds tatsächlich mehrere Stellen existieren, die sich in dieser Weise positivieren lassen. Bei Freud haben nicht nur archäologische Lektüren ihre markanten Spuren hinterlassen, vielmehr ist es die Materialität des Archäologischen selbst, die sich in den Freudschen Diskurs bohrt und ihn kanalisiert – es sind Architekturen und Statuen, die durch Freuds Texte geistern, Reisen und Erlebnisse, Besuche und Besichtigungen, die seinen Text unterlegen. Bei einer dieser »Stellen«, an denen man bei Freud archäologisch ebenso »in die Tiefe gehen«⁴³ kann, wie er es mit seinen Patientinnen vorhatte, handelt es sich um die erste profunde Analogisierung zwischen den Ausgräbern der Seelen und den Ausgräbern der Städte. Sie geschieht in einem Vortrag, gehalten am 2. Mai 1896 vor dem *Verein für Psychiatrie und Neurologie* in Wien, unter dem bezeichnenden Titel *Ätiologie der Hysterie*⁴⁴ – also unter dem Kennwort einer Ätiologie, die als Lehre von den Krankheitsursachen selbst eine Art primitive Archäologie darstellt. Es wird kein Zufall gewesen sein, dass Freud ausgerechnet in einer Schrift über die *Ätiologie* zu seiner *Archäologie* gelangt – das heißt, zu seinem Vergleich zwischen Ausgräbern und Analytikern. Schließlich begibt er sich in diesem Text auf die Suche nach denjenigen empirischen Tatsachen, mit denen auch Archäologen umgehen, wenn er verkündet, dass es »wünschenswert« sei, »es gäbe einen zweiten Weg, zur Ätiologie der Hysterie zu gelangen, auf welchem man sich unabhängiger von den Angaben der Kranken wüßte.«⁴⁵ Die

⁴³ Freud: GW I 297.

⁴⁴ Ebd., S. 423–459.

⁴⁵ Ebd., S. 426.

erste Analogisierung zwischen Analytiker und Ausgräber lautet also folgendermaßen:

Nehmen Sie an, ein reisender Forscher käme in eine wenig bekannte Gegend, in welcher ein Trümmerfeld mit Mauerresten, Bruchstücken von Säulen, von Tafeln mit verwischten und unlesbaren Schriftzeichen sein Interesse erweckte. Er kann sich damit begnügen zu beschauen, was frei zutage liegt, dann die in der Nähe hausenden, etwa halbbarbarischen Einwohner ausfragen, was ihnen die Tradition über die Geschichte und Bedeutung jener monumentalen Reste kundgegeben hat, ihre Auskünfte aufzeichnen | und—weiterreisen. Er kann aber auch anders vorgehen; er kann Hacken, Schaufeln und Spaten mitgebracht haben, die Anwohner für Arbeit mit diesen Werkzeugen bestimmen, mit ihnen das Trümmerfeld in Angriff nehmen, den Schutt wegschaffen und von den sichtbaren Resten aus das Vergrabene aufdecken. Lohnt der Erfolg seine Arbeit, so erläutern die Funde sich selbst; die Mauerreste gehören zur Umwallung eines Palastes oder Schatzhauses, aus den Säulentrümmern ergänzt sich ein Tempel, die zahlreich gefundenen, im glücklichen Falle bilinguen Inschriften enthüllen ein Alphabet und eine Sprache, und deren Entzifferung und Übersetzung ergibt ungeahnte Aufschlüsse über die Ereignisse der Vorzeit, zu deren Gedächtnis jene Monumente erbaut worden sind. *Saxa loquuntur!*⁴⁶

Mit dieser Stelle kommt Freuds archäologischer Diskurs in die Welt – und mit ihm jene gewaltigen Spannungen, die seinen archäologischen Diskurs von Anfang bis Ende begleiten werden: Freud ruft bereits in diesem Abschnitt neben der Grundopposition Archäologie versus Geschichte Verhältnisse zwischen Textualität und Materialität, Rekonstruktion und Konstruktion, Hermeneutik und Positivismus auf den Plan – Spannungsverhältnisse, das sei en passant angemerkt, die heute den Rand der Diskussion um die Kulturwissenschaft säumen. Doch abgesehen von diesen Spannungen, die eine »Tiefenerforschung«⁴⁷ des Bewusstseins mit sich bringt, liest sich seine archäologische Bemerkung erfrischend einfach: und zwar als klare Analogie. Der Topos der Annahme, in dem der Abschnitt abgefasst ist, die leichtfüßige Rede von einem »Gleichnis«, mit der der Paragraph eingeleitet wird, die elegische Erwähnung schließlich eines »reisenden Forschers«, der »in eine wenig bekannte Gegend kommt«, lassen zunächst eher an einen Psychotherapeuten auf Abwegen denken als an reale klassische Archäologie. Im weiteren Verlauf des Vortrags wird Freud seine Entdeckung der Ätiologie der Hysterie, von Krafft-Ebbing noch als »wissenschaftliches Märchen« rubriziert, mehrfach mit der Entdeckung des Nils durch John Hanning Speke im Jahre 1860 vergleichen – und die Auffindung als

⁴⁶ Ebd., S. 427.

⁴⁷ Ebd., S. 201.

eine »wichtige Enthüllung«, als ein »caput Nili der Neuropathologie«⁴⁸ bezeichnen. Als ein solches hatte er die Ätiologie bereits in einem Brief an Fließ bezeichnet, in dem er von der »Lösung eines mehrtausend-jährigen Problems«⁴⁹ gesprochen hatte. Kurz: Augenscheinlich ist Dr. Freud in diesem Vortrag – der die Funktion hatte, den Vertretern einer naturwissenschaftlichen Ausrichtung der Psychologie ein anderes Material der Behandlung von Hysterikerinnen nahezubringen als es deren zweifelhafte verbale Äußerungen sind – in einem ebenso unbekanntem Gebiet gelandet, wie sein reisender Forscher.

Doch mitnichten waren dem Archäologen der Seele die Gefilde der Antike so unbekannt wie es den Anschein haben könnte. In der Tat verbirgt sich in der ersten folgenreichen Analogisierung – mit der Freud versucht, Psychiatern und Neurologen ebenso handfeste empirische Tatsachen für die Existenz jener eigenartigen Krankheit Hysterie vorzulegen, wie es die ersten Ausgräber für die materielle Existenz der Vergangenheit getan hatten – die Diskursbegründung einer psychoanalytischen Archäologie. Und zwar kehrt die »verdrängte Antike«⁵⁰ bei Freud wesentlich konkreter zurück, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Zwar zeigt der erste Blick in den Freudschen Text nichts als archäologische Metaphern und Modelle. Doch bei einem zweiten Hinsehen stellen sich diese zuweilen als reale Jugendfreunde und tatsächliche Expeditionen heraus, die Freud sein archäologisches Wissen einflüsteren. Bei dem Jugendfreund, der heute im Wiener Freud-Museum zuweilen gemeinsam mit Freud als dessen Gesprächspartner auf den dort gezeigten *home videos* zu sehen ist, handelt es sich um Emanuel Löwy (1857–1938); und bei der Expedition, die es weniger hinter, sondern *als* Text Freuds lesbar zu machen gilt, handelt es sich um die Kleinasien-Expeditionen, die 1881 und 1882 vom Königlich-kaiserlichen Ministerium für Kultus und Unterricht veranstaltet wurden (das in Gestalt eines gewissen Dr. Hertl auch Expeditionen in die Seele finanzierte) – eine kleine, nebensächliche Episode der österreichischen Archäologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts.⁵¹ Mit anderen Worten: Der zweite Blick

⁴⁸ Ebd., S. 439.

⁴⁹ Freud: *Briefe an Fließ* (Anm. 3), S. 193.

⁵⁰ Armstrong: *Compulsion* (Anm. 2), S. 5.

⁵¹ Vgl. zur österreichischen Archäologie des 19. Jahrhunderts Anton von Premerstein: »Kleinasien und die österreichische Archäologie«, in: *Österreichische Monatschrift für den Orient*, 40 (1914), S. 203–210; Erwin Pochmarski: »Die Anfänge der archäologischen Unternehmungen Österreichs im Ausland«, in: *Mitteilungen der Archäologischen Gesellschaft Graz*, 1 (1987), S. 28–44; Christa Schauer: »Die Entwicklung der Archäologie im 19. Jahrhundert«, in: *100 Jahre Österreichisches Archäologisches Institut 1898–1998*, Wien 1998, S. 1–10.

auf die zitierte Passage, den zuerst Richard Armstrong genauer als jeder andere auf die Freud/Löwy-Affäre geworfen hat, offenbart gewaltige Korrespondenzen zwischen Freuds Diskursbegründung und den österreichischen Expeditionen der 1880er-Jahre nach Kleinasien. Die Durchsichtigkeit einer Diskursbegründung auf diese Ereignisse widerlegt die verbreitete Annahme, Freuds Unternehmen einer Archäologie der Seele sei eine rein metaphorische Veranstaltung, die mit keiner realen Disziplin korrespondiere. Umgekehrt erlaubt diese Passage, Freuds anscheinend so abstrakte Analogie auf die österreichische Archäologie seiner Zeit zurückzufalten – die sich in Emanuel Löwy personifiziert, dem vergessenen österreichischen Archäologen, auf den sich später auch neben Freud durchaus illustre Persönlichkeiten bezogen.⁵²

Einige Jahre nach Alexander Conzes berühmter Samothrake-Expedition und mehr als zehn Jahre vor Freuds *Ätiologie*-Vortrag handelte es sich bei diesen Expeditionen weniger darum, die Ursprünge von austrischen Hysterien auszugraben. Vielmehr ging es darum, die Ursprünge der österreichischen Rückständigkeit in Sachen archäologischer Forschung ausfindig zu machen, indem man so viele Ausstellungsstücke wie möglich in die am Wiener Ring in aller Pracht neu eingerichtete Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums schaffte.⁵³ Denn in den frühen 1880er Jahren, in genau der Zeit, als sich Freud nach seiner Promotion am Institut von Ernst Brücke verdingte und unter dem Einfluss einer Gedächtnistheorie wie der Ewald Herings stand, die das ganze Leben als Gedächtnis definierte, der selbe Freud, der zur selben Zeit die Chronofotografie in die Altertumswissenschaft einführen sollte,⁵⁴ also nahezu 20 Jahre vor der Begründung des psychoanalytischen archäologischen Diskurses, fand sich eine österreichische Delegation zur »Hebung des archäologischen Betriebs«⁵⁵ zusammen – eine Hebung, die nötig geworden war, weil die österreichische Archäologie im Ausgang des 19. Jahrhunderts den Anschluss an ihre internationale Konkurrenz verloren hatte. Zu diesem und keinem anderen Zweck versuchte die Delegation unter der Leitung des als Nachfolger von Alexander Conze

⁵² Beispielsweise Waldemar Deonna oder Paul Feyerabend: *Wider den Methodenzwang*, Frankfurt a. M. 1986, S. 303 ff. Dank an Michael Franz, Berlin, für diesen Hinweis.

⁵³ Zu den antiquarischen Zielen der österreichischen Expedition vgl. von Premerestein: »Kleinasien« (Anm. 51), S. 206; Pochmarski: »Die Anfänge« (Anm. 51), S. 32.

⁵⁴ Vgl. Ernst Brücke: »Die Darstellung der Bewegung durch die bildenden Künste«, in: *Deutsche Rundschau*, XXVI (1881), S. 39–54. Auf diesen Aufsatz bezieht sich übrigens Emanuel Löwy in seiner *Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst*, Rom 1900.

⁵⁵ Premerestein: »Kleinasien« (Anm. 51), S. 205.

nach Wien berufenen Otto Benndorf⁵⁶ – der übrigens 1855 bei dem Gründer des »Archäologischen Lehrapparats« an der Berliner Universität, Eduard Gerhard promoviert hatte⁵⁷ – durch empirische Funde die Hysterie eines ausgerechnet sich in Kleinasien vergewissernden österreichischen Nationalgefühls zu heben. Mit Benndorfs kleinasiatischen Expeditionen beginnt die Aufholjagd der österreichischen Archäologie, um keine 20 Jahre später mit dem Höhepunkt von Benndorfs Karriere, der Gründung des ersten Österreichischen Archäologischen Institutes im Jahre 1898 zu enden. Mit diesem Enden einer Aufholjagd beginnt jedoch eine andere Jagd nach anderen Ursprüngen, deren Gründungsakten sich mit denen der österreichischen Archäologie merkwürdig überlagern – übrigens nicht nur historisch, sondern auch personell.

Die archäologische Autorität

In der Tat wäre die Aufholjagd der österreichischen Archäologie für die Geschichte der Psychoanalyse durchaus vernachlässigenswert, hätte sich an Bord des ursprünglich als Stationär für die untere Donau gebauten Raddampfers der k.u.k. Kriegsmarine, der aus diesem Anlass in »Taurus« umbenannt wurde und der die österreichische Delegation 1882 ein zweites Mal nach Kleinasien verfrachtete, unter den »jüngeren Gelehrten«⁵⁸ nicht ein Archäologe befunden, der für die Ausgrabungsarbeiten der Seele ungleich wichtiger werden sollte als für jene in der Erde – wichtiger noch als der von Freud bewunderte Heinrich Schliemann oder dessen gleichfalls von Freud verehrter Assistent Wilhelm Dörpfeld, den Freud auf einer anderen Reise, auf einem anderen Schiff in die Vergangenheit 1904 nach Athen, nicht anzusprechen gewagt hatte.⁵⁹ Unter den Teilnehmern der zweiten österreichischen Expedition befand sich ein gewisser Emanuel Löwy, den man kurz gesagt als den

⁵⁶ Zu Benndorf vgl. Pochmarski: »Die Anfänge« (Anm. 51), S. 31 ff.; Premerstein: »Kleinasien« (Anm. 51), S. 205 ff.; Schauer: »Die Entwicklung« (Anm. 51), S. 1 ff.

⁵⁷ Zu Eduard Gerhard vgl. Detlef Rößler: »Eduard Gerhards »Monumentale Philologie«, in: Henning Wrede (Hg.): *Dem Archäologen Eduard Gerhard 1795–1867 zu seinem 200. Geburtstag*, Winkelmann-Institut der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 1997, S. 55–61.

⁵⁸ Premerstein: »Kleinasien« (Anm. 51), S. 206.

⁵⁹ Am 1. September 1904 schreibt Freud an seine Frau von Bord der *Urano*: »Unter den Passagieren findet sich Prof. Dörpfeld, der Gehilfe Schliemann's u Leiter aller deutschen Ausgrabungen. Ich sitze nicht in seiner Nähe u da es eine Schiffsliste nicht gibt oder sie nicht aufliegt, so ist bekannt werten nicht leicht.« Freud: *Reisebriefe* (Anm. 7), S. 185. Vgl. dazu auch Ernest Jones: *Das Leben und Werk von Sigmund Freud*, München 1955, S. 39; Heinz und Carina Weiß: »Eine Welt wie im Traum – Sigmund Freud als Sammler antiker Kunstgegenstände«, in: *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 1984, S. 207.

wichtigsten archäologischen Ideenlieferanten Freuds bezeichnen kann. Der ungewöhnliche Einfluss, den der ein Jahr jüngere Löwy auf Freud besaß, die Tatsache, dass der 1857 wie Freud als Sohn jüdischer Einwanderer geborene Löwy bis zu Freuds Tod einer seiner ganz wenigen Freunde gewesen war, mit denen er sich duzte, mag sich zunächst mit biographischen Parallelen erklären lassen: mit der Tatsache, dass sie beide am k.u.k. akademischen Gymnasium in der Wiener Leopoldstadt zur Schule gingen, wo sie sich vor dem Schulabschluss – möglicherweise bei einer Vorlesung des Altphilologen Theodor Gomperz – kennenlernten.⁶⁰ Kurz darauf wurde 1874 von der archäologischen Freud/Löwy Personalunion ein klassisch-humanistisches Journal gegründet, das bis zu dessen »Todesnachricht«⁶¹ zum Werkzeug frühreifen akademischen Übermutes wird. Tatsächlich hielten die beiden strebsamen Schüler ihrem Hobby die Treue: Löwy begann 1876 nach Studien der Vergleichenden Linguistik ein Studium am »Archäologisch-epigraphischen Seminar« bei Otto Berndorf; bei seinem Schulfreund sollte die archäologische Inkubationszeit zwanzig Jahre länger dauern. Während Löwy 1886 bereits die besagte Expedition nach Kleinasien hinter sich hatte, hatte es Freud nur zum Besuch der archäologischen Sammlungen von Paris bis Berlin gebracht. Seine esoterische archäologische Leidenschaft schlug sich nach cursorischen Bemerkungen in den *Studien über Hysterie* erst in jenem Vortrag über die *Ätiologie der Hysterie* auch exoterisch in seinen Schriften nieder.

Mit anderen Worten: Während die Präsenz der klassischen Archäologie im Werk Freuds immer sichtbarer wurde, zeichnete sich seine Freundschaft zu Löwy durch eine lebenslange Präsenz aus. Diese

⁶⁰ Einen ersten Niederschlag der lebenslangen Verbindung stellen erste Erwähnungen Löwys in Freuds Briefen an seine jugendlichen Freunde dar, die bereits einen Eindruck von der Ambivalenz gegenüber dem Schulfreund vermitteln. Eine erste Introspektion Freuds in seines Freundes Seele vom 8.11.1874 liest sich folgendermaßen: »Loewy Theodor führt ein unglückseliges Zwitterleben, schwänzt seine juristischen Kollegien, um Anatomie und Zoologie zu hören, langweilt sich dabei und schämt sich dennoch, auch diese zu schwänzen.« Sigmund Freud: *Jugendbriefe an Emanuel Silberstein 1871–1881*, hg. von Walter Boelich, Frankfurt a. M. 1989, S. 83. Zur humanistischen Ausbildung Freuds und Löwys vgl. Harald Wolf: »Emanuel Löwy, Leben und Werk eines vergessenen Pioniers«, in: Friedrich Brein (Hg.): *Emanuel Löwy. Ein vergessener Pionier*, Wien 1998, S. 15 ff.

⁶¹ »Unter soviel frohe Aussicht darf ich eine Todesnachricht mischen, das Journal, das uns dreie, dann viere, Ich, Paneth, Loewy Emanuel, Lipiner gegründet hatten, ist selig in den Herrn entschlafen. Der ihm den Todesstoß versetzte war ich, es kränkelte aber lange, und es erbatte mich, seine Leiden mit anzusehen. Ich habe es ins Leben gerufen, ich habe es aus dem Leben abgerufen, mein Name sei gelobt, in Ewigkeit, Amen.« Brief Freuds an Silberstein vom 30.1.1875, in: Freud: *Jugendbriefe* (Anm. 60), S. 100. Vgl. ebd., S. 85; Wolf: »Emanuel Löwy« (Anm. 60), S. 21.

Freundschaft dauerte über die gemeinsame Studienzeit⁶² hinaus noch an, als Löwy 1889 einen Ruf ans archäologische Seminar nach Rom erhielt. Von dort aus versorgte er seinen (vergleichsweise erfolglosen) Freund regelmäßig mit archäologischer Hardware in Form von Nachrichten und Ankaufsempfehlungen für Freuds entstehende Antikensammlung.⁶³ Es sollte jedoch bis 1901 dauern, dass Freud genug Rom-Träume geträumt hatte, in denen er sich als Hannibal und seinen Freund Löwy unverkennbar als »Konrektor Winckelmann«⁶⁴ maskierte, dass er selbst an den Ort reisen sollte, an dem sein Freund gerade ordentlicher Professor geworden war. Wenn auch kein vollständiger Briefwechsel zwischen Löwy und Freud erhalten ist,⁶⁵ belegen doch einzelne Erwähnungen Freuds gegenüber anderen Adressaten die enorme archäologische Autorität, die Löwy für ihn gehabt hat. Der Fernwirkung, die Burckhardt und Schliemann auf Freud ausübten – eine Wirkung, die offenbar so fern war, dass Freud noch nicht einmal Schliemanns Assistenten Dörpfeld auf besagtem Raddampfer in die Antike anzusprechen wagte – steht die Nahwirkung eines Emanuel Löwy entgegen, der seit 1927 als Radierung auch an prominenter Stelle in Freuds Wartezimmer in der Berggasse hing. Bei persönlichen Besuchen pflegte Freud den Freund übrigens länger bei sich zu behalten als jeden anderen Gast. »Einen angeregten Abend«, so schreibt Freud eines Tages an Fließ, »verschaffte mir unlängst mein Freud Em[anuel] Löwy, Professor für Archäologie in Rom, ein ebenso gründlicher wie ehrlicher Kopf und braver Mensch, der mich jährlich einmal zu besuchen und bis 3 h morgens wachzuhalten pflegt.«⁶⁶

⁶² In dem Brief an Silberstein vom 22.7.1879 beschreibt Freud, wie er aus dem Munde Löwys die Bekanntheit derjenigen »Wortklumpen« (GW II/III 302) machte, deren Theorie er in der *Traumdeutung* entfalten würde: »Am nächsten Tage nahm ich Abschied vom Laboratorium und verbrachte den Abend mit Em. Loewy und Paneth. Loewy, ein ehrenwerter, aber nicht sehr einfallreicher Mann, vermischte Brücke, Exner und Fleischl sprechend, diese drei Namen zu einem Compositum: Brüxl, was uns großes Vergnügen bereitete.« Freud: *Jugendbriefe* (Anm. 60), S. 197 f.

⁶³ Vgl. zum Beispiel den Brief vom 27.10.1910: »Die Erinnerung an Rom ist unlängst durch den fast nächtlichen Besuch meines Freundes Loewy geweckt worden, der von seinem Verkehr mit einem italienischen Königspaar erzählte und die Erwerbungen aus dem ›Nationalgeschenk‹ sehr schön fand.« Sigmund Freud: *Briefwechsel*, Band I/1. 1908–1911, hg. von Eva Brabant / Ernst Falzeder / Patrizia Giampieri-Deutsch, Wien u. a. 1993, S. 322. Über Löwys Zeit in Rom von 1889–1915 vgl. Wolf: »Emanuel Löwy« (Anm. 60), S. 34 ff.; Maria Monica Donato: »Archeologia dell'arte. Emanuel Löwy all'Università di Roma (1889–1915)«, in: *Ricerche di Storia dell'Arte*, 50 (1993), S. 62–75. Armstrong: *Compulsion* (Anm. 2), hält die unterschiedliche Erfolgskurve der beiden Wissenschaftler für den Schlüssel zu deren Interpretation.

⁶⁴ Freud: GW II/III 202.

⁶⁵ Es existiert ein einziger Brief vom 21. August 1905 von Löwy an Freud, der von einem regen fachlichen und methodischen Austausch berichtet. Vgl. Armstrong: *Urorte* (Anm. 2), S. 153.

⁶⁶ Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ* (Anm. 3), S. 300.

Um den psycho-archäologischen Plauderstündchen zwischen den Jugendfreunden beizuwohnen, muss man seit Youtube auch nicht mehr in die Wiener Berggasse reisen, um sich die *home videos* vor Augen zu führen. Seit die »Late Clips of Sigmund Freud« (1932, 1938) im Netz kursieren,⁶⁷ kann man den Jugendfreunden dabei zusehen, wie sie in Freuds Garten die Köpfe zusammen stecken und sich »einen angeregten Abend« verschaffen. Es ist höchst unwahrscheinlich, auch wenn es sich (wegen der Abwesenheit der Tonspur) nicht unmittelbar belegen lässt, dass der Archäologe der Seele und der Archäologe der Steine dabei nicht über Expeditionen in die historische oder seelische Vorzeit des Menschen gesprochen haben; ebenso unwahrscheinlich ist es, dass Löwy Freud seine erste und einzige Expedition nach Kleinasien, die er im Jahr seines Studienabschlusses 1882 gemeinsam mit seinem Professor Otto Benndorf unternahm, verheimlicht hat – im Gegenteil: Es ist anzunehmen, dass die gesamte Physiognomie einer Ausgrabung, von der Freuds diskursbegründende Passage in dem *Ätiologie*-Vortrag Zeugnis ablegt, direkt über Löwys erste Kleinasien-Expedition zu Freud gelangt ist. Nun wären sicherlich auch diese Expeditionen in die Fremde Kleasiens für die Geschichte der Expeditionen in die Fremde der Seele vernachlässigenswert, würden nicht zahlreiche Übereinstimmungen zwischen Freuds erstem archäologischem Abschnitt und diesen Expeditionen darauf deuten, dass es sich bei Freuds »reisendem Forscher« um seinen alten Schulfreund Löwy und bei jener »unbekannten Gegend« um das malerische Lykien an der Ostküste Kleasiens handelt.⁶⁸

Die Expeditionen der Seele

Diese Übereinstimmungen sind – über zahlreiche topographische Details hinaus – ganz unterschiedlicher Natur: Sie beginnen bei der Ausrichtung und dem Vorgehen der österreichischen Expeditionen, die sich auf den Aufbau des Freudschen Textes zurückfalten lassen, gehen über besagte

⁶⁷ <http://www.youtube.com/watch?v=pje-pzGILuc&NR=1>. Letzter Seitenaufruf 17.9.2009.

⁶⁸ Löwy war als einziger Teilnehmer der Expedition vor deren Beginn noch auf Rhodos unterwegs und überwachte nach ihrem Ende den Abtransport der Friesblöcke des gefundenen Grabmals in 168 Kisten nach Wien (Vgl. Wolf: »Emanuel Löwy« [Anm. 60], S. 26–32). Bei der Lektüre von Löwys Erfolgen fragt sich nur, ob Freud seine hysterischen Phänomene ebenso sicher in den Heimathafen hat zurückgeleiten können, wie dies unter der Aufsicht Löwys gelang: »Sicher und wohlbehalten wurde das kostbare Denkmal aus dem weltentrückten Winkel des lykischen Berglandes nach Wien gebracht, wo es eine stolze Zierde der Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums bildet.« Premierstein: »Kleinasien« (Anm. 51), S. 206.

topographische Ähnlichkeiten der Landschaften Kleinasiens mit Freuds Landschaften der Hysterie, um schließlich bei methodischen Details wie dem gemeinsamen Rekurs auf Epigraphik und Anthropologie sowie einer kongruenten Bewertung der archäologischen Ausgrabung zu enden, die sich sowohl bei Freud als auch bei seinem archäologischen Duzfreund nachweisen lässt. Was die Ausrichtung der kleinasiatischen Reisen der österreichischen Delegation angeht, trugen diese in der Tat den Charakter von Expeditionen, die, wie Freud schreibt, der topographischen und epigraphischen Bestandsaufnahme Lykiens, des Landes Apollos, galten. Und ebenso wie diese Expeditionen 1881 und 1882 eine zweigeteilte Struktur aufwiesen – im ersten Sommer kundschaffete man das Gelände aus, aus dem man dann im folgenden Sommer die Monumente abtransportierte –, so tut dies auch Freuds Expedition in die wenig bekannten Gegenden der Seele, die sich ohne weiteres in einen Expeditionsteil und einen Ausgrabungsteil zerlegen lässt. Eine weitere Besonderheit der österreichischen Expedition bestand in der Tatsache, dass sie nicht nur mit der Vermessung der Monumente Lykiens beschäftigt war, sondern erstmals auch mit der Vermessung der Schädel der Ureinwohner dieses Landstriches, die bei Freud in Gestalt jener »in der Nähe hausenden [...] halbbarbarischen Einwohner« erscheinen.⁶⁹

Über diese Verbindung von archäologischer und anthropologischer Forschung hinaus ist es das von Freud geschilderte Vorgehen seines »reisenden Forschers«, das sich auf die Strategie der ersten österreichischen Expedition zurückfalten lässt: Und zwar bestand deren Strategie darin, in Freuds Worten, zunächst die »in der Nähe hausenden [...] halbbarbarischen Einwohner auszufragen, was ihnen die Tradition über die Geschichte und Bedeutung jener monumentalen Reste kundgegeben hat, ihre Auskünfte aufzuzeichnen«⁷⁰ – um dann, wie Freud skandalisiert schreibt, einfach »weiterzureisen«. Zunächst hatte die Expedition Benndorfs den gesuchten Ort, das Heroon von Gölbaschi-Trysa, wie der antike Name lautet – eine auf einem Hochplateau gelegene Grabanlage – tatsächlich durch einen einheimischen Tipp ausfindig gemacht.⁷¹

⁶⁹ Vgl. zum Beginn anthropologischer Forschungen in Österreich Wolf: »Emanuel Löwy« (Anm. 60), S. 55.

⁷⁰ Freud: GW I 426.

⁷¹ Benndorf berichtet in seinem Expeditionsbericht von einem »alten Türken [...] der Gölbaschi zu kennen behauptete. Ich wurde zwar aus ihm nicht klug, indessen bezeichnete er die Lage in glaubhafter Richtung. Es sei von hier aus nicht sichtbar, aber in drei Wegstunden zu erreichen, auch wären »nomini di pictra«, wie Mehemet verdolmetschte, daselbst vorhanden. Wir versicherten uns des Mannes für den andern Tag und beschloßen, für eine erste Orientierung uns mit ihm zu Fuß aufzumachen, da Pferde nicht mehr aufzutreiben wären.« Otto Benndorf / George Niemann: *Reisen in Lykien und Karien*, Wien 1884, S. 29.

Anschließend »begnügte« man sich damit, wie Freud getreu der ersten österreichischen Kleinasien-Expedition berichtet, nach beschwerlichem Marsch zu dem gesuchten »Trümmerfeld« zu »beschauen, was frei zutage« lag, um dann den unwirtlichen Ort schleunigst wieder zu verlassen. Benndorf berichtet entsprechend:

Noch in derselben Nacht [nachdem das gesuchte Monument durch die Beschreibung des Einheimischen gefunden werden konnte, K.E.] eilte von Luschan hinab, um uns den photographischen Apparat und Herrn Burger nachzusenden. [...] Dann gingen wir wieder auf das Schiff zurück, dessen Mannschaft inzwischen Schiessübungen abgehalten und durch Aufmalung eines grossen Ankers und des Schiffsnamens an eine Felswand das Gedächtnis der Station verewigt hatte, und setzten unsere Reise [...] fort.⁷²

Soweit also zu dem wenig tatkräftigen Vorgehen, das von der österreichischen Delegation vorexerziert wurde, um dann als Negativbeispiel eine neue Sofortausgrabung namens Psychoanalyse aus der Taufe zu heben. Denn tatsächlich schließt Freud seine als Analogie getarnte Abschilderung der österreichischen Expedition nicht ab, ohne seine ganze Geringschätzung nicht nur für deren nicht in die Tiefe gerichtetes Vorgehen, sondern auch noch für die gesamte oberirdische Suche nach »Tradition, Geschichte und Bedeutung«⁷³ kundzutun, wie er in seinem *Ätiologie*-Absatz schreibt – also genau für dasjenige Vorgehen, das man im 19. Jahrhundert Historie genannt hat. Dieser Kritik der Geschichte bleibt anzumerken, dass bei dem von Freud vorgeschlagenen Gegenprojekt, bei dem »die Funde sich selbst [erläutern]«, auch der Suchende dieser Agenturen, der Mensch, am Ende ganz ausfällt.

Die Ausgrabung der Seele

Freuds Alternativprojekt namens Ausgrabung – der Seele wie der Erde – ist denn auch das einzige Element, das sich nicht unmittelbar in den österreichischen Expeditionen der 80er Jahre nachweisen lässt. Doch stellte deren Leiter Benndorf glücklicherweise zehn Jahre später 1893 einen Antrag beim selben k.u.k. Ministerium für Cultus und Unterricht, damit auch die rückständige austrische Archäologie 1895 noch rechtzeitig auf Ephesos zu graben beginnen konnte, um die Kunde von der österreichischen Ausgrabung noch bis zu Freud und seinem *Verein für Psychiatrie und Neurologie* vordringen lassen zu können. Wie man sehen

⁷² Ebd., S. 34.

⁷³ Freud: GW I 426.

wird, wird der Ausgräber der Seelen die »Hacken, Schaufeln und Spaten«, die endlich auch im österreichischen Auftrag eingesetzt wurden, nicht nur in den Boden Kleinasien, sondern ebenso in die Psyche seiner Patientinnen versenken: »Er [Freuds reisender Forscher] kann aber auch anders vorgehen; er kann Hacken, Schaufeln und Spaten mitgebracht haben, die Anwohner für die Arbeit mit diesen Werkzeugen bestimmen, mit ihnen das Trümmerfeld in Angriff nehmen, den Schutt wegschaffen und von den sichtbaren Resten aus das Vergrabene aufdecken.«⁷⁴ Freuds Alternativvorschlag lässt also – neben dem Kuriosum, ausgerechnet dem filigranen Material der weiblichen Hysterie mit Schaufeln und Spaten zuleibe rücken zu wollen – nicht nur unverblümt sein kolonialistisches Erbe in der Rede von den »halbbarbarischen Einwohnern« durchblicken. Schließlich stellte sich das Problem, halbbarbarische Völkerschaften ans Imperium zu binden, nicht nur in Kleinasien, sondern auch im Innern des zerfallenden Österreich-Ungarn, wo die Kluft zwischen Amtssprache und Volkssprache ein inneres Barbarentum produzierte.⁷⁵

Ebenso wie sich die Passage als Aufforderung an seine Patienten lesen lässt, ihre Traumata doch selber auszugraben, stellt Freuds beherztes Eintreten für die Methode der Ausgrabung die Kritik eines informierten Hobbyarchäologen an der österreichischen Forschungspolitik dar, die sich bislang eher durch zaghafte »Oberflächenforschung«⁷⁶ als durch Freuds Methode der »Tieferforschung«⁷⁷ ausgezeichnet hatte. An der österreichischen Tradition, die »ungeahnten Aufschlüsse über die Ereignisse der Vorzeit« besser aus der epigraphischen »Entzifferung und Übersetzung« von Textzeugnissen zu gewinnen, als – wie der auch die austrische Archäologie mächtig in Zugzwang versetzende Schliemann – einfach beherzt in die Tiefe zu graben, änderte übrigens auch die besagte Ausgrabung Benndorfs nichts. Während Freud durch seine forschenden Ausgrabungen weiblicher Hysterien nachholte, was die österreichische Archäologie seiner Zeit versäumt hatte, geriet diese in eine noch tiefere Krise, als 1895 der Versuch Benndorfs, den Artemision-Altar aus Ephesos freizulegen, fehlschlug.

⁷⁴ Freud: GW I 427.

⁷⁵ »Gerade durch die Vertrautheit, die sie mit ihrem Land verbindet, sind die Einheimischen außerstande, dessen Vergangenheit zu begreifen. Für diejenigen, die an den Schauplätzen der Vergangenheit zuhause sind, ist dort nichts zu sehen.« Geimer: *Die Vergangenheit* (Anm. 10), S. 85.

⁷⁶ »Während Deutschland dort [in Kleinasien] seit 1869 vorwiegend durch Ausgrabungen großen Stiles – ich verweise nur auf Troja, Pergamon, Priene, Magnesia am Mäander, Milet und neuerdings Samos – sich betätigt, ist die Arbeit Österreichs von allem Anfang an »Oberflächenforschung« durch Reisen gewesen.« Premerstein: »Kleinasien« (Anm. 51), S. 206.

⁷⁷ Freud: GW I 201.

Was jedoch, um von Benndorf zurück zu seinem Schüler Löwy zu kommen, Freuds Eintreten für ein beherztes Losgraben darüber hinaus offenbart, ist eine weitere Verbindlichkeit gegenüber seinem Schulfreund. Allein die Tatsache, dass Löwy einer der wenigen österreichischen Archäologen war, die – wenn auch nicht von austrischer, so doch von römischer – Lehrkanzel den Schulterschluss zwischen altphilologischer Epigraphik und einer immer naturwissenschaftlicher werdenden Grabung propagierten, legt den Schluss nahe, dass die Physiognomie der Freudschen Archäologie von seinem Schulfreund Löwy maßgeblich imprägniert wurde: Das Bild der Ausgrabung, das Freud in seiner Passage erweckt, trägt eher die explizit modernen Züge, die ihnen Löwy in seiner Antrittsvorlesung 1891 zudachte, als beispielsweise die des prototypisch hemdsärmeligen Ausgräbers des 19. Jahrhunderts, Heinrich Schliemann – eine Tatsache, die bei dem unterschiedlichen Bekanntheitsgrad der beiden Archäologen nur auf eine persönliche Bekanntschaft zurückgeführt werden kann. Hätte nicht Löwy Freud das Verständnis von einer progressiven und kreativen Ausgrabungstechnik nahegebracht, die einen Bestandteil und nicht nur ein Werkzeug archäologischen Wissens darstellt – eine Einsicht, die in der österreichischen Archäologie geradezu revolutionär war –, so wäre Freud wohl kaum darauf gekommen, den Analytiker als einen Ausgräber zu konzipieren, der nicht nur wie ein »Schatzsucher«⁷⁸ die in der Psyche verborgenen Objekte ausgräbt, sondern ebenso auf dessen je besondere Bedingungen und Kontexte achtet.⁷⁹ Zu diesem »modernen Archäologieverständnis« gehörte sicher auch die »Forschung oder doch der akademische Unterricht bisher minder betretener Gebiete der antiken Kunst, wie: Fragen der künstlerischen Form und Technik, Ursprungsfragen, italienische und etruskische Kunst, Grenzgebiete zwischen Kunst der klassischen und anderer Völker u. ä.«, die Löwy als Schwerpunkte seiner Lehrtätigkeit nach seiner Rückkehr nach Wien 1918 praktiziert hatte.⁸⁰

Dabei hat es Freud bei seiner Ausgrabung der Hysterie 1896 durchaus nicht nur mit Objekten zu tun, die sich völlig verborgen unter der Erde befinden. Freud sagt es selbst: Vielmehr liegt die Topographie der Seele, jenes »Trümmerfeld mit Mauerresten, Bruchstücken von Säulen [...] freizutage«⁸¹. Mit der Sichtbarkeit der Ruinen, von der nicht nur Löwys Leh-

⁷⁸ Pochmarski: »Die Anfänge« (Anm. 51), S. 28.

⁷⁹ Stefan Altekamp spricht anlässlich von Löwys Antrittsvorlesung von einem »ausgesprochen modernen Archäologieverständnis«. Stefan Altekamp: *Rückkehr nach Afrika. Italienische Kolonialarchäologie in Libyen 1911–1943*, Köln 2000, S. 202.

⁸⁰ Wolf: »Emanuel Löwy« (Anm. 60), S. 44.

⁸¹ Freud: GW I 427.

rer Benndorf, sondern auch alle sonstigen Beschreibungen der Kleinasien-Expeditionen berichten, benennt Freud zunächst natürlich den Grund für den Ausfall jeder Grabung auf Benndorfs frühen Expeditionen. Darüber hinaus liefert er aber auch den wichtigsten topographischen Anhaltspunkt, den Freuds Landschaften der Seele direkt aus der Topographie Lykiens übernehmen: Die Ruinen waren »Teil der Landschaft und der Gegenwart der Menschen, die in ihrer Nähe lebten und sie als Tagebau von Materialien zum Bau neuer Gebäude nutzten.«⁸² Im Land Apollos ragte die Vergangenheit ebenso in die Gegenwart hinein wie in Rom, dessen Monumente Freud ein Leben lang beschäftigten. Weil die »entstellte und rekombinierte Ruine« ein »Emblem«⁸³ der gesamten Altertumswissenschaft war, verwundert es kaum, wenn Freud in der Folge dieser Anblicke die Monumente der Hysterie so halb sichtbar, wie eben auch halb verborgen anlegen wird wie die Monumente Lykiens sich den Blicken der Besucher aus dem Alpenland darboten:⁸⁴ Weil die Monumente der Hysterie wie die lykischen Monumente halb sichtbar und halb verborgen sind – weil sie, mit den Worten eines anderen Archäologen eines anderen Wissens »gleichzeitig nicht sichtbar und nicht verborgen«⁸⁵ sind – kann nicht nur Benndorf 1882 auf ihre Ausgrabung verzichten; über die Entwicklung einer ausgrabungslosen Archäologie hinaus kann Freud in der vorliegenden Passage davon sprechen, man solle »von den sichtbaren Resten aus das Vergrabene aufdecken.«⁸⁶

Die Hieroglyphen der Hysterie

Der Befund der Sichtbarkeit ist jedoch nicht der einzige, der für das Land Apollos als Modell von Freuds Trümmerfeldern der Psyche spricht – und nicht etwa für Troja, das berühmteste archäologische Anschauungsobjekt des 19. Jahrhunderts. Denn über die topo-theoretischen Koordinierungen hinaus werden von den archäologischen Präzedenzfällen ebenso viele psychoanalytische wie kulturwissenschaftliche Entschlüsselungsverfahren

⁸² Irina Podgorny: »Medien der Archäologie«, in: Lorenz Engell / Bernhard Siegert / Joseph Vogl (Hg.): *Archiv für Mediengeschichte 3 – Medien der Antike*, Weimar 2003, S. 170.

⁸³ Geimer: *Die Vergangenheit* (Anm. 10), S. 214.

⁸⁴ »Von diesem unschätzbaren Material liegt ein gewaltiger Teil wohlgeborgen unter der schützenden Erddecke, aus der er durch planmäßige Grabung hervorgeholt werden kann; ein anderer sehr großer Teil liegt schon seit alter Zeit sichtbar über dem Boden oder wird durch Zufallsfunde ans Tageslicht gebracht [...]« Premerstein: »Kleinasien« (Anm. 51), S. 204.

⁸⁵ Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M. 1973, S. 158.

⁸⁶ Freud: GW I 427.

ren generiert: Die von Freud eingeführte Methode, »von den sichtbaren Resten aus das Vergrabene aufzudecken«,⁸⁷ lässt sich ohne größere Schwierigkeiten auf Freuds empirischer argumentierenden und mit einer einfachen Kausalität operierenden voranalytischen Schriften beziehen. Der spätere Ausgräber der Seele wird es jedoch insbesondere in den Gefilden der Träume mit Objekten zu tun bekommen, die sich durch ihre vollständige Verborgenheit und damit durch eine Abwesenheit jeder Kausalität auszeichnen sollten.

Was die genannten Entschlüsselungsverfahren angeht, ist es ratsam, sich einem weiteren Merkmal zu widmen, das sich nicht nur bei Freud und Löwy, sondern in der gesamten österreichischen Archäologie des 19. Jahrhunderts wiederfinden lässt: deren epigraphischer Schwerpunkt auf der Entschlüsselung alter und unverständlicher Schriften. Es ist sicherlich nicht überraschend, dass Freud zunächst von monumentalen Hinterlassenschaften spricht, wenn er seinen Forschungsreisenden in eine »wenig bekannte Gegend« schickt, »in welcher ein Trümmerfeld mit Mauerresten, Bruchstücken von Säulen, von Tafeln mit verwischten und unlesbaren Schriftzeichen sein Interesse weckte«.⁸⁸ Was eher überrascht als jene festen Strukturen, die das statische Wissen jenes 19. Jahrhunderts errichteten, das in seinen Grundrissen und Querschnitten so stabil und architektonisch ausgewogen war wie ein Hegelsches System, sind jene »Tafeln mit verwischten und unlesbaren Schriftzeichen«.⁸⁹ Und zwar weckten diese inschriftenübersäten Tafeln nicht nur das Interesse des »reisenden Forschers«, sondern auch das der gesamten österreichischen Archäologie des 19. Jahrhunderts.⁹⁰ 1876, in genau dem Jahr, in dem Emanuel Löwy sich der Archäologie zuwandte, begründete Otto Benndorf in Wien das erste »archäologisch-epigraphische Seminar«, über dessen Curriculum Freud aus diesem Grund bestens unterrichtet gewesen sein dürfte. Diese primäre epigraphische Unterweisung Freuds hat nicht nur den Anstoß zu einer beachtlichen Sammlung an epigraphischer und hieroglyphischer Fachliteratur gegeben, die noch heute in der Freud-Bibliothek in London besichtigt werden kann.⁹¹ Ebenso wenig ist die

⁸⁷ Ebd.

⁸⁸ Ebd., S. 426.

⁸⁹ Ebd.

⁹⁰ Die Epigraphik war die Nische, in der sich das im Vergleich zu seinen europäischen kolonialistischen Konkurrenten abgeschlagene Österreich noch eine Vormachtstellung erkämpfen konnte. Zur Rolle der Epigraphik in der österreichischen Archäologie vgl. Premierstein: »Kleinasien« (Anm. 51), S. 204 ff.; Schauer: »Die Entwicklung« (Anm. 51), S. 2 ff.; Wolf: »Emanuel Löwy« (Anm. 60), S. 16.

⁹¹ Vgl. Keith Davies: »Die archäologische Bibliothek Sigmund Freuds«, in: Lydia Marinelli (Hg.), *Meine alten und dreckigen Götter. Aus Sigmund Freuds Sammlung*, Sigmund Freud-Museum Wien 1998, S. 157–165.

epigraphische Fernwirkung auf Freud auf Lacans Wort von den »Hieroglyphen der Hysterie«⁹² zu begrenzen, das in dem berühmten »Bericht auf dem Kongress am 26. und 27. September 1953 im Istituto di Psicologia della Università de Roma« geäußert wurde. Nein, möglicherweise war der Einfluss weitaus direkter: In der zweiten Kleinasien-Expedition Benndorfs war Löwy ausgerechnet mit der epigraphischen Aufnahme eines Monumentes betraut – weswegen in Löwys Teil des Expeditionsberichtes diejenigen zweisprachigen Inschriften in den Vordergrund drängen, die die Übersetzung der Bilinguen der Hysterie ermöglichen sollten. Kurz: Freuds epigraphisches Interesse hat auch zur Konzeption einer Krankheit Anlass gegeben, deren Symptome sich in den Verfahren von »Entzifferung und Übersetzung« ebenso zu lesen geben wie jene »bilinguen Inschriften«, die »im glücklichen Falle ein Alphabet und eine Sprache« enthüllen. Man sollte sich das Vergnügen nicht entgehen lassen, die lykischen und griechischen Abschriften mit der doppelten Buchführung des Psychoanalytikers zu betrachten und in ihnen die merkwürdigen Signaturen von Trauma und Hysterie erkennen. In seinem Teil des Expeditionsberichts schreibt Löwy beispielsweise:

Die von den Entdeckern gegebene Nachricht über eine große Inschrift, die vollständig zu copieren ihnen nicht möglich gewesen war, hatte in mir den Wunsch rege gemacht, da mich mein Weg zur Chimeira durch jene östlichen Gebiete führte, Rhodiapolis aufzusuchen. Ich fand die Inschrift vor dem Theater als einen wüsten Haufen durcheinanderliegender Blöcke, zum Theil von entwurzelten Bäumen überdeckt; aus der Mitte war eine Pinie hoch emporgewachsen.⁹³

Was neben der vollständigen Faksimilierung der 120 Blöcke von Rhodiapolis aus Löwys Hand folgt, ist eine akribische Beschreibung des Monumentes inklusive genauer Erläuterungen über die Verteilung der Schrift auf Kolonnen, Zuordnung einzelner Blöcke sowie mögliche Ergänzungen und Übersetzungen der fragmentarischen zweisprachigen Schrift – einer Schrift, »deren Entzifferung«, wie Freud den Löwyschen Expeditionsbericht weiterschreibt, »deren Entzifferung und Übersetzung [...] ungeahnte Aufschlüsse über die Ereignisse der Vorzeit [ent-

⁹² Jacques Lacan: »Fonction et champ de la parole et du langage en psychanalyse«, in: *Écrits I*, Paris 1966, S. 161. Und bei Jacques Derrida heißt es im Gefolge Lacans: »Da der Traum sich in einem Schriftwald fortbewegt, wird die Traumdeutung zweifelsohne zunächst eine Lektüre und eine Entzifferung sein.« Jacques Derrida: »Freud und der Schauplatz der Schrift«, in: ders.: *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt a. M. 1972, S. 317.

⁹³ Emanuel Löwy: »Rhodiapolis«, in: Eugen Petersen/Felix von Luschan (Hg.): *Reisen in Lykien, Milnyas und Kibyratris*, Wien 1889, S. 76. Vgl. zu Löwys Aufzeichnungen in Rhodiapolis auch Wolf: »Emanuel Löwy« (Anm. 60), S. 30.

hüllen wird]«. ⁹⁴ An dieser wichtigen Stelle gilt es dreierlei zu beachten: Erstens fallen für Löwy epigraphische und hermeneutische Verfahren in eins, Rekonstruieren und Lesen des Abschnitts sind identisch. ⁹⁵ Zweitens scheint die (keinesfalls häufig anzutreffende) Zweisprachigkeit ⁹⁶ der von Löwy gefundenen Schriften tatsächlich eine Identifizierung mit Freuds »bilinguen Inschriften« zu erlauben. Drittens könnten Löwys Schriften noch die Urform einer anderen, folgenreicheren Abschrift dargestellt haben, als es die des archäologisch-epigraphischen Seminars waren – einer Schrift, die ebenfalls erst mit ihrer Zweisprachigkeit zu sich selbst und ihrer Übersetzung kommen wird und deren hieroglyphischer Entzifferung sich Freud in den folgenden Jahren mit demselben Verfahren der Supplementierung zuwenden wird: der Schrift des Traums. Mit anderen Worten: In der Weise, in der Löwy griechische und lykische Inschriften kopierte, abklatschte und faksimilierte, fand auch Freud später die Fragmente des Traums, die (wie Derrida gezeigt hat) nach einem Modell der Schrift und nicht der Sprache funktionieren – nur dass Derrida vermutlich nicht im Traum daran gedacht hatte, dass es für diese Schrift möglicherweise reale Vorläufer und Vorlagen geben könnte. ⁹⁷

Offenbar waren auch Fremdsprachenkenntnisse der Frage der Entzifferung des Traums nicht abträglich. Löwy war einer der wenigen Teilnehmer der Expedition, der »Türkisch sprechen [...] recht hübsch gelernt« habe, wie sein Vorgesetzter Benndorf berichtete. ⁹⁸ In einem Brief an seine Frau vom 10.5.1882 schreibt Benndorf entsprechend:

In Rhodos, wo wir am 25. April angefangen mit dem Taurus [...] stand der Viceconsul im Frack und weisser Weste und hinter ihm Löwy am Strand, als ich aus der Barke ausstieg. Der erstere aufgelöst in Dienstwilligkeit [...], der letztere ganz munter, in Türkisch und Griechisch mit aller Welt im Ge-

⁹⁴ Freud: GW I 427. Zur Charakterisierung der Epigraphik findet sich bei Premerstein (»Kleinasiens« [Anm. 51], S. 204) die ganz ähnlich lautende Formulierung, wenn er von »Inschriften« spricht, »die in ihrem Ineinandergreifen überraschende Einblicke in geschichtliches Werden und Vergehen, ungeahnte Lösungen von Problemen, deren Bedeutung weit über Kleinasiens hinausreicht, uns gewähren.«

⁹⁵ »Für die auf Grund unserer beiderseitigen Copien der einzelnen Blöcke und Bruchstücke von mir vorgenommene Zusammensetzung der Inschrift und die Hand in Hand damit gehende Reconstruction des Baues, an dessen dieselbe angebracht war, erscheint eine nähere Begründung unerlässlich.« Löwy: »Rhodiapolis« (Anm. 93), S. 77.

⁹⁶ Der österreichischen Delegation war die Auffindung von Inschriften »nicht nur in griechischer, sondern auch in der einheimischen lykischen Sprache und Schrift« gelungen. Premerstein: »Kleinasiens« (Anm. 51), S. 207.

⁹⁷ Zu einer archäologischen Lektüre der *Traumdeutung* vgl. Anm. 2. Zu einer Ästhetik des Abdrucks vgl. Georges Didi-Huberman: *Ähnlichkeit und Berührung. Archäologie, Anachronismus und Modernität des Abdrucks*, Köln 1999.

⁹⁸ Wolf: »Emanuel Löwy« (Anm. 60), S. 32.

sprach, sehr vergnügt über die wissenschaftliche Ausbeute seiner Reise nach Lindos.⁹⁹

Während der fließend griechisch und türkisch sprechende Löwy – der offenbar nicht nur als Übersetzer türkischen Kauderwelschs, sondern auch als Dolmetscher weiblichen Hysterikerinnen-Gestammels gefragt war – noch mit der Kopie von zahlreichen, größtenteils einsprachigen griechischen und lykischen Epigraphen beschäftigt war, fabulierte Freud, der seinen Schulfreund schließlich auch archäologisch überholen sollte, bereits von jenen »im glücklichen Falle bilinguen Inschriften«, als deren Entzifferer er in der *Traumdeutung* auftreten wird. Kurz: Es ist schon deshalb wahrscheinlicher, dass Freud an dieser entscheidenden Stelle der psychoanalytischen Theoriebildung auf die Epigraphen rekurriert, die Löwy in Rhodiapolis vor sich hatte – und nicht, wie man vielleicht denken könnte, auf das Vorbild aller Entzifferungen, Champollions sensationelle Entschlüsselung des Steins von Rosette 1822 –, weil er schließlich von einer Bilingue spricht und nicht vom Dreisprachenstein. Der Traum wird die zweite Schrift bilden, die Freud später neben die erste der hysterischen Symptome legen wird. Doch bereits 1896, als Freud über die Archäologie der Ätiologie verhandelte – übrigens im gleichen Jahr, als Champollion (als dessen Nachfolger Freud von Lacan bezeichnet wird)¹⁰⁰ zum ersten Mal öffentlich vor der *Royal Society* gewürdigt wird – lagen jene Fragen nach »Entzifferung und Übersetzung«, nach hermeneutischen oder kryptographischen Verfahren der Lesbarmachung der »Tafeln« vor, die in der *Traumdeutung* zu voller Dringlichkeit gelangen sollten.

Tatsächlich existiert eine Eigenschaft, die die Inschriften des Traums mit den Inschriften von Rhodiapolis gemeinsam haben: die enorme Beeinträchtigung ihrer Lesbarkeit. Auch Freud fand seine eigenen Träume beim Erwachen in einer gewissen Unleserlichkeit vor:

In meinen Träumen kommen oft Partien vor, die sich durch einen von den übrigen verschiedenen Eindruck hervorheben. Sie erscheinen mir wie fließend, besser zusammenhängend und dabei flüchtiger als andere Stücke desselben Traums [...]. Im übrigen werden diese Phantasien wie alle übrigen Bestandteile der Traumgedanken zusammengeschoben, verdichtet, die eine durch die andere überlagert u. dgl.¹⁰¹

⁹⁹ Zit. nach Wolf: »Emanuel Löwy« (Anm. 60), S. 26. Löwys Türkischkenntnisse scheinen für den Erfolg der Expedition so zentral gewesen zu sein, dass sie selbst noch in der Begründung der Auszeichnung, die der Expedition folgte, auftauchten. Vgl. ebd., S. 32.

¹⁰⁰ Vgl. ein Interview mit Lacan von 1957 in: *L ›Express*, dt. in: *Fragmente*, 39/40 (Dez. 1992), S. 292.

¹⁰¹ Freud: GW II/III 497.

Diese Unleserlichkeit entspricht nun wiederum der Verwittertheit der Inschriften, die sein Freund Löwy wenige Jahre zuvor im Land Apollon aufgenommen hatte.

Anfangs wandten wir auch diesen, zumeist nur wenige Buchstaben enthaltenden Fragmenten volle Aufmerksamkeit zu. Allein die Vergeblichkeit des zeitraubenden Bemühens, aus losen Lettern oder Silben ein Schriftstück wieder zusammen zu fügen, wurde bald klar [...]. In einigen Fällen ließ sich an Quadern, die seit der Zerstörung des Denkmals der Witterung stetig ausgesetzt waren, lediglich Vorhandensein von Schrift constatieren.¹⁰²

In Kleinasien hatten auch Löwys Anstrengungen weniger der Lektüre und Interpretation von vorhandenen Schriftzeichen gegolten als vielmehr der Herstellung ihrer Lesbarkeit. Aus diesem Grund lassen sich diejenigen Formatierungsprobleme, die Freud auch bei der Entzifferung seiner Träume beschäftigten, nicht nur als Übertragung der Lektüre der rätselhaften Inschriften der kuriosen *Fliegenden Blätter* in die Traumanalyse lesen, wie dies in der jüngsten Forschung geschehen ist.¹⁰³ Sie lassen sich auch als jene Zeilenabgleichungen, Überlappungen und Überlesungen entziffern, mit denen Löwy in Rhodiapolis gekämpft hatte – ganz zu Schweigen von jenen »verdeckenden Überlagerungen«¹⁰⁴, die das Schicksal der endlosen Editions-geschichte der *Traumdeutung* selbst ausmachen sollten. Für die *Traumdeutung*, auf die Löwy nach der These von Jack Spector noch durch sein im selben Jahr in Rom erscheinendes Buch *Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst* Einfluss gehabt haben dürfte, ist die Tatsache zentral, dass Freud die »Entzifferung und Übersetzung«, die in der *Ätiologie*-Passage noch gemeinsam auftreten, zu zwei getrennten Deutungsverfahren ausdifferenzieren wird: Wie Löwy einige Jahre zuvor jede Schrift von dem Ort und der Beschaffenheit ihres Trägers abhängig gemacht hatte, wird Freud den Traum in Abhängigkeit von seinen Äußerungsmodalitäten konzipieren; wie in Freuds neuer Wissenschaft, der es eher um die Lesbarmachung von psychischen Codierungen als um die Wiedergabe von Inhalten geht, erfolgt keine Lesung eines Steins ohne eine Beschreibung von dessen Materialität.

¹⁰² Löwy: »Rhodiapolis« (Anm. 93), S. 77.

¹⁰³ Vgl. Carolin Meister: *Legenden. Zur Sichtbarkeit der Bildbeschreibung*, Berlin u. a. 2006.

¹⁰⁴ Zur Editions-geschichte der *Traumdeutung* vgl. Lydia Marinelli / Andreas Mayer (Hg.): *Die Lesbarkeit der Träume. Zur Geschichte von Freuds ›Traumdeutung‹*, Frankfurt a. M. 2000; Ilse Grubrich-Simitis: *Metamorphosen der ›Traumdeutung‹. Über Freuds Umgang mit seinem Jahrhundertbuch*, in: dies. / Jean Starobinski / Mark Solms: *Hundert Jahre ›Traumdeutung‹ von Sigmund Freud. Drei Essays*, Frankfurt a. M. 1999, S. 60.

Das Archiv der Psychoanalyse

Zur Ehrenrettung Freuds, dessen Verhältnis zur Archäologie wesentlich weniger metaphorisch und wesentlich mehr modellhaft war, als bislang angenommen wurde, lässt sich jedoch sagen, dass die Abschriften und Faksimilierungen Löwys nicht nur in Freuds eigene Theorie einmündeten. In der Weise, in der Löwys Kopien von Inschriften in die *Traumdeutung* einfließen, wurden diese wiederum von Freud auch auf andere Schriftwerdungen kopiert – zum Beispiel auf literarische. Am 13. April 1925 schreibt Freud an Stefan Zweig:

Ich hatte mich schon lange gequält, einen Vergleich für Ihre Arbeitsweise zu finden; gestern fiel er mir endlich ein, heraufbeschworen durch den Besuch eines Freundes, der Epigraphiker und Archäolog ist. Es ist das Verfahren, wie wenn man einen Papierabklatsch von einer Inschrift nimmt. Man legt dabei bekanntlich ein nasses Papier auf den Stein und zwingt den weichen Stoff, sich den kleinsten Vertiefungen der Schriftoberfläche anzuschmiegen. Ich weiss nicht, ob der Vergleich Ihnen genügen wird.¹⁰⁵

Für die Archäologie von Freuds psychoanalytischer Archäologie mag man an dieser Stelle kaum noch die Frage stellen, um welchen »Epigraphiker und Archäolog« es sich an dieser Stelle handelt – zweifelsfrei um Emanuel Löwy. Für die Archäologie kulturwissenschaftlicher Methoden bedeutsamer ist jedoch die Frage, auf was für eine Materialität der Schrift Freud hier aufsetzt. Denn möglicherweise ist auch die Art des Monumentes von Interesse, aus dessen Trümmern Löwy ebenso sicher Epigraphen zauberte wie Freud später aus dem *Bruchstück einer Hysterie-Analyse*¹⁰⁶. Denn ganz sicher hat Löwy auch den Inhalt der abgeklatschten und aufgenommenen Inschriften seinem Freund nicht verschwiegen: Bei den Inschriften, die Löwy in Rhodiapolis aufgenommen hatte, handelte es sich um eine Ansammlung von Urkunden und Gesetzen, die in Stein an einem öffentlichen Ort verwahrt wurden – also um ein antikes Archiv: »Für eine Sammlung von Urkunden, wie sie hier vorliegt«, schreibt Löwy¹⁰⁷, »– ich zähle 64, darunter 12 Kaiser-, 19 Statthalter- und Procuratorenbriefe, 33 Bundesbeschlüsse –, alle auf die Verdienste Eines Mannes bezüglich und wie zu einem Archive vereinigt auf die Wände eines Gebäudes eingegraben, weiss ich aus dem Denkmälervorrath kein Analogon [...].« Dieses Archiv, das einen der Archonten aus Derridas Archivtheorie namhaft macht – Opramoas ist der Name des Archivherrn

¹⁰⁵ Stefan Zweig: *Über Sigmund Freud. Porträt, Briefwechsel, Gedenkworte*, Frankfurt a. M. 1989, S. 134.

¹⁰⁶ Freud: GW V 161–286.

¹⁰⁷ Löwy: »Rhodiapolis« (Anm. 93), S. 117.

in Rhodiapolis, also genau eines jener Archivbevollmächtigten, die Derrida auf den ersten Seiten von *Dem Archiv verschrieben*¹⁰⁸ –, dürfte auch dem eifrigen Leser und Zuhörer Löwys namens Freud nicht entgangen sein. Sonst wäre er wohl kaum auf die Idee gekommen, wenige Jahre nach Löwy die Ordnung der bei seiner Patientin »Anna O.« angetroffenen traumatischen Erinnerungen – es handelte sich um »das Thema des Taubwerdens, des Nichthörens« – mit einem »wohl in Ordnung gehaltenen Archiv«¹⁰⁹ zu vergleichen.

Aus heutiger theoriegeschichtlicher Sicht überrascht jedoch noch eine andere Konvergenz: Der Archivcharakter der Inschriften von Rhodiapolis entspricht wiederum dem Theoriecharakter jener Psychoanalyse, die – jedenfalls für Derrida – ihrerseits auf ein Inschriften-Archiv von Einprägungen hinauslief. Über seinen Freund Löwy hatte Freud eines jener Archive indirekt vor Augen, auf deren dezentralen Begriff die Psychoanalyse fast genau hundert Jahre später von Derrida gebracht werden sollte. Bekanntlich lag die Pointe von Derridas These in der anfänglichen Uneinsehbarkeit der ersten Archive, die ebenso verborgen gewesen war wie Freud dies vom Unbewussten behaupten wird. Während Derridas Archiv in der Tat für das Unbewusste maßgeschneidert ist, lässt sich seine subversive These vom ursprünglich semiprivaten Aufbewahrungsort der Gesetze archäologisch durchaus bestätigen. Dabei muss die Frage, was das Archiv des Opramoas in Rhodiapolis von jenen griechischen dezentralen *archeia* mitsamt ihren über ihre Inhalte verfügenden Archonten unterscheidet, von denen Derrida auf den ersten Seiten seiner Archivtheorie sinniert, an dieser Stelle offen bleiben.¹¹⁰ Es wäre eine traumwandlerische Koinzidenz, wenn Löwys Archiv am Ursprung einer archivischen Psychoanalyse für die Öffentlichkeit ebenso verborgen gewesen wäre wie das Unbewusste.

Doch was hat Löwy nun über sein Archiv zu sagen, auf welche Weise kann sein Archiv Freud positiv informiert haben? Nachdem der Archivar

¹⁰⁸ Jacques Derrida: *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*, Berlin 1997, S. 9 ff. Vgl. zu Derrida und der Archäologie des Archivs Knut Ebeling: »Die Asche des Archivs«, in: ders./Georges Didi-Huberman, *Das Archiv brennt*, Berlin 2007, S. 33–184; Jacques Derrida: »Dem Archiv verschrieben«, in: Knut Ebeling/Stephan Günzel (Hg.): *Archivologie. Theorien des Archivs in Philosophie, Medien und Künsten*, Berlin 2009, S. 29–60; Cornelia Vismann: »Arché, Archiv, Gesetzherrschaft«, in: ebd., S. 89–106; Knut Ebeling: »Das Gesetz des Archivs«, in: ebd., S. 61–88.

¹⁰⁹ Freud: GW I 292.

¹¹⁰ Vgl. dazu Ebeling: »Die Asche« (Anm. 108), sowie die im Band von Ebeling/Günzel: *Archivologie* (Anm. 108) erwähnten Beiträge.

Löwy¹¹¹ von dem von ihm begutachteten Archiv berichtet hat, gelangt er zu folgender bemerkenswerter Aussage, die seine Passage beschließt:

Angesichts einer so ungewöhnlichen Erscheinung würde man es vielleicht nicht einmal befremdlich finden, wenn der Bau, welcher die Inschriften trug, gleichsam nur als Vorwand für diese selbst gedient hätte, so dass der architektonische Zweck zurücktrat gegen die Hauptaufgabe, geeignete Wandflächen zur Aufnahme der Urkunden zu schaffen.¹¹²

Bezeichnend ist hier, dass Löwy sein Monument an dieser Stelle zu etwas umfunktionierte, das man heute, unter anderem auch im Nachgang zu Freud, als ›Gedächtnismedium‹ bezeichnen würde; ebenso markant oder monumental ist die Tatsache, dass auch Freud seine archäologische Diskursbegründung mit einer ganz ähnlichen Arabeske abschließt. Nachdem er von seinen »bilinguen Inschriften«¹¹³ gehandelt hatte, die »ungeahnte Aufschlüsse über die Ereignisse der Vorzeit« erbrächten, kommt er wie sein Schulfreund dazu, diese zu einem veritablen Gedächtnismedium umzuformatieren: Wie Löwy sein Monument als »Vorwand« zum Zwecke der eigentlichen »Hauptaufgabe«, der Archivierung der Vergangenheit bezeichnet hatte, spricht auch Freud von »Monumenten« der seelischen Vergangenheit, die ausschließlich der Gedächtnis- und noch nicht der Verdrängungsfunktion jener dunklen »Ereignisse der Vorzeit« dienen würden – um seine Passage schließlich mit dem archäologischen Glück der Steine, jenem mit Ausrufungszeichen versehenen »*Saxa loquuntur!*« zu beenden, dem Wort Lukáns, des Neffen Senecas aus dem *Bellum Civile*¹¹⁴ (das übrigens auch eines der Motti beim Bau der Wiener Ringstraße war), nach dem die »sprechenden Steine« nach den Überlieferungen von »Erde, Äther, Chaos, Meeren, Feldern und des Rhadope-Gebirges« als »leichte Wege zur Wahrheit« zählen.

¹¹¹ Zur archivarischen Praxis Löwys vgl. Kurt Schaller; »Konsequenz und Akribie. Bemerkungen zur Arbeitsweise Emanuel Löwys«, in: Friedrich Brein (Hg.): *Emanuel Löwy. Ein vergessener Pionier*, Wien 1998, S. 115–121.

¹¹² Löwy: »Rhodiapolis« (Anm. 93), S. 115 f.

¹¹³ Freud: GS I 427.

¹¹⁴ »[...] facilesque aditus multique patebunt/Ad verum: tellus nobis aetherque chaosque/Aequoraque et campi Rhodopaeaque saxa loquuntur.« Lukan: *Bellum Civile*, S. 616–618.

»Natur, Natur!« Freud und die Naturwissenschaft

MAI WEGENER

Der folgende Beitrag besteht aus drei Teilen, die nur locker miteinander verbunden sind. Der Eindruck des Unzusammenhängenden, der zunächst entstehen mag, wird dadurch gefördert, dass die Abschnitte nicht explizit Bezug aufeinander nehmen und sich in sehr unterschiedlichen Perspektiven der Fragestellung nähern. Sie gehen von der Nahsicht (auf einen Traum) zum Blick auf größere historische Zusammenhänge über. Die Fragestellung jedoch ist allen drei Teilen gemeinsam: Wie steht es um die Natur des Freudschen psychischen Apparates?

Der absurde Goethe-Traum

Im Kapitel »Absurde Träume« der *Traumdeutung* hat Freud einen Traum veröffentlicht, den man kurz den »absurden Goethe-Traum« nennen kann.¹ Es lässt sich rekonstruieren, dass er ihn Ende April 1898 geträumt hat, in den Begründungsjahren der Psychoanalyse also. Der Traumtext lautet:

Einer meiner Bekannten, Herr. M., ist von keinem Geringeren als von Goethe in einem Aufsätze angegriffen worden, wie wir alle meinen, mit ungerechtfertigt großer Heftigkeit. Herr M. ist durch diesen Angriff natürlich vernichtet. Er beklagt sich bitter bei einer Tischgesellschaft; seine Verehrung für Goethe hat aber unter diesen persönlichen Erfahrungen nicht gelitten. Ich suche mir die zeitlichen Verhältnisse, die mir unwahrscheinlich vorkommen, ein wenig aufzuklären. Goethe ist 1832 gestorben, da sein Angriff auf M. natürlich früher erfolgt sein muß, so war Herr M. damals ein ganz junger Mann. Es kommt mir plausibel vor, daß er 18 Jahre alt war. Ich weiß aber nicht sicher, welches Jahr wir gegenwärtig schreiben, und so versinkt die ganze Berechnung im Dunkel. Der Angriff ist übrigens in dem bekannten Aufsatz von Goethe »Natur« enthalten.²

¹ Vgl. den Kolumnentitel in Sigmund Freud: »Die Traumdeutung (1900)«, in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. II/III, Frankfurt a. M. 1999, S. 441.

² Ebd., S. 440 f.

Für die Deutung dieses Traumes zieht Freud drei unweit zurückliegende Erlebnisse hinzu, deren Spuren im Traum auszumachen sind. Von diesen rezenten Quellen her bringt er die Teilstücke des Traumes zusammen und interpretiert sie. »Wir werden bald die Mittel in der Hand haben, den Blödsinn dieses Traumes zu rechtfertigen.«³

Die erste Quelle ist die im Traum erwähnte *Tischgesellschaft*⁴, die es tatsächlich gegeben hat. Aus ihr stammt die Bekanntschaft mit Herrn M., einem jugendlichen Geschäftsmann, der unlängst seinen Bruder wegen *paralytischer Geistesstörung* von Freud hatte untersuchen lassen. Freud hatte diese Diagnose bestätigt. Zur Untersuchung gehörte es u. a., dass er den Kranken Rechnungen vornehmen ließ und nach seinem Geburtsjahr fragte. Bei diesem Gespräch stellte der Mann seinen Bruder M. vor Freud durch Anspielung auf *Jugendstreiche* bloß. Wie man sehen wird, kehrt die Anspielung auf die Jugendzeit in verschiedenen Zusammenhängen dieses Traumes wieder. »Ich weiß nicht sicher, welches Jahr wir schreiben.«⁵ – dieser Traumsatz führt Freud schließlich zu der Feststellung, dass er sich selbst im Traum wie ein Paralytiker benimmt.

Die zweite Quelle und den stärksten Traumanlass bildet eine Rezension in der *Wiener Klinischen Rundschau*. Dort war eine »vernichtende« Kritik⁶ über das jüngste Buch des Berliner Arztes Wilhelm Fließ, Freuds engstem Freund, erschienen. Es ist dieses Ereignis, das es erlaubt, den Traum genauer zu datieren. Freud schrieb am 14. April 1898 an Fließ: »In der letzten Nummer der *Wiener klinischen Rundschau* war eine Kritik Deines Buches zu lesen von einem gewissen ›Ry.‹, ein Muster jener Art von Unverschämtheit, die der absoluten Ignoranz eigen ist.«⁷ Hier liegt der rezente Bezugspunkt des Angriffs im Traum, von dem es dort heißt, er sei mit »ungerechtfertigt großer Heftigkeit« geschehen. Wie Freud anmerkt, handelte es sich um einen recht jugendlichen Referenten. Der Artikel ist tatsächlich ein scharfer Verriss von Fließ' Buch *Die Beziehung zwischen Nase und weiblichen Geschlechtsorganen* (1897), das dessen erste

³ Ebd., S. 441. Vgl. die Deutung des Traumes auch in Freud: »Über den Traum« (1901), in: *Gesammelte Werke* Bd. II/III, Frankfurt a. M. (Fischer) 1999, S. 645–700, hier S. 675–678.

⁴ Die Kursivierung, die Freud in der »Traumdeutung« zur einfacheren Wiedererkennung der Traumelemente nutzt, wird hier von mir übernommen. Tatsächlich setzt Freud dabei in seinem Text auch Worte kursiv, die im Traumtext nicht manifest erschienen waren: zum Beispiel »paralytische Geistesstörung«. Sämtliche Kursivierungen im Folgenden sind solche Freuds.

⁵ Freud: »Die Traumdeutung« (Anm. 1), S. 441.

⁶ Ebd.

⁷ Sigmund Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ 1887–1904*, hg. v. Jeffrey Moussaieff Masson u. Mitarb. v. Michael Schröter, Transkription: Gerhard Fichtner, Frankfurt a. M. 1986, S. 338 (Brief vom 14.4.1898).

Publikation zur Periodenlehre darstellte.⁸ »Was das Buch sonst enthält«, heißt es dort – und ›sonst‹ meint eben die Periodenlehre, den zentralen Teil des Buches, der auf klinische Beobachtungen folgt –, also:

Was das Buch sonst enthält, hat mit Medizin oder Naturwissenschaft nichts zu tun; man braucht die Theorie Fließ' über weibliche und männliche Reihen (was Fließ darunter versteht, muss im Originale nachgelesen werden) keiner ernsthaften Widerlegung zu unterziehen; denn der Versuch, solchen mystischen Geisterreichtum vortäuschenden Unsinn heutzutage erörterungsfähig zu machen, wird wohl an der Erkenntnis scheitern, dass es nicht Sache der Wissenschaft ist, sich in eine Kritik der Phantasiegebilde jedes Schriftsteller einzulassen.⁹

Freud war aufgebracht und forderte den Redakteur, Heinrich Paschkis, mit dem er befreundet war, zu einer Klarstellung auf. Als diese nicht erfolgte, zog er seinen Namen von der Liste der regelmäßigen Mitarbeiter der Zeitschrift zurück. Dabei sprach er in seinem Brief an den Redakteur die Erwartung aus, dass »*unsere persönliche Beziehungen unter diesem Vorfall nicht leiden würden*«. ¹⁰ Ein Satz, der im Traum wiederkehrt. Über die Auseinandersetzung hielt Freud seinen Freund Fließ auf dem Laufenden und schickte ihm sogar den Briefwechsel mit Paschkis. Von Freuds stürmischem Engagement für Fließ' Angelegenheit ist auch der Traum getragen. Es gibt hier eine Identifikation Freuds mit Fließ:

Wenn ich noch hinzufüge, daß das so hart kritisierte Buch meines Freundes [...] sich mit den *zeitlichen Verhältnissen* des Lebens beschäftigt und auch *Goethes* Lebensdauer auf ein Vielfaches einer für die Biologie bedeutsamen Zahl zurückführt, so ist es leicht einzusehen, daß ich mich im Traume an die Stelle meines Freundes setze. (*Ich suche mir die zeitlichen Verhältnisse ... ein wenig aufzuklären.*) Ich benehme mich im Traum aber wie ein Paralytiker.¹¹

Wieder stößt Freud darauf, dass sein Benehmen im Traum dem eines Paralytikers gleicht. Aber diesmal identifiziert er sich dabei zugleich mit Fließ und bringt so die Fließsche Periodenlehre – vermittelt über sich selbst – mit der Paralyse zusammen. Freud setzt sich mit seinen Rech-

⁸ Fließ entwickelte ab 1895 seine Periodenlehre, zu der er zahlreiche Bücher verfasste. Dieser Lehre zufolge sind sämtliche Lebenserscheinungen von zwei Periodizitäten beherrscht: einer 28tägigen weiblichen und einer 23tägigen männlichen Periode. Sie bestimmen alle wichtigen Einschnitte, Krankheiten und Entwicklungsschübe wie auch das Geschlecht eines Lebewesens. Vgl. ausführlich zur Fließ'schen Periodenlehre und deren Bedeutung für Freud: Erik Porge: *Schöne Paranoia. Wilhelm Fließ, sein Plagiat und Freud*, übers. v. Mai Wegener, Wien 2005.

⁹ ›Ry‹: Besprechung von »Die Beziehungen zwischen Nase und weiblichen Geschlechtsorganen« von Dr. Wilhelm Fließ, in: *Wiener Klinische Rundschau. Organ für die gesamte praktische Heilkunde*, XII. Jahrg., 10. April 1889, S. 240.

¹⁰ Freud: »Die Traumdeutung« (Anm. 1), S. 441 f.

¹¹ Ebd., S. 442.

nungen, an die Stelle von Fließ, aber der Traum lässt diese Rechnungen ›im Dunkel versinken‹, wie der Paralytiker. Er »schwelgt in Absurdität«, stellt Freud fest.¹² Zu der Identifizierung mit Fließ gesellt sich so eine Verspottung seiner durchrechneten Natur. Der Traum ist hier ambivalenter als Freud es in seiner Deutung zulässt. Er stellt sich in ihr ganz auf Fließ' Seite und gibt damit dem Spott, der doch im Traum recht rückhaltlos ausgeteilt wird, eine eindeutige Wendung. Fließ nimmt er von diesem Spott aus.¹³ Freud sieht im Traum den Satz eines weiteren Fließ-Kritikers, der ihm ganz besonders nahe gegangen ist, aufgenommen und ironisch gewendet. Der Kritiker hatte geschrieben: »Man fragt sich, ist der Autor verrückt oder ist man es selbst«.¹⁴ Der ironische Klartext der Traum-Verkehrungen lautet nach Freud: »*Natürlich*, er [mein Freund Fl.] ist ein Narr, der Verrückte, und Ihr [die Kritiker] seid die genialen Leute, die es besser verstehen. Vielleicht aber doch umgekehrt?«¹⁵ Die Umkehrung bildet, wie Freud weiter ausführt, in diesem Traum überhaupt einen zentralen Mechanismus der Traumarbeit: Während er in der Konsultation den Paralytiker vom *Geburtsdatum* aus hatte rechnen lassen, rechnet er im Traum von Goethes *Todesdatum* aus – denn man soll Goethe nicht wie einen Verrückten behandeln!¹⁶ Wenn die Tatsache, dass Goethe im Traum einen *jungen Mann* angreift, darauf verweist, dass Fließ von einem *jungen Mann* angegriffen wurde – so wird mit der Umkehr Fließ kurzerhand zu einem »bedeutenden Mann« vom Range Goethes. Freud erkennt in der Umkehrung den ironischen Kommentar des Träumers zu den Ereignissen, und in dieser Ironie den verkleidenden Wunsch: seinen Freund Fließ und dessen Forschungen vor dem Vorwurf der Verrücktheit zu verteidigen. Tragen wir ein, dass der Traum im selben Zug Fließ' Theorien im Dunkel versinken lässt¹⁷ und die Behandlung

¹² Ebd.

¹³ Darauf, dass Freud die Kritik an Fließ hier unbewusst übernehme, baut Anzieu die Deutung dieses Traumes. Seine Interpretation verkennt m. E. jedoch die Bedeutung von Fließ für Freud. (Vgl. Didier Anzieu: *Freuds Selbstanalyse und die Entdeckung der Psychoanalyse*, 2 Bde., München u. a. 1990, Bd. 1, S. 252 u. 255 f.). Auch Stéphane Mosès nimmt diesen Punkt auf. Vgl. Stéphane Mosès: »Natur! Natur!«. Sigmund Freuds Goethe-Traum«, in: Walter Hinderer / Alexander von Bormann / Gerhart von Graevenitz (Hg.): *Goethe und das Zeitalter der Romantik*. Würzburg 2002, S. 231–241, hier S. 239 f.

¹⁴ Freud: »Die Traumdeutung« (Anm. 1), S. 442.

¹⁵ Ebd. Die eckigen Klammern hat Freud in einer späteren Ausgabe der Traumdeutung hinzugefügt, ich entnehme sie: Freud: »Die Traumdeutung«, in: *Studienausgabe*, Frankfurt a. M. 1982, S. 425.

¹⁶ Vgl. Freud: »Die Traumdeutung« (Anm. 1), S. 324.

¹⁷ Für die Seite des Dunklen fühlt sich Freud zuständig. Er schreibt einmal an Fließ (nachdem er ihm 60 Blätter des Manuskripts der *Traumdeutung* geschickt hat): »Beinahe schäme ich mich, Dich so auszunützen, und den Gegendienst bei der Biologie wirst Du von mir nicht brauchen, weil Du allein zu sondern weißt und mit der Helle, nicht dem Dunkel,

von Goethes Leben mit dem Fließschen Rechnungen zurückweist. Beides kann gut nebeneinander bestehen, das Unbewusste hat Platz für solche Ambivalenz.

Bleibt die dritte Traumquelle hinzuzufügen, in der nun endlich die Sprache auf Goethe kommt. Eine Patientin hatte Freud von ihrem Bruder berichtet, der, wie der Bruder von M., psychisch krank ist. Es ist der dritte ›Verrückte‹ im Bunde. Die Erkrankung dieses Mannes brach aus als er 18 Jahre war – ihren Auftakt bildete ein Tobsuchtsanfall, der mit dem Ausruf: »Natur, Natur!« begann. In dieser Erzählung taucht nun der Goethe zugeschriebene Aufsatz auf, denn die Patientin berichtete weiter, dass die Ärzte den Ausruf auf die Lektüre ebendieses Aufsatzes zurückführten und meinten die Erkrankung des Patienten durch Überarbeitung aufgrund zu intensiver naturphilosophischer Studien erklären zu können. Freud lehnte diese Erklärung ab: »Ich zog es vor, an den sexuellen Sinn zu denken, in dem auch die Mindergebildeten bei uns von ›Natur‹ reden, und daß der Unglückliche sich später an den Genitalien verstümmelte, schien mir wenigstens nicht Unrecht zu geben.«¹⁸ Es gibt also nicht nur wieder einen Verrückten, sondern auch wieder eine scharfe Kontroverse. Diesmal ist Freud der Kritiker, der sich gegen die Theorie der Ärzte wendet und deren ätiologische Annahme zurückweist. Die Ursache liegt – so lautet die Eingangsbehauptung der psychoanalytischen Theoriebildung, die Freud damals bereits formuliert hatte – im Feld des Sexuellen. Ausgerechnet in der *Wiener Klinischen Wochenschau* hatte er gerade seinen Aufsatz »Die Sexualität in der Ätiologie der Neurosen«¹⁹ veröffentlicht, über den er Fließ brieflich mitgeteilt hatte, dass er »ziemlich frech [ist] und wesentlich dazu bestimmt, ein Ärgernis zu geben.«²⁰ An dieser Stelle sieht Freud sich nachdrücklich gemahnt, *seine* Sache in den Traum einzutragen. Dem Streit um Fließ' Interpretation der Natur durch die Peridentheorie ergänzt sich der Streit um die sexuelle Natur der Neurosen, die Freud gegen die Ärzte behauptet. Die umstrittene Deutung des Ausrufs ›Natur!‹ bildet einen Wende- und Knotenpunkt, hier laufen die Fäden zusammen, die dem Traummaterial seine Ausrichtung geben.

der Sonne, nicht dem Unbewußten, zu tun hast.« Brief Freuds an Fließ vom 6.9.1899. In: Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ* (Anm. 7), S. 405.

¹⁸ Freud: »Die Traumdeutung« (Anm. 1), S. 442.

¹⁹ Sigmund Freud: »Die Sexualität in der Ätiologie der Neurosen« in: *Wiener Klinische Rundschau. Organ für die gesamte praktische Heilkunde*, XII. Jahrg., 9., 23., 30. Januar u. 13. Februar 1898, S. 21–22, 55–57, 70–72, 103–105 und in: *GW*, Bd. I, S. 489–516.

²⁰ Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ* (Anm. 7), S. 326 (Brief vom 9. Februar 1898).

Freuds Anliegen ist nun endlich nicht mehr zu übersehen. Es ist die Frage nach der Natur seines Gegenstandes, die hier auf dem Spiel steht, die Natur der Neurosen bzw. umgangssprachlich der ›Verrücktheit‹. Freud trägt jetzt das ›Wir‹ in seinen Satz ein: »›Ja, ihr habt recht, wir zwei sind die Narren.«²¹ Er fürchtet ein ähnliches Schicksal für seine Theorie, wie es Fließ' in der Kritik zuteil geworden war. Immerhin teilte er mit ihm das Interesse für das Sexuelle, auch wenn er 1898 vielleicht nicht mehr so genau wusste, in wieweit sie beide wirklich dieselbe Natur im Blick hatten.

Die Frage, die durch diesen Traum geht, und ähnlich verschoben, mehrmals umgelagert – wie die Schuldfrage im Traum von *Irmis Injektion* – insistiert, ist: Wer ist der Verrückte? Wessen Theorie ist nährisch? Wessen Sichtweise wird Bestand haben oder vernichtet: Fließ' Periodenlehre? Die seiner Kritiker? Die der Ärzteschaft? Oder die des Träumers, Freud? Und in all dem umkreist der Traum die Frage: Was heißt hier Natur? An welche Natur wird hier appelliert? Hat Goethe es gewusst?

Dessen Aufsatz ›Natur‹ nimmt Freud schließlich im letzten Satz auf und schreibt: »Daß ›*mea res agitur*‹, daran mahnt mich energisch die Erwähnung des kleinen, unvergleichlich schönen Aufsatzes von *Goethe*, denn der Vortrag dieses Aufsatzes in einer populären Vorlesung war es, der mich schwankenden Abiturienten zum Studium der Naturwissenschaft drängte.«²²

Die Referenz auf den »unvergleichlich schönen Aufsatz von Goethe« bildet den Schlussstein des Traums, wie der Deutung. Es ist, als habe er das Gewicht die gesamte Stoßrichtung des Angriffs umzukehren. – Der 18jährige »Schwankende« ist jetzt nicht mehr der Erkrankte, der mit dem Ausruf »Natur, Natur!« in geistige Umnachtung fiel, sondern Freud als Abiturient, der sich gestützt auf den großen Goethe und dessen Anrufung der Natur zur Naturwissenschaft führen lässt. Tatsächlich beginnt auch jener Aufsatz (wie der Tobsuchtsanfall) mit dem Ausruf: »Natur!«

Es lohnt sich bei dieser Referenz einen Augenblick stehen zu bleiben. Freud wiederholt sie 25 Jahre später an prominenter Stelle. Ihre Nennung in der *Selbstdarstellung* ist oft aufgenommen und kommentiert

²¹ Freud: »Die Traumdeutung« (Anm. 1), S. 443.

²² Ebd.

worden²³ – wenn auch kaum je in Bezug auf diesen Traum.²⁴ Freud hielt dort fest: »[...] ich weiß, dass der Vortrag von Goethes schönem Aufsatz »Die Natur« in einer populären Vorlesung kurz vor der Reifeprüfung die Entscheidung gab, dass ich Medizin inskribierte.«²⁵

Die Erwähnung ist also der in der *Traumdeutung* fast gleich, bis auf den Unterschied, dass Freud nun ›Naturwissenschaft‹ durch ›Medizin‹ ersetzt hat. Das naturwissenschaftliche (Selbst)Verständnis der Medizin, das Freud teilte, ebnete dieser Verschiebung den Weg.

Freud hat, wie er beide Male erwähnt, diesen Hymnus, den er wahrscheinlich auch selbst nachgelesen hat²⁶, vermittelt durch einen populären Vortrag kennen gelernt. In der Neuauflage der *Selbstdarstellung* von 1935 ergänzt er schließlich den Namen des Vortragenden: »Prof. Carl Brühl.«²⁷ Carl Bernhard Brühl (1820–1899), zunächst praktischer Arzt, hatte 1863 in Wien das Zootomische Institut eingerichtet und widmete sich vor allem der Osteologie. Er hielt populärwissenschaftliche Sonntagsvorträge, von denen Freud mehrere besuchte.²⁸ Der hier angesprochene, dem der junge Freud die Bekanntschaft mit dem Natur-Aufsatz verdankte, fand im Frühjahr 1873²⁹ statt und handelte über vergleichende Anatomie.³⁰ Man darf vermuten, dass diese Vermittlung Freuds Verknüpfung des Natur-Hymnus mit der Naturwissenschaft stützte.

Heute wird der erstmals 1783 im *Tiefurter Journal* publizierte »Natur«-Aufsatz nicht mehr Goethe zugeschrieben. Nachdem sich Ende des 19. Jahrhunderts herausstellte, dass dieser sich irrtümlich zu dem Text bekannt hatte, wird heute allgemein der Schweizer Theologe Georg

²³ Sie fehlt in keiner Biographie, hier seien nur angeführt: Ernest Jones: *Sigmund Freud. Leben und Werk*, Bd. 1, München 1984, S. 48–50; Siegfried Bernfeld/Suzanne Cassierer Bernfeld: *Bausteine der Freud-Biographik*, Frankfurt a. M. 1988, S. 70 f.; Imre Hermann: »Goethes Aufsatz ›Die Natur‹ und Freuds weitere philosophisch-psychologische Lektüre aus den Jahren 1880–1900«, in: Käte Dräger/Alexander Mitscherlich/Horst-Eberhard Richter u. a. (Hg.): *Jahrbuch der Psychoanalyse. Beiträge zur Theorie und Praxis*, Bd. VII, Bern u. a. 1974, S. 77–100.

²⁴ Beides in Zusammenhang liest Thomas Anz. Ders.: »»Eine gerade Linie von Goethe zu Freud«. Zum Streit um die Verleihung des Frankfurter Goethe-Preises im Jahre 1930«, in: Gudrun Schury/Martin Götze (Hg.): *Buchpersonen, Büchermenschen. Heinz Gockel zum Sechzigsten*, Würzburg 2001, S. 223–234.

²⁵ Sigmund Freud: »Selbstdarstellung« (1925), hg. v. Ilse Grubrich-Simitis, Frankfurt a. M. 1984, S. 34.

²⁶ Vgl. Jones: *Sigmund Freud* (Anm. 23), S. 48, Anm. 3.

²⁷ Freud: »Selbstdarstellung« (Anm. 25), S. 41.

²⁸ Vgl. Sigmund Freud: *Jugendbriefe an Eduard Silberstein 1871–1881*, hg. v. Walter Boehlich, Frankfurt a. M., 1989, S. 56 (Brief vom 22.1.1874).

²⁹ Richard G. Klein gibt die präzise Datumsangabe 9. Februar 1873, leider ohne weitere Quellenangabe. Vgl. ders.: »A diary of chronology of important event's in Freuds life«, in: http://www.freud2lacan.com/docs/freud_diary.pdf (Zugriff 1. Juni 2010).

³⁰ Vgl. Jones: *Sigmund Freud* (Anm. 26), S. 48, Anm. 3. Der Vortrag Brühls scheint nicht erhalten. Für anders lautende Hinweise wäre die Verfasserin dankbar.

Christoph Tobler, ein Freund Goethes, als Verfasser des Textes anerkannt. Es muss offen bleiben, ob Freud sich auch dann so emphatisch auf ihn bezogen hätte, wenn damals schon Tobler als Autor gegolten hätte. Es ging Freud durchaus um die großen Namen und um den des geschätzten Dichters Goethe, auf den er sich in seinen Schriften vielfach bezieht.³¹

Der kurze Text ist von einer dichterischen Ergriffenheit getragen, die sich in einer klaren und reichen Sprache zu artikulieren weiß. Der Hymnus preist die allumfassende rätselhafte Gegenwart der Natur, die außer uns und in uns waltet. Er hebt, wie bereits erwähnt, mit dem Ausruf ›Natur‹ an: »Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen – unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hineinzukommen.«³² Auffallend ist die durchgängige Antithese, in der die Eigenschaften der Natur entfaltet werden. Sie ist »rau und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig«³³ – von einer nicht aufzulösenden Ambivalenz: »Auch das Unnatürliche ist Natur.«³⁴ »Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen.«³⁵ Der Schreiber gibt sich ihr hin, denn er weiß: »Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt.«³⁶ Es ist eine Natur, die zudem, da von ihr oft einfach nur als »sie« gesprochen wird, ausgesprochen weiblich erscheint.

Freud referiert auf den Hymnus ausschließlich als Gesamttext, er hat nie einen einzelnen Satz aus ihm zitiert. Das macht diese Referenz zu einer Art von geschlossenem Brief innerhalb von Freuds Text. Freud nennt nur den vermeintlichen Absender, Goethe, und sich, 18jährig als Empfänger – mit dem Hinweis er habe hier das Geheimnis formuliert gefunden, in dessen Spur seine Wissbegierde in Richtung Naturwissenschaften resp. Medizin gelenkt wurde.

Es mag von hier her rühren, dass auf Freuds ersten Biographen Wittels diese Referenz »deutlich den Eindruck einer ›Deckerinnerung‹«³⁷ machte, d. h. als ein Verweis erschien, der mehr enthält, als er zeigt, der überdeterminiert, mit anderen Worten unbewusst vernetzt ist. Die Tatsache, dass die Referenz auch in Freuds Traum erschien, bestätigt

³¹ Vgl. Sigmund Freud: »Goethe-Preis 1930«, in: *Gesammelte Werke*, Bd. XIV, Frankfurt a. M. 1999, S. 541–550; Anz.: »Eine gerade Linie von Goethe zu Freud« (Anm. 24).

³² So der Eingangssatz in: G. C. Tobler: »Die Natur« zitiert nach Johann Wolfgang Goethe: »Die Natur. Fragment«, in: ders.: *Sämtliche Werke*, Abt. 1, Bd. 25, Frankfurt a. M. 1989, S. 11–13, hier S. 11.

³³ Ebd., S. 13.

³⁴ Ebd., S. 12.

³⁵ Ebd., S. 11.

³⁶ Ebd., S. 13.

³⁷ Fritz Wittels: *Sigmund Freud. Der Mann. Die Lehre. Die Schule*. Leipzig u. a. 1924, S. 13.

diese Einschätzung und gibt die Spur zu diesem Netz. Der Aufsatz »Natur« bildet den Nabel des Traumes³⁸ von 1898, hier erkennt Freud seine Einknüpfung in den Traum, das *mea res agitur* – ohne sonst ein Wort darüber zu verlieren, was ihn an dem Aufsatz so besonders angesprochen hatte. »Das Beste, was Du wissen kannst, darfst Du den Buben doch nicht sagen«, war ein Lieblingszitat Freuds aus Goethes *Faust*. Diese subjektive und nicht weiter erklärte Verbundenheit Freuds mit Goethe/Toblers Hymnus scheint mir in diesem Zusammenhang wichtiger als alle objektive Zuordnung desselben zu einer »pantheistischen«³⁹, »naturphilosophischen«⁴⁰ oder anders bestimmten Naturauffassung. Man darf vermuten, dass Freud bereits als 18jähriger beim Vortrag von ›Goethes‹ Anrufung der Natur, geneigt war, an »den sexuellen Sinn zu denken, in dem auch die Mindergebildeten bei uns von ›Natur‹ reden«⁴¹ (und nicht erst beim Ausruf des Tobsüchtigen). Der Hymnus gibt dieser Assoziation immerhin ausreichend Anknüpfungspunkte und auch Freuds Schweigen fände hierin ein Motiv. Dann aber ist Goethes Natur-Fragment Freuds Stütze für die Bedeutung des Sexuellen (Goethe würde sagen: des Eros) in der Natur, an die er sich in genau dem Moment erinnerte, als er die Annahme der sexuellen Natur der Neurosen (und der unbewussten Bildungen überhaupt) offensiv zu vertreten begann. In einem Moment zudem, in dem sein Freund Fließ, der ihm ansonsten die Stütze für die Anerkennung des sexuellen Faktors gewesen war, hart angegriffen worden war. Der Auftritt des ›Dichterfürsten‹, der die Gegner vernichten könnte wie im Traum Herrn M., war wohl um so ersehnter, da Freud sich zu dieser Zeit über die körperlich-materiale, mit anderen Worten medizinisch-naturwissenschaftliche Basis der unbewussten Bildungen höchst unsicher war.

³⁸ »Jeder Traum hat mindestens eine Stelle, an welcher er unergründlich ist, gleichsam einen Nabel, durch den er mit dem Unerkannten zusammenhängt.« Freud: »Die Traumdeutung« (Anm. 1), S. 116, vgl. S. 530.

³⁹ »Man sieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gebracht ist«, schreibt Goethe selbst in: »Erläuterungen zu dem aphoristischen Aufsatz ›Die Natur‹«, in: Johann Wolfgang Goethe: *Sämtliche Werke*, Abt. 1, Bd. 25, Frankfurt a. M. 1989, S. 81.

⁴⁰ Bernfeld meint, der Aufsatz enthalte »gewissermaßen das Programm der frühen deutschen Naturphilosophie« (Bernfeld/Bernfeld: *Bausteine der Freud-Biographik* [Anm. 23], S. 70). Mosès spricht vorsichtiger von »romantische(r) Naturphilosophie, so wie Freud sie im *Natur*-Fragment wiederzufinden glaubte«. (Ders.: »›Natur! Natur!‹ [Anm. 13], S. 240.) Tatsächlich kennzeichnet Freud den Aufsatz nur indirekt als naturphilosophisch, im Zusammenhang der ärztlichen Diagnose, zu intensive »naturphilosophische Studien«, hätten den Tobsuchtsanfall ausgelöst. Vgl. Freud: »Die Traumdeutung« (Anm. 1), S. 442.

⁴¹ Vgl. im vorliegenden Text Anm. 18.

Quantitäten und Neuronen – Zum verschiedenen Schicksal der zwei Hauptsätze des *Entwurfs*

Freud ist nicht der erste, der vom Unbewussten gesprochen hat.⁴² Um der Theorie, die er vom Unbewussten begründete, deutlichere Konturen zu verleihen, ist es daher sinnvoll sie mit anderen Auffassungen des Unbewussten zu vergleichen. Ich möchte das hier zumindest in einem wesentlichen Punkt mit dem romantischen Unbewussten tun. Zwischen dem romantischen Unbewussten und Freuds Formulierung des Unbewussten hat sich ein Bruch ereignet, der sich mit zwei Daten markieren lässt, die nur ein Jahr auseinander liegen. Freilich hat sich dieser Bruch nicht so plötzlich ereignet, wie die Datierung suggeriert. Sie stellt lediglich zwei Pfeiler der Umwälzung heraus.

1846 erschien das Buch des Naturphilosophen, Arztes und Malers Carl Gustav Carus *Psyche: zur Entwicklungsgeschichte der Seele*, das man als Höhepunkt und Abschluss einer auf romantischen Grundlagen aufbauenden Theorie des Unbewussten bezeichnen kann. Sein berühmter erster Satz lautete programmatisch: »Der Schlüssel zur Erkenntnis vom Wesen des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußtseins.«⁴³ Carus' Begriff des Unbewusstseins hat viele, auch gegenstrebig Facetten. Den Grundzug seines und überhaupt des romantischen Unbewussten aber bildet die Annahme des Unbewussten als einer schöpferischen, in der lebendigen Natur verankerten Kraft.⁴⁴ Der 1775 von Medicus geprägte Begriff der *Lebenskraft* hatte in der Physiologie breite Anerkennung gefunden und stützte diese Auffassung. Carus knüpft hier an, für ihn fallen Lebenskraft (Bildungstrieb) und Seele in eins und bilden »jenes erste Unbewußte«⁴⁵, mit dem alles Leben beginnt.

Nur ein Jahr später, 1847, bringt ein Vortrag, gehalten vor der *Berliner Physikalischen Gesellschaft*, die Fundamente, auf denen die Annahme der Lebenskraft ruhte, zu Fall: Hermann von Helmholtz' Rede *Über die Erhaltung der Kraft* präsentiert die erste exakte Formulierung des ersten thermodynamischen Grundgesetzes. Mit diesem physikalischen

⁴² Vgl. Mai Wegener: »unbewusst/ das Unbewusste«, in: *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch*, Bd. 6, hg. v. Karlheinz Barck/Martin Fontius/Dieter Schlenstedt u. a., Stuttgart u. a. 2005, S. 202–240.

⁴³ Carus, Carl Gustav: *Psyche: zur Entwicklungsgeschichte der Seele* (1846), hg. v. R. Marr, Leipzig o. J., S. 1.

⁴⁴ Das gilt nicht für Schelling, der den Begriff der Lebenskraft ablehnte. Vgl. Wegener: »unbewusst/ das Unbewusste« (Anm. 43), S. 212; Stefan Goldmann: »Von der Lebenskraft zum Unbewußten. Konzeptwandel in der Anthropologie um 1800«, in: Rainer G. Appell (Hg.): *Homöopathie und Philosophie & Philosophie der Homöopathie*, Eisenach 1998, S. 149–174.

⁴⁵ Carus: *Psyche* (Anm. 44), S. 16.

Grundgesetz, das neben Helmholtz auch Mayer und Joule im Begriff waren zu formulieren, änderte sich der Kraftbegriff grundlegend: Kraft in diesem physikalischen Sinne bildet ein Maß, nicht eine Ursache; sie ist eine axiomatische, ausdrücklich als fiktional und zerlegbar bezeichnete Größe – eine Quantität – und ihr Gesetz ist ein Gesetz ohne Telos. Der Begriff der Lebenskraft, als einer ursächlichen und teleologisch ausgerichteten Kraft, wurde damit zutiefst erschüttert – und mit ihm ein Unbewusstes, das sich mit diesem Begriff verknüpft hatte. »Es gibt überhaupt keine Kräfte, und wenn man von Kräften reden will, so muss man es wenigstens nur in der Weise thun, dass diese Fiction auch wirklich ihre Dienste leiste, zu welchen sie berufen ist«,⁴⁶ setzt Du Bois-Reymond nur ein Jahr später in seinem berühmten Pamphlet »Ueber die Lebenskraft« nach. Die Analyse der Lebenserscheinungen sollte nach dem Vorbild der Physik erfolgen, das heißt auch in Medizin und Physiologie sollte der Kraftbegriff der Physik gelten. Du Bois-Reymond, der gerne als das popularisierende Sprachrohr der *Berliner Physikalische Gesellschaft* fungierte, sagte es gewohnt kämpferisch: »Brücke und ich, wie haben uns verschworen, die Wahrheit geltend zu machen, dass im Organismus keine anderen Kräfte wirksam sind, als die gemeinen physikalisch-chemischen«.⁴⁷

Die Kräfte, die im tierischen, einschließlich des menschlichen Körpers als wirkend angenommen wurden, sind damit in keiner Weise mehr an die Besonderheit des Lebendigen gebunden. Es sind die gleichen wie in der toten Materie. Mit einem sinnfälligen Fehler heißt es in »Ueber die Lebenskraft«:

Es kann daher nicht länger zweifelhaft bleiben, ob der von uns als einzig möglich erkannte Unterschied [nämlich der verschiedenartiger Kräfte /M. W.] zwischen den Vorgängen der todten und denen der unbelebten [*sic!*] Natur auch wirklich bestehe. Ein solcher Unterschied findet nicht statt. Es kommen in den Organismen den Stofftheilchen keine neuen Kräfte zu, keine Kräfte, welche den Namen Lebenskräfte verdienen. Die Scheidung zwischen der organischen und der unorganischen Natur ist eine ganz willkürliche.⁴⁸

⁴⁶ Emil Du Bois-Reymond: »Ueber die Lebenskraft« (1848), in: ders.: *Reden*, Bd. 2, Leipzig 1887, S. 1–28, hier S. 18. Schon Helmholtz hatte Kraft und Materie 1847 als die zwei für die wissenschaftliche Betrachtung grundlegenden »Abstractionen von dem Wirklichen« vorgestellt. Vgl.: Hermann von Helmholtz: *Über die Erhaltung der Kraft. Eine physikalische Abhandlung*, vorgetragen in der Sitzung der physikalischen Gesellschaft zu Berlin am 23. Juli 1847, Nachdruck, Leipzig 1889, S. 4 f.

⁴⁷ Zitiert nach Erna Lesky: *Die Wiener medizinische Schule im 19. Jahrhundert*, Graz u. a. 1965, S. 260.

⁴⁸ Du Bois-Reymond: »Ueber die Lebenskraft« (Anm. 47), S. 17.

Freud war, besonders durch seinen Lehrer Ernst Brücke, in dieser Schule ausgebildet worden. Er teilte ihre Grundsätze und begrüßte die wissenschaftliche Neubegründung seines Faches nachdrücklich.

Seinen frühesten umfassenden Versuch, die ersten psychoanalytischen Funde und Überlegungen zu strukturieren, unternahm er 1895 mit der Niederschrift des *Entwurfs*.⁴⁹ Sie erfolgte getreu den Grundsätzen dieser Schule. Freud schrieb den *Entwurf* damals, um Kohärenz in seine Gedanken zu bringen. Er adressierte ihn an seinen Brieffreund Wilhelm Fließ, an den damals alle unfertigen Gedanken und neuen Einsichten gingen. Fließ war der, der es ihm in diesen Jahren ermöglichte an seinem Projekt festzuhalten, auch wenn die eigenen Zweifel oder die Kritik es zu erschlagen drohten. Der im vorangegangenen Teil interpretierte Traum hat davon einiges hören lassen. Auch bei der Niederschrift des *Entwurfs* stützte sich Freud auf Fließ: »Allein bei dem Versuch, es Dir mitzuteilen, ist mir die Sache ja erst klar geworden.«⁵⁰ Er verlange sein 100seitiges Manuskript nie zurück.⁵¹

In dieser Schrift konstruierte Freud erstmals den von ihm so genannten *psychischen Apparat*. Er reflektierte dabei weniger über einen Apparat, als dass er einen solchen schreibend konstruierte. »Es sind die Elemente unfraglich«, heißt es einmal, »aber die richtige Ordnung im Geduldspiel habe ich nicht.«⁵² Bei keiner anderen Niederschrift war er von einer so starken Unruhe, einem solchen Schwanken ergriffen. Am 20. Oktober 1895 verkündete er jubilatorisch:

In einer fleißigen Nacht der verflorenen Woche, bei jenem Grad von Schmerzbelastung, der für meine Hirntätigkeit das Optimum herstellt, haben sich plötzlich die Schranken gehoben, die Hüllen gesenkt, und man konnte durchschauen vom Neurosendetail bis zu den Bedingungen des Bewußtseins. Es schien alles ineinanderzugreifen, das Räderwerk paßte zusammen, man bekam den Eindruck, das Ding sei jetzt wirklich eine Maschine und werde nächstens von selber gehen.⁵³

⁴⁹ Der Abschnitt knüpft an eine ausführlichere Studie der Verfasserin an, vgl. Mai Wegener: *Neuronen und Neurosen. Der psychische Apparat bei Freud und Lacan. Ein historisch-theoretischer Versuch zu Freuds Entwurf von 1895*, München 2004, bes. S. 15 ff., 32 ff., 99 ff., 168 ff., 190 ff.

⁵⁰ Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ* (Anm. 7), S. 150 (Brief vom 20.10.1895).

⁵¹ Freud hatte den Text nicht für die Publikation vorgesehen. Der »Entwurf« wurde posthum veröffentlicht, erstmals 1950 gemeinsam mit den Briefen an Wilhelm Fließ, bei denen er gefunden wurde. Heute ist er in neuer Transkription von Ingeborg Meyer-Palemido, leider getrennt von den Briefen publiziert. Vgl. Sigmund Freud: »Entwurf einer Psychologie« [1895], in: *Gesammelte Werke* Nachtragsband, hg. v. Angela Richards u. Mitw. v. Ilse Grubrich-Simitis, Frankfurt a. M. 1987, S. 375–486.

⁵² Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ* (Anm. 7), S. 151 f. (Brief vom 31.10.1895).

⁵³ Ebd., S. 149 (Brief vom 20.10.1895).

Einen Monat nach der Abfassung setzte er nach:

Den Geisteszustand, in dem ich die Psychologie ausgebrütet, verstehe ich nicht mehr; kann nicht begreifen, daß ich sie Dir anhängen konnte. Ich glaube, Du bist immer noch zu höflich, mir erscheint es als eine Art von Wahnwitz.⁵⁴

Freud war wirklich nicht sicher, ob er den großen Wurf gelandet hatte oder nur einer verrückten, letztlich abgewigen Idee nachgegangen sei.

Die Konstruktion im *Entwurf* untersteht zwei »Hauptsätzen«, die den Grundregeln des zeitgenössischen Szientismus entsprachen. Der erste Hauptsatz beschreibt die »quantitative Auffassung«.⁵⁵ Er besagt, dass die psychischen Erregungsvorgänge als fließende Quantität aufzufassen sind, die den allgemeinen Bewegungsgesetzen unterliegen. In Übereinstimmung mit dem ersten Hauptsatz der Thermodynamik ist die Arbeitsweise des Apparats von dem Bestreben nach Spannungsreduktion regiert: Das Neuron ist bestrebt sich der Quantität zu entledigen, d. h. diese an benachbarte Neurone bzw. schlussendlich die »Muskelmaschinen«⁵⁶ abzugeben. Es sei bemerkt, dass Freud jedoch sogleich konstatiert: »das Trägheitsprinzip wird von Anfang an durchbrochen«.⁵⁷ Da »das Individuum unter Bedingungen gesetzt ist, die man als *Not des Lebens* bezeichnen kann«, muss der Apparat sich einen Vorrat an Quantität gefallen lassen, und andere als Abfuhrvorgänge ermöglichen.⁵⁸ Von dieser Insistenz her ergeben sich alle Differenzierungen, hier liegt die »Triebfeder des psychischen Mechanismus«, heißt es im *Entwurf*.⁵⁹ Der zweite Hauptsatz ist die »Neuronentheorie«⁶⁰. Er gibt die Materialität des Apparates an: Diese besteht aus distinkten, aufzeigbaren, materiellen Teilchen, die untereinander sämtlich gleich sind. Diese Elementarbausteine des Apparates sind die *Neuronen*. Damit hatte Freud den jüngsten Stand der Wissenschaft aufgenommen, Ramón y Cajal's Behauptung einer Diskontinuität der neuronalen Verbindungen aus einzelnen Neuronen hatte sich gerade erst durchgesetzt. Die Neuronen können verschieden stark (quantitative Auffassung) erregt, beziehungsweise »besetzt«⁶¹ werden.

⁵⁴ Ebd., S. 158 (Brief vom 29.11.1895).

⁵⁵ Freud: »Entwurf« (Anm. 52), S. 388, Anm. 52.

⁵⁶ Ebd., S. 389.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ Ebd., S. 390.

⁵⁹ Ebd., S. 408.

⁶⁰ Ebd., S. 390.

⁶¹ Ebd., S. 390.

Die allgemeinen Bewegungsgesetze und eine diskret aufgefasste Materie – dies sind unverkennbar die wissenschaftlichen Standards der physikalistischen Schule, durch die Freud gegangen ist: Alle Lebenserscheinungen sind ausgehend von den zwei grundlegenden »Abstraktionen« (Helmholtz) oder »Fiktionen« (Du Bois Reymond)⁶² zu (re)konstruieren, Materie und Bewegung.

Wesentliches von dem, was Freud unter dieser Form erstmals versucht hatte kohärent zu machen, ist in der Tat in die Psychoanalyse eingegangen. Das Gedächtnissystem ψ mit seinen Verzweigungen (die im *Entwurf* »Bahnungen« hießen), die elementare Bedeutung von primären Befriedigungs- und Schmerzerlebnissen, die zwei Vorgangsarten des Primär- und Sekundärvorganges, die Ausrichtung der Vorgänge durch den Wunsch ... – alle diese Grundannahmen des *Entwurfs* tauchen im 7. Kapitel der *Traumdeutung* wieder auf, in dem Freud das erste Mal mit seiner Theorie des psychischen Apparates an die Öffentlichkeit geht. Von den zwei Hauptsätzen aber hat Freud nur einen übernommen. An der quantitative Auffassung hält er fest, sie geht als »ökonomischer Gesichtspunkt« in die Metapsychologie ein. Die Neuronentheorie wird man jedoch vergeblich suchen. Freud hat die Neuronen im Zuge der Begründung der Psychoanalyse fallen gelassen.

Wir wollen ganz beiseite lassen, dass der seelische Apparat, um den es sich hier handelt, uns auch als anatomisches Präparat bekannt ist, und wollen der Versuchung sorgfältig aus dem Wege gehen, die psychische Lokalität etwa anatomisch zu bestimmen. Wir bleiben auf psychologischem Boden und gedenken nur der Aufforderung zu folgen, daß wir uns das Instrument, welches den Seelenleistungen dient, vorstellen wie etwa ein zusammengesetztes Mikroskop, einen photographischen Apparat u. dgl. Die psychische Lokalität entspricht dann einem Orte innerhalb des Apparates, an dem eine der Vorstufen des Bildes zustande kommt. Beim Mikroskop und Fernrohr sind dies bekanntlich zum Teil ideelle Örtlichkeiten, Gegenden, in denen kein greifbarer Bestandteil des Apparates gelegen ist.⁶³

Freud greift nun zu Vergleichen mit außerhalb des Menschen realisierten Apparaten und in diesem Vergleich kommt es ihm auf die ideellen Örtlichkeiten an, d. h. auf solche deren Materialität »nicht greifbar« ist. Der Apparat interessiert als Gefüge, das diese »Gegenden« entstehen lässt. Um sie geht es Freud, sie bilden den »anderen Schauplatz«,⁶⁴ als den er das Unbewusste einführt.

⁶² Vgl. im vorliegenden Text Anm. 47.

⁶³ Freud: »Die Traumdeutung« (Anm. 1), S. 541.

⁶⁴ Ebd. Vgl. Georg Theodor Fechner: *Elemente der Psychophysik*, Bd. 2, Leipzig 1889, S. 520.

An dieser Stelle spätestens ist etwas nachzutragen: Auch die Neuronentheorie des *Entwurfs* war für Freud weniger gesichert, als es zunächst erscheinen mag. Die heute verbreitete Interpretation, die diese Schrift als die naturwissenschaftliche und genauer neurologische Grundlage der Freudschen Psychoanalyse wiederentdeckt, geht über die Gründe hinweg, die Freud veranlasst haben, das Modell des *Entwurfs* in diesem wesentlichen Zug der Neuronentheorie aufzugeben. Die Konstruktion im *Entwurf*, in der etwa von »Neurone[n] der Vorstellung«⁶⁵ gesprochen werden konnte, stand von Anfang an in einem offenen Widerspruch zu Freuds Grundsätzen. Denn er hatte bereits 1891 in seiner Aphasieschrift die Lokalisierung von Vorstellungen in Neuronen explizit zurückgewiesen.⁶⁶ Der *Entwurf* war ein Versuch, die Frage nach Natur und Materialität der unbewussten Vorstellungen, die Freud nachhaltig zu interessieren begonnen hatten, mittels einer konventionellen Lösung, dem Anschluss an die Neurologie, zu beantworten. »N und Q η – Ähnliche Versuche sind jetzt häufig.«⁶⁷ Freud empfand diese Antwort jedoch als höchst vorläufig. »Es ist mir eine Herzensangelegenheit zu sehen, daß Du imstande bist, für meine Vorläufigkeiten die Realia einzusetzen«,⁶⁸ schrieb er 1896 an Wilhelm Fließ. Die Suche nach den »Realia« war mit dem *Entwurf* gerade nicht beruhigt worden, sondern im Gegenteil intensiviert. Die Briefe an Fließ, in denen Freud hofft: »vielleicht finde ich bei Dir den Boden, auf dem ich aufhören kann, psychologisch zu erklären, und beginnen, physiologisch zu stützen«,⁶⁹ reißen nicht ab. »Das Organologische wartet auf Dich, es hat bei mir keinen Fortschritt gemacht«, heißt es erneut im Juli 1897.⁷⁰

Mit der Publikation der *Traumdeutung* hat Freud das Neuronenmodell dann ersatzlos fallen lassen. Er, als Materialist, konnte das Material seiner Theorie nicht angeben.⁷¹ Er wusste nicht, worauf sein Apparat fußt. Das

⁶⁵ Freud: »Entwurf« (Anm. 52), S. 442 u. 435.

⁶⁶ »Man kann zunächst in Frage ziehen, ob eine Annahme dieser Art, welche Vorstellungen in Zellen bannt, überhaupt korrekt und zulässig ist. Ich glaube: nicht.« So Freud in: ders.: *Zur Auffassung der Aphasien. Eine kritische Studie* (1891), hg. v. Paul Vogel, Frankfurt a. M. 1992, S. 97. Bereits im *Villaret* hatte Freud betont: »Die Empfindungen werden nicht in den einzelnen Ganglien deponiert [...] die Erinnerungsbilder ruhen ebenfalls nicht in einzelnen bestimmten Zellen«, Sigmund Freud: »Gehirn«, in: *Handwörterbuch der Gesamten Medizin*, hg. v. Albert Villaret, Bd. 1, Stuttgart 1888, S. 834.

⁶⁷ Freud: *Entwurf* (Anm. 52), S. 387. N steht für Neuronen, Q η für die dem Apparat eigene Quantität.

⁶⁸ Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ* (Anm. 7), S. 190 (Brief vom 2.4.1896).

⁶⁹ Ebd., S. 204 (Brief vom 30.6.1896).

⁷⁰ Ebd., S. 273 (Brief vom 7.7.1897). Vgl. außerdem die Briefe vom 1.1.1896; 17.12.1896; 3.1.1897; 22.6.1897; 22.12.1897 und 6.9.1899.

⁷¹ »Das Unbewußte ist das eigentlich reale Psychische, uns nach seiner inneren Natur so unbekannt wie das Reale der Außenwelt, und uns durch die Daten des Bewußtseins ebenso

einzigste, was er sagen konnte, war, dass das Unbewusste eine körperliche Seite hat, irgendwie im Körper, in Hirn und Nervensystem gegenwärtig ist. Aber die materielle Natur seiner Elemente blieb unaufzeigbar. Der Verlust, der während des Briefverkehrs mit Fließ in gewisser Weise *in suspens* geblieben war, lag jetzt offen. Für Freud blieb da zeitlebens eine Spannung, die ihren Ausdruck in der wiederholt geäußerten Hoffnung fand, dass der »Überbau« der Psychoanalyse »irgend einmal auf sein organisches Fundament aufgesetzt werden soll; aber wir kennen dieses noch nicht.«⁷² Es blieb sein ungedeckter Wechsel.

Mit den neu gewonnenen Möglichkeiten der Neurowissenschaften sucht die Neuro-Psychoanalyse diesen Wechsel heute zu decken und es ist die Diskussion darüber entbrannt, was dabei mit der Psychoanalyse passiert, welche Folgen für die Theorie und Praxis des Unbewussten daraus erwachsen.

Der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan hat, einen völlig anderen Weg einschlagend, der Hoffnung auf eine neurophysiologische Fundierung der Psychoanalyse einen Riegel vorgesetzt. Nicht weil die Neurowissenschaft nicht weitergekommen wäre – im Gegenteil, ihre Erfolge sind beträchtlich –, sondern weil der Freudsche Apparat anderswo zu verorten ist, jenseits der Neurologie, weist er den Anspruch zurück. Das, was das Freudsche Unbewusste strukturiert, ist, so akzentuiert Lacan, nicht *im* Körper, es durchquert den Körper. Die Materialität des psychischen Apparates sind nicht die Neuronen, auch heute nicht – sie kommt gar nicht vom Körper. Die Neuronen bilden die Materialität des *neuronalen* Apparates. Aber wir »wollen der Versuchung sorgfältig aus dem Wege gehen«⁷³ (so könnte es auch Lacan sagen), das eine mit dem anderen zu verwechseln. Die Überblendung des neuronalen und des psychischen Apparates rückt das Entscheidende aus dem Blick: *Zwischen* dem Körper, wie man so sagt: »aus Fleisch und Blut« oder aus Neuronen und Transmittern, und der Psyche, d. h. den Vorstellungen, Gefühlen, Affekten u. s. w., interveniert beim Menschen etwas Drittes. Dieses Dritte ist die Sprache. Wie Freuds Neuronen bildet sie ein differentielles Gefüge von Elementen – den Signifikanten –, aber anders als die Neuronen kommt dieses Gefüge von Außen, ist dem Einzelnen vorgängig, eine überindividuelle Struktur.

unvollständig gegeben wie die Außenwelt durch die Angaben unserer Sinnesorgane.« Freud: »Die Traumdeutung« (Anm. 1), S. 617 f.

⁷² Sigmund Freud: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, XXIV: Die gemeine Nervosität (1917), in: *Gesammelte Werke*, Bd. XI, Frankfurt a. M. 1999, S. 403.

⁷³ Vgl. im vorliegenden Text Anm. 64.

Mit dieser sprachlichen Materialität des psychischen Apparates – mitten im Körper – hat es die Psychoanalyse zu tun. Das Unbewusste ist Effekt dieser Struktur, es ist Wirkung der Tatsache, dass der psychische Apparat eines jeden Menschen aus Sprache gemacht ist.

Zwischen zwei Welten

»Die Psychoanalyse ist nicht in einem beliebigen historischen Moment gekommen. Sie ist in Korrelation mit einem bedeutenden Schritt, mit einem bestimmten Vorankommen des Diskurses der Wissenschaft gekommen.«⁷⁴ So sagte Lacan 1974 in einem Interview, und er präziserte:

Es hat einen kleinen Blitz gegeben zwischen zwei Welten, wenn ich das sagen kann, zwischen einer vergangenen Welt und einer Welt, die sich wie eine prächtige zukünftige Welt reorganisieren wird. Ich denke nicht, daß die Psychoanalyse irgendeinen Schlüssel für die Zukunft bereithält. Aber es wird ein privilegierter Moment gewesen sein, während welchem man ein ziemlich genaues Maß gehabt haben wird, was das ist, was ich in meinem Diskurs das *parlêtre* (Sprechwesen) nenne.⁷⁵

Was sind diese ›zwei Welten‹, von denen Lacan hier spricht? Die erste Welt ist mit dem Vorankommen des wissenschaftlichen Diskurses verknüpft, das sich im 19. Jahrhundert nicht zuletzt in den zahlreichen technischen Neuerungen der Zeit manifestierte. Die Wissenschaften vom Leben erfuhren damals eine grundlegende wissenschaftliche Neuorientierung nach dem Vorbild der Physik, wovon bereits im vorangehenden Abschnitt die Rede war. Der Wandel war geprägt von einem umfassenden Ausbau der Labore und Experimentalanordnungen, vom Einzug unzähliger Apparate in den wissenschaftlichen Forschungsalltag, besonders in der Physiologie und der Neurologie, Freuds Fach. Man beforschte die ›Mechanik der lebendigen Natur‹ in einer Weise, die die Rede vom Körper als Maschine ihres metaphorischen Status entthob und konkret umsetzte. Die zunehmende Funktionszerlegung des Organismus eröffnete ein neues Verständnis des ›Verdauungs-‹, ›Fortpflanzungs-‹ und ›Sinnesapparates‹. Es waren die Anfänge dessen, was man heute ›Apparatemedizin‹ nennt. Tatsächlich setzte sich besonders die Erforschung des ›Sinnes-‹ bzw. ›Wahrnehmungsapparates‹ in einem völlig ungekannten Ausmaß in die Konstruktion von Apparaten und Geräten um. Die Erfindung der neuen Medien – Film, Grammophon,

⁷⁴ Jacques Lacan: Triumph der Religion [Interview, Rom 1974], übers. v. Hans-Dieter Gondek, in: Jacques Lacan: *Triumph der Religion*, Wien 2006, S. 59–90, hier S. 71.

⁷⁵ Ebd., S. 77.

Radio, Telefon –, die die einzelnen Funktionen des Sinnesapparates isolieren und rekonstruieren, fällt in diese Epoche. Der Mensch wurde im Zuge dieses Vorankommens des wissenschaftlichen Diskurses von diesem Apparathaften durchsetzt bzw. nach dessen Gesetzen zerlegt. Was aber sind die Gesetze dieser Zerlegung? Auf grundlegende Weise und der je besonderen Funktion eines Apparates bzw. einer Maschine vorgängig, sind diese Gesetze die der Sprache. Ein Apparat, welcher Art auch immer, ist eine Zusammensetzung verschiedener Elemente und daher auch wieder in solche zerlegbar. Er lässt sich als eine Artikulation beschreiben und das heißt als Verkettung und Ersetzung von Teilen.⁷⁶ Dies aber sind, wie Roman Jakobson gezeigt hat, die Grundmechanismen jeder sprachlichen Artikulation.⁷⁷

Parlêtre (Sprechwesen) nannte Lacan den Menschen als sprechendes Tier, als von der Sprache geprägtes und durchquertes Wesen. Was in ihr, der Sprache, nicht aufgeht, was sich nicht artikuliert, insistiert als Unbewusstes – als ein Unbewusstes, das von der Sprache strukturiert ist.⁷⁸ »Das *parlêtre* ist eine Weise das Unbewusste auszudrücken«,⁷⁹ heißt es im Anschluss der oben zitierten Passage. Freud – mit seiner Konstruktion des psychischen Apparates, ψ , des Unbewussten – nahm diese Durchquertheit auf. Sie wurde von ihm nicht als ›Sprachdurchquertheit‹ theoretisiert, wie Lacan dies später tat. Gleichwohl sind *Die Traumdeutung*, das Witzbuch, *Die Psychopathologie des Alltagslebens* voll von Sprachspielen und am Wort (bzw. am Signifikanten) hängenden Konstruktionen. Es kam schon bei Freud zur entscheidenden Dezentrierung: Freud verrückte das Apparat-Denken seiner Zeit, setzte es gleichsam frei, indem er es, unter der Hand und ohne dies zu theoretisieren, an die Sprache als solche anschloss.⁸⁰ Deswegen stand neben dem Bekenntnis zur Wissenschaft bei ihm immer die Berufung auf die Dichter.

⁷⁶ »Die Maschine verkörpert die radikalste symbolische Aktivität beim Menschen.« Jacques Lacan: *Das Seminar Buch II (1954–1955), Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse*, Textherstellung: Jacques-Alain Miller, übers. v. Hans Joachim Metzger, Freiburg i. B 1980, S. 95.

⁷⁷ Vgl. bes. Roman Jakobson: »Zwei Seiten der Sprache und zwei Typen aphatischer Störungen« (1956), in: ders.: *Aufsätze zu Linguistik und Poetik*, hg. v. Wolfgang Raible, München 1974, S. 117–141.

⁷⁸ Vgl. Jacques Lacan: *Das Seminar Buch XI (1964), Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, Textherstellung: Jacques-Alain Miller, übers. v. Norbert Haas, Weinheim u. a. 1987, S. 26.

⁷⁹ Lacan: *Triumph der Religion* (Anm. 75), S. 77.

⁸⁰ »[D]och behaupten wir, daß das Besondere der Entdeckung Freuds eben darin liegt, daß sie die Formeln der Linguistik antizipiert, ausgehend von einem Bereich, in dem man ihre Herrschaft am allerwenigsten erwarten konnte.« Lacan: *Schriften II* (Anm. 77), S. 124. Vgl. Johannes Fehr: *Das Unbewußte und die Struktur der Sprache: Studien zu Freuds frühen Schriften*, Zürich 1987.

Die apparative oder artikulatorische Zerlegung des Menschen war dabei eine Bedingung der Formulierung des Freudschen Unbewussten, und das heißt des Unbewussten *nicht* als schöpferische Lebenskraft wie es die Romantik dachte, sondern des Unbewussten als Apparat – so wie Freud die ›Mechanismen des Unbewußten‹ seit der *Traumdeutung* beschrieben hat.

Und die zweite Welt? In der oben zitierten Passage spricht Lacan vom Blitz »zwischen zwei Welten«. Die Öffnung, die das Gefüge des Sprechwesens / *parlêtre* sichtbar werden ließ, wäre so nur kurz, das Auftauchen der Psychoanalyse nur in einem bestimmten historischen Zeitraum möglich gewesen. Am Horizont erscheint, so lässt sich Lacan hier lesen, eine zukünftige Welt: die der durchgreifenden Technologisierung, der Rekonstruktion des Menschen, des Engineering und des Menschen als Bausatz. Auch wenn die Folgen, die diese Veränderungen für das Verständnis des Unbewussten haben werden, noch gar nicht wirklich abzusehen sind – sicher ist, dass die Veränderung der Natur, die sich derzeit vollzieht, und damit auch die Veränderung dessen, was unsere Kultur als »Natur« zu denken vermag, die Psychoanalyse nicht unberührt lassen kann.

2.

Referenz werden – Konzepte und Praktiken

Drama, Beziehung, Praxis: Der Ödipusmythos in der Psychoanalyse. Die griechische Mythologie und ihr psychoanalytisches Potential

BRIGITTE BOOTHE

Der »Ödipuskomplex«, eine Wortprägung Freuds, ist eine seelische Dynamik, die in kindlicher Liebe zu den Eltern und in Hass auf die Eltern wurzelt und Einfluss auf die mentale Verfassung des Erwachsenen hat. Ödipus ist eine prominente Figur der griechischen Mythologie und Tragödiendichtung. Freud nimmt in seinem Gesamtwerk weit über zwanzig Mal, besonders ausführlich in der »Traumdeutung«¹, einerseits auf die Sage vom König Ödipus, andererseits auf die Tragödie des Sophokles² Bezug. Die Figur des König Ödipus, der mythologische Stoff und die Handlung des Dramas fanden Freuds Interesse, weil die dargestellte Konfliktdynamik ausgeprägte emotionale Beteiligung beim Betrachter mobilisierte. Freud nimmt eine rezeptionstheoretische Perspektive ein. Im Mittelpunkt des Interesses steht für Freud seit der ersten Erwähnung der griechischen Sage am 15.10.1897 in einem Brief an seinen Freund Wilhelm Fliess³ die emotionale Antwort des Publikums. Das literarische Muster der Ödipus-Geschichte schaffe ein Modell psychischer Organisation, das den Höhepunkt und die entscheidende psychosoziale Herausforderung frühkindlicher Entwicklung bildet. Da es ihm um dieses modellschaffende literarische Muster geht, nicht aber in erster Linie um das individuelle Werk des Sophokles, behandelt er die griechischen Vorbilder in eher lockerer Weise.

Ödipus, couragiert, intelligent, Befreier Thebens, wird König und Gatte, ohne zu wissen, dass er den eigenen Vater erschlagen und die eigene Mutter zur Frau genommen hat. Die Dramaturgie prekärer Ignoranz des zentralen Protagonisten ist zur Erzeugung positiver Publikumsresonanz für die Ödipus-Figur unverzichtbar. Ödipus ist durch andere irregeleitet. Er handelt in gutem Glauben, daher kann Sophokles

¹ Sigmund Freud: *Die Traumdeutung*, in: ders.: *Gesammelte Werke* II/III, hg. von Anna Freud/E. Bibring/W. Hoffer u. a., Frankfurt a. M. 1940–52, S. 267–271. Im Folgenden GW mit Band- und Seitenangabe abgekürzt.

² Kurt Steinmann (Hg.): *Sophokles. König Ödipus*, Stuttgart 1989.

³ Sigmund Freud: *Aus den Anfängen der Psychoanalyse: Briefe an Wilhelm Fliess 1887–1902*, Frankfurt a. M. 1962, S. 238.

ihn als positiven Charakter zeichnen; so Aristoteles zur Konstruktion der Figur in seiner »Poetik«⁴. Außerdem trifft der Mord am Vater einen Antagonisten: Laios, der Vater, hatte den Sohn beseitigen wollen und als Säugling ausgesetzt; sein Tod durch die Hand des Sohnes ist verdient. Hinzu kommt schließlich, dass dem Sieger über die Sphinx die Frau als Prämie zugeführt wird: Der positive Held hat sich ausgezeichnet und Verdienste erworben. Doch auch dies ist nur eine unspezifische Technik der Sympathieregie. Das Publikum sieht in Ödipus nicht nur ein Opfer, behauptet Freud, sondern es billigt im Geheimen das Beseitigungs- und das Inzestmotiv. Dies ist das Entscheidende.⁵ Das Publikum ist vor Einbruch der Katastrophe eingenommen für dieses wunscherfüllende Bild.⁶ In Freuds⁷ Sicht folgt das Handlungsgerüst nicht den Gesetzen der Sachlogik, sondern dem Interesse des Wünschens. In diesem Sinne genießt der Rezipient, mit der Ödipus-Figur identifiziert, den Triumph des souveränen Sohnes und erfährt zugleich den Schrecken des verbietenden Gesetzes.⁸ Im Licht des verbietenden Gesetzes ist Ödipus aus der Gemeinschaft der Menschen auszustoßen, aber der Bau der Tragödie tastet seine Leistungen als Regent, Ehemann und Vater nicht an. Das Drama hat gemäß Freud emotionale Wirkung, weil es erlaubt, mit den Augen des Kindes zu sehen und mit denen des Erwachsenen.

Freuds Theorie des Ödipuskomplexes ist ein psychosexuelles Modell, das triebtheoretisch erläutert wird.⁹ Das Kind – die Kinder beiderlei Geschlechts – richtet sexuelle Triebregungen auf die Mutter und aggressive Triebregungen auf den Vater. Das sind nicht Akte der Intentions- und Motivbildung, sondern libidinöse und aggressive Besetzungsvorgänge von Objekten. Man verfügt über die Triebe nicht, sie sind nur begrenzt regierbar, sie machen sich als Drang bemerkbar. Wenn das Kind sexuelle Triebregungen auf die Mutter richtet, so geht es um die Wiederherstellung oder Restitution von Befriedigungen, die das Kind in der Vorzeit im Kontakt mit dem mütterlichen Objekt erfahren hat.¹⁰ Mächtig drängt es das Kind, exklusive Intimität mit der Mutter herzustellen und den Einfluss des Vaters zu marginalisieren. Doch fürchtet der kleine Junge in Freuds Modell die Kastration, den

⁴ Manfred Fuhrmann (Hg.): *Aristoteles. Die Poetik*, Stuttgart 1996, S. 39.

⁵ Brigitte Boothe: »Oedipus complex«, in: Edward Erwin (Hg.): *The Freud encyclopedia. Theory, therapy, and culture*, New York 2002, S. 397–404.

⁶ Freud: *Traumdeutung* (Anm. 1), S. 267 ff.

⁷ Sigmund Freud: *Der Dichter und das Phantasieren*, in: GW VII 216.

⁸ Sigmund Freud: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, in: GW XI 343.

⁹ Ilka Quindeau: *Verführung und Begehren. Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud*, Stuttgart 2008.

¹⁰ Boothe: »Oedipus complex« (Anm. 5).

Verlust seiner Männlichkeit, während sich das Mädchen angesichts des Fehlens einer phallischen Ausstattung vom mütterlichen Liebesobjekt hin zum väterlichen wendet. Die ödipalen Triebregungen erledigen sich nicht, sie verfallen der Abwehr, sie geraten in die Latenz, wenn ihnen das väterliche Verbot und die mütterliche Zurückweisung machtvoll entgegentreten. Die ödipalen Triebregungen sind nach »Zerstörung und Aufhebung des Komplexes«¹¹ bereits bei Eintritt ins Schulalter notorisch unbewusst. Die sexuelle Intimität wird zum unantastbaren elterlichen Privileg. Um eines Tages selbst in den Status der Privilegierung zu gelangen, sind Verdienste zu erwerben, auf dem Gebiet der moralischen Entwicklung und der Selbstprofilierung. Der psychopathologischen und der kulturbildenden Kraft dieser Ödipusdynamik hat Freud große Aufmerksamkeit geschenkt. Das Ödipus-Narrativ verweist auf kulturell prominente Motive im Kontext von Beziehungsfiguren, so vermutet man in anthropologischer, geschichtlicher, kulturwissenschaftlicher, theologischer und evolutionär psychologischer Perspektive.¹² Die narrativen Muster bilden »Sinnstrukturen«¹³ für die Darstellung von Herausforderungen, Lebensentwürfen und Konflikten, die sich im Lebensschicksal des einzelnen wie des Kollektivs geltend machen.

Weit weniger Bedeutung hat in Freuds Werk die aggressive Beseitigungsphantasie des Vaters, der dem Kind die Verselbständigung und das Privileg der zärtlichen Verbundenheit mit der Mutter streitig macht.¹⁴ Dabei hat diese väterliche Attacke den Begründer der Psychoanalyse durchaus beschäftigt, beispielsweise in den eigenen Träumen. So erwähnt er bekanntlich in der »Traumdeutung«¹⁵ jene in der Geschichte der Freud-Biographien stets zitierte Kindheitserinnerung, in der er als Junge von sieben oder acht Jahren im elterlichen Schlafzimmer zum Urinieren den Nachtopf benutzte und dafür väterlichen Tadel empfing. Der Vater sagte »Aus dem Jungen wird nichts werden«. Freud kommentiert als Erwachsener zu jenem Diktum: »Es muss eine furchtbare Kränkung für meinen Ehrgeiz gewesen sein, denn Anspielungen an diese Szene kehren immer in meinen Träumen wieder und sind regelmässig mit

¹¹ Sigmund Freud: *Der Untergang des Ödipuskomplexes*, in: GW XIII 399.

¹² Siehe z. B.: Norbert Bischof: *Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonflikts von Intimität und Autonomie*, München 1985; Walter Burkert: *Kulte des Altertums. Biologische Grundlagen der Religion*, München 1998; Philipp Stoelger: *Metapher und Lebenswelt*, Tübingen 2000; Bernhard Zimmermann: *Mythische Wiederkehr. Der Ödipus- und Medea-Mythos im Wandel der Zeiten*, Freiburg i. Br. 2009.

¹³ Burkert: *Kulte des Altertums* (Anm. 12).

¹⁴ Wolfgang Mertens: »Ödipuskomplex«, in: ders./Bruno Waldvogel (Hg.): *Handbuch psychoanalytischer Schlüsselbegriffe*, Stuttgart 2008, S. 539.

¹⁵ Freud: *Traumdeutung* (Anm. 1).

der Aufzählung meiner Leistungen und Erfolge verknüpft, als wollte ich sagen: Siehst du, ich bin doch etwas geworden.«¹⁶

Die Literatur und Biographik des 20. Jahrhunderts kennt zahlreiche düstere Väter, die sich als finstere Propheten hervortun oder ihre Söhne der Vernichtung preisgeben. Eine grotesk-dämonische Schlüsselszene spielt ebenfalls in einem Schlafzimmer, sie entstammt Franz Kafkas Erzählung »Das Urteil« und ist in die Weltliteratur eingegangen. Da heißt es: »Ein unschuldiges Kind warst du ja eigentlich, aber noch eigentlicher warst du ein teuflischer Mensch! – Und darum wisse: Ich verurteile dich jetzt zum Tode des Ertrinkens!«¹⁷

Das Motiv von der Tötung der Söhne, die der Vater als Nutznießer, Mit-Esser, Konkurrenten und Rivalen nicht brauchen kann, kommt in den Schriften Freuds am deutlichsten zur Sprache im Narrativ vom imperialen Vater der Urhorde. Das ist die spekulative Erzählung vom gleichsam vormenschlichen Vater Tyrannen der Urhorde aus »Totem und Tabu«¹⁸. Hier erscheint das Vater-Männchen in den Anfängen der Kulturbildung als Hordenchef, der den Söhnen Sexualität und Terrain streitig macht, bis diese ihn endlich überwältigen und töten. In der Not der selbstverschuldeten Vaterlosigkeit braucht es zur Vermeidung des Krieges aller gegen alle die Aufrichtung einer Ordnungsinstanz, eines Leviathan, und das ist die Sakralisierung des ermordeten Vaters als Totem. Freud verknüpft in der spekulativen Erzählung den tödlichen Dominanzanspruch der archaischen Vaterfigur mit der tödlichen Rivalität der Söhne. Auf dieser Basis konstruiert er im Anschluss an die Vätermord-Erzählung ein Ur-Über-Ich, das soziale Kontrolle und Befriedung ermöglicht. »Totem und Tabu« bleibt als mythische Kulturbildungsspekulation bis heute in der Diskussion, auch ohne wissenschaftliche Stütze.¹⁹

Die Ermordung des Herrschenden verwandelt den Mörder: Der Gedenkende schafft ein entrücktes und verfremdetes Bild und verehrt und fürchtet darin eine geheiligte innere Vatergestalt. Freud bringt den Herrschaftsanspruch des Vaters und die Aggression der Söhne in der narrativen Dynamik zusammen: Diese töten, weil der Vater sie töten wollte; der Vater tötet, weil die Söhne ihn bedrohen. So will auch Laios den bedrohlichen Ödipus töten, und Ödipus tötet Laios. Die Spirale

¹⁶ Ebd., S. 231; dazu auch Erik H. Erikson: »Das Traummuster der Psychoanalyse«, in: *Psyche*, 8 (1955), S. 591.

¹⁷ Franz Kafka: »Das Urteil«, in: Martin Walser (Hg.): *Er. Prosa von Franz Kafka*, Frankfurt a. M. 1968, S. 62.

¹⁸ Sigmund Freud: *Totem und Tabu*, in: GW IX.

¹⁹ Hartmut Kraft: »Tabu«, in: Wolfgang Mertens/Bruno Waldvogel (Hg.): *Handbuch* (Anm. 14), S. 749.

wechselseitiger Liquidation eskaliert, wenn die destruktive Dyade nicht in eine triadische Konstruktion transzendiert werden kann. In Freuds spekulativem Ur-Schlachtengemälde entsteht eine triadische Dynamik durch die Sakralisierung des Opfers: Väter und Söhne, schuldig beide, können im Zeichen des Kultes zusammenleben. Das Geheiligte greift ins Leben ein, begrenzt die Entscheidungsmacht, inszeniert Mystifikation. Und es können »Versuche hin zu einer richtigen Ordnung«²⁰ entstehen, die in der Perspektive der Sakralisierung erscheinen.

Am Beispiel der Ödipus-Sage hat Freud die mythische Inszenierung der Psychodynamik des infantilen männlichen Wunsches, den Vater zu beseitigen und sich bei der Mutter an seine Stelle zu setzen, rekonstruiert.²¹ Interessant ist die Dynamik der Beziehungsverhältnisse: (1) Der Vater ist zu beseitigen, um selbst die Position des Vaters einzunehmen. Das ist der positive Ödipuskomplex. (2) Ödipus ist im Verhältnis zum Vater ein gefährdeter Sohn. Der Vater trachtet ihm nach dem Leben. Für diese Konstellation findet sich in der Psychoanalyse die spekulative Konstruktion vom mythischen Vater-Männchen. (3) Ödipus ist im Verhältnis zum Vater und zur Mutter einer, der sich selbst gefährdet, marginalisiert, auslöscht. Das ist im psychoanalytischen Verständnis die depressive Wendung gegen die eigene Person²² oder eine Position des moralischen Masochismus.²³ (4) Schließlich erscheint in der Ödipusdramaturgie die Mutter als diejenige, die dem Sohn zuungunsten des Vaters den Vorzug gibt: Sie wird schwanger gegen den Willen des Gatten und sorgt dafür, dass der Säugling nicht getötet wird. Als Gattin des Ödipus ist sie stärker an dessen Erhaltung interessiert als an der Aufdeckung des Verbrechens. Für die weibliche Entwicklung gilt im Sinne Freuds die Aussicht, einen Sohn zu haben, als außerordentliche narzisstische Gratifikation.²⁴

Die Entfaltung der Ödipusdramaturgie macht kulturelle Muster der Figur des Sohnes geltend. Sie figuriert den starken Sohn, der Sphinx und Vater überwindet. Sie figuriert den Sohn, den der Vater vernichten will. Sie entwirft den Sohn, den das Urteil des Gesetzes trifft. Der Sohn tritt auf, der Selbstmarginalisierung und Selbstausschöpfung betreibt. Und schließlich kommt der Sohn als Favorit der Mutter zur Geltung.

²⁰ Stefan Smid: »Recht – Repression – Respekt«, in: Brigitte Boothe / Renate Wepfer / Agnes A. von Wyl (Hg.): *Über das Wünschen. Ein seelisches und poetisches Phänomen wird erkundet*, Göttingen 1998, S. 199, in Anspielung an Hobbes' *Leviathan*.

²¹ Boothe: »Oedipus complex« (Anm. 5).

²² Sigmund Freud: *Trauer und Melancholie*, in: GW X 438.

²³ Freud: *Der Untergang des Ödipuskomplexes* (Anm. 11), S. 379.

²⁴ Sigmund Freud: *Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds*, in: GW XIV.

Familienbindung

Der Ödipuskomplex galt dem Begründer der Psychoanalyse als »Kernkomplex der Neurosen«. Nirgends sollte die Fixierung an ödipale Wünsche und Angstvorstellungen auffälliger werden als in der Hysterie.

Patienten, bei denen man eine hysterische Störung erschloss, hatten Liebeswünsche, die sich wegen der unbewussten Vorstellung, es handle sich um ein verbotenes Objekt, nicht erfüllen konnten; sie sahen sich zugleich der Bestrafung durch mächtige Elterninstanzen aus infantiler Vorzeit ausgesetzt und mussten diese durch eigenes Leiden beschwichtigen. Sie zeigten sich erotisch verführend und waren zugleich zielgehemmt, sie rivalisierten ohne ernsthaften Zielbezug. Die Konfliktdynamik bemächtigte sich ihrer. Es kam in der Beziehung zwischen Patient und Therapeut zur inszenierten Darstellung und körperlichen Aufführung, ohne dass dies dem Patienten bewusst wurde. Die hysterische Inszenierung galt als sinnreiche Darstellung psychischer Konflikthaftigkeit, und zwar in dreifacher Weise:²⁵

1) Die hysterische Person – sei ihr Geschlecht männlich oder weiblich – als Darstellerin ihrer Liebeswünsche und Bestrafungsängste wurde für den Begründer der Psychoanalyse erkennbar in ihrer Appellfunktion: Sie appelliert mit ihrer szenischen Darstellung an ein Gegenüber, das sie in ihren persönlichen Mythos hineinziehen will. Ihre szenische Darstellung verfolgt ein Anliegen.

2) Die hysterische Person wurde erkennbar in ihrer Kontrollfunktion: Darstellend und Regie führend entzieht sie sich den Herausforderungen ihrer Lebenssituation und verwandelt die Verhältnisse in ein Spiel, bei dem sie die Regieführung übernimmt und die Beziehungspartner als Mitspieler engagiert. Das ist ein evasives Manöver, das vorübergehend Sicherheitsgewinn bringt und nachgerade mitverantwortlich ist für die bereits erwähnte Theatralik hysterischer Darstellungskunst.

3) Die hysterische Inszenierung wird schließlich erkennbar in der Figur des Kindes, das in der Inszenierung erscheint. Es ist ein Kind – ein kleiner Junge oder ein kleines Mädchen –, das geliebt werden will, mit dem sich die Person mit einer Hysteriediagnose identifiziert. Geschichten der Kindheit kommen zur Darstellung, gespielt von Protagonisten, die den Kinderschuhen entwachsen sind. So kommt beim Gegenüber

²⁵ Brigitte Boothe: »Appell und Kontrolle«. Beziehungsmuster in der männlichen Hysterie, in: Günther H. Seidler (Hg.): *Hysterie heute – Metamorphosen eines Paradiesvogels*, Stuttgart 1996, S. 166–193.

jene oft diskutierte Neigung zum Nicht-Ernst-Nehmen oder zum Tadel zustande.

Appell, Kontrolle und Aktualisierung des Kindlichen sind bei der hysterischen Inszenierung besonders auffällig.²⁶ Das eigene Leben wird dargeboten im Spiegel der imaginierenden Aneignung, spricht von Liebeswünschen und Bestrafungsängsten, von Wünschen nach Geliebt- und Bewundertwerden, von Angst vor Verlassenheit, Bedrohung, Verletzung und eigener Auslöschung. Die Verstrickung anderer in eigene Geschichten ist eine Form der Verführung und Betörung, der Selbstverführung und Selbstbetörung.

Häufig bleiben Personen mit hysterischer Konfliktynamik an die Primärfamilie gebunden, beispielsweise, wenn Erwachsene das Kind vor unvermeidlichen Kränkungen und Enttäuschungen bewahren. Meist sträubt sich hier auch der Erwachsene gegen das Gefordertwerden, gegen Konfrontation und Kontrolle, gegen Prüfungen und Herausforderungen elterlicher Verantwortung. Kinder kommen dann in den zweifelhaften Genuss sorgloser Schonung. Diese vordergründig komfortable Situation ist prekär: Man hält das Kind für unfähig, das Leben ernsthaft zu bestehen. Die Schonung zeigt dem Kind, dass es der Konkurrenz nicht gewachsen ist. Es braucht elterlichen Schutz. So verlässt sich das Kind auf reizvoll naive, kindlich entwaffnende Schwäche. Die Entwicklung ist vorgezeichnet: Angesichts zentraler Herausforderungen der jugendlichen und erst recht der erwachsenen Existenz greift das Individuum zurück auf die Darbietung seiner Leiblichkeit, seiner Anmut, Verführungskraft und Hilfsbedürftigkeit. Es inszeniert sich als schönes und zu pflegendes Kind; es appelliert ans Gegenüber; und es sucht sich durch Kontrolle die Ressourcen des Gegenübers zu sichern. Diese Inszenierungsleistung imponiert als Bewältigungsstrategie mit den Mitteln der Regression. Es sucht den Glanz im Auge der Mutter, im Auge des Vaters. Gleichzeitig wird der sexuelle Genitalkontakt problematisch. Verständigungsprobleme im sexuellen Austausch sind unvermeidlich. Gefürchtet wird die Desillusionierung. Das ist ein therapeutisches Problem. Die Spannung zwischen individueller Bereitschaft zur Rollenübernahme und der kritischen Fähigkeit, die eigene Inszenierungsaktivität zu explorieren und zu reflektieren, – diese Spannung ist Motor der Selbstkenntnis und der produktiven Veränderung. Bei einer Persönlichkeit mit hysterischer Entwicklung fällt nicht nur auf, dass die Fähigkeit des dramatischen Gestaltens mit intensivem Einbezug der Mitwelt besonders

²⁶ Uwe Streeck: *Auf den ersten Blick. Psychotherapeutische Beziehungen unter dem Mikroskop*, Stuttgart 2004.

ausgeprägt ist, sondern auch, dass die kritische und selbstkritische Stellungnahme unterbleibt. Der Verzicht auf Kritik und Selbstkonfrontation lässt das Appellative, Manipulativ-Kontrollierende und Kindliche der Inszenierungsaktivität überdeutlich hervortreten und trägt bei zum Überlegenheitsgefühl von Beziehungspartnern. Der Verzicht auf das kritische Regulativ gestattet jene Intensivierung des Wunschlebens, die dem hysterischen Konfliktfeld eigentümlich ist: Das Wunscherfüllende wird, ohne kritischen Einspruch, aufgeführt und erfährt allenfalls Modifikation durch die zensurierende Instanz, die wiederum aus infantilen Quellen stammt. Das sorglos-gehobene Daseinsgefühl verbindet sich mit dem Vorteil der Verantwortungsdelegation, dem Privileg prolongierter Kindlichkeit. Liebespartnerinnen, Kollegen, Vorgesetzte und Therapeuten werden als Verantwortungsträger positioniert. Dies schafft Schutz und Entlastung. Gleichzeitig entsteht auch ein unbeschwert kindliches Freiheitsgefühl, denn man kann den Forderungen und Weisungen der Autorität jederzeit ausweichen. Man kann schwindeln, täuschen, betrügen, ein Schnippchen schlagen und hat bei alledem gute Aussichten, als liebes, sonniges, wenn auch ›schlimmes‹ Kind ans kummervolle und doch zärtliche Herz gedrückt zu werden.

Ein charmanter Mann, der als Roulettespieler bereits das elterliche Vermögen durchgebracht hatte, schilderte bewegt und kummervoll, wie seine nunmehr langjährige, deutlich ältere Freundin ihn mit den eigenen bescheidenen finanziellen Mitteln über Wasser halte, auch wenn er ihr sexuell nichts geben könne und sie auch teilweise unterrichtet sei über finanzielle Veruntreuungen, die ihn zwar seinen letzten Arbeitsplatz gekostet hatten, nicht jedoch seinen guten Leumund, da der Vater, ein angesehener Mann, die Rücknahme einer polizeilichen Maßnahme erwirken konnte. Die Freundin bat von sich aus um ein Beratungsgespräch, und es wurde deutlich, wie tief sie in das Inszenierungsmuster »Treue-Mutter-und-schlimmes-Kind« verstrickt war. Die berufstätige, allein stehende, kinderlose Frau liebte im jugendlich strahlenden Mann, besonders seit der sexuelle Kontakt wegen Erektionsproblemen ausblieb, das vielversprechende Kind; und sie glaubte, diejenige zu sein, die diesem Kind zu Glück und Gedeihen verhelfen könnte. Der Mann wiederum genoss in der Wunschszenierung den ödipalen Triumph, die immerwährend loyale Mutter gewonnen zu haben, die ihn allen Vater-Männern vorzog, und er genoss gleichzeitig, bei dieser Mutter die Privilegien des verantwortungsfreien Kind-Status zu genießen. Als Mann, der im Leben nicht zurechtkommt, gelang es ihm, an den väterlichen Ressourcen zu partizipieren, sie auch im bedrohlichen Ausmaß zu verringern und statt Strafe väterliche Hilfe zu gewinnen.

Flucht in psychische Beeinträchtigung, Flucht in die Neurose und in Hilfsbedürftigkeit ergeben sich bei der Herausforderung, die Einbindung ins primäre familiäre System zu verlassen zugunsten der Zumindestung einer Dezentrierung im Jenseits der Familie. Hier lassen sich drei prototypische Gefahrenmomente unterscheiden: 1. die Herausforderung zur Übernahme einer Elternposition, 2. die Herausforderung einer Prüfungssituation, 3. die Herausforderung des Auf-sich-gestellt-Seins. Diese Gefahrenmomente werden erläutert.

1. Als Herausforderung zur Übernahme einer Elternposition sind alle psychosozialen Konstellationen zu betrachten, in denen eine Person Verantwortung für jemanden oder eine Sache übernehmen soll. Sie oder er soll beispielsweise eine persönliche Bindung eingehen oder eine berufliche Führungsposition akzeptieren oder sich in einer sozialen Betreuungs- und/oder Kontrollaufgabe engagieren oder eigene Kinder versorgen oder einen Haushalt führen. Personen mit hysterischer Problematik weichen der Verantwortung offen oder verdeckt aus. Gelingt dies nicht auf psychisch verträgliche Weise, kommt es zu Symptomen oder Auffälligkeiten. Diese sind in einer der folgenden Weisen sinnfällig: Sie verkehren die Verantwortlichkeit, so dass der Andere Verantwortung übernehmen muss, wie z. B. bei Konversionssymptomen, die sich als motorische oder Sinnesausfälle präsentieren und schwere körperliche Beeinträchtigung oder körperlichen Verfall darstellen. Auch Potenzprobleme und Ejaculatio praecox können zur Demonstration von Schwäche verwendet werden. Oder die Bindung an die Person oder Sache wird ins Unattraktive verkehrt und entsprechend aversiv besetzt. Die Vorstellung häufiger intimer Nähe zur potentiellen Lebenspartnerin erscheint als problematisch. Das sexuell Erregende wird zum sexuell Aversiven, das sexuelle Verlangen mindert sich, Potenzprobleme stellen sich ein. Die Verkehrung ins Unattraktive im Dienst der Verantwortungsmeidung wird auch gegenüber Sachbezügen wirksam. Die Konfrontation mit Führungsaufgaben beispielsweise kann Verdruss, Langeweile, Konzentrations- und Arbeitsstörungen und im Zusammenhang damit Verhaltensauffälligkeiten hervorrufen, die soziale Sanktionen nach sich ziehen. Eine dritte Strategie des Ausweichens vor Verantwortung ist die Folgende: Die Person verstößt – oft in der Haltung entwaffnender Liebenswürdigkeit – offensiv gegen menschliche Verpflichtungen, Verbindlichkeiten, Regeln, Vorschriften, Vereinbarungen und Gesetze. Sie lässt sich nicht festlegen, bleibt unberechenbar und intransparent, ohne die Position des Rebellen oder Kämpfers einzunehmen.

2. Prüfungssituationen stellen die zweite Gruppe von Herausforderungen für Personen mit hysterischer Konfliktdynamik dar, vor denen

sie kapitulieren. Prüfungen sind Proben von Wissen und Können. Prüflinge sind kritischer Beobachtung und Bewertung ausgesetzt. Der nüchterne, sachliche Blick eines Experten, einer Autoritätsinstanz trifft auf Täuschung, Ablenkungs- und Verhüllungsmanöver. Die Urteilsinstanz kann entlarven. Personen mit hysterischer Problematik umgehen Prüfungssituationen. Sie meiden sowohl die Prüfungssituation selbst als auch entsprechende Vorbereitung und nehmen Ausbildungs- und berufliche Kompetenzmängel in Kauf. Es entwickelt sich kein zielorientiertes Vorgehen im Blick auf eigene oder fremde Fertigungs- und Kompetenzprüfung. Die Bewährungsprobe sowohl als selbst auferlegte kritische Beurteilung von Erlerntem und Erreichtem wie auch als fremdbestimmte Bewertung und Begutachtung unterbleibt. Ist eine Situation des Begutachtet-, Beurteilt- und Geprüftwerdens unausweichlich, so greifen Betroffene zu Vertuschungs-, Vernebelungs- und Täuschungsmanövern. Manöver des Sich-Entziehens finden nicht zuletzt Ausdruck in Symptomen wie z. B. Depersonalisations- oder Derealisationserscheinungen, in Schwäche- und (besonders) Schwindelzuständen, in Sehstörungen, Schluckbeschwerden, akustischen Ausfällen, Sprech- und Stimmstörungen.

3. Mit der Herausforderung des Auf-sich-gestellt-Seins ist jene psychische Situation und psychosoziale Konstellation angesprochen, in der ein Individuum – primär ein Kind, im Rahmen der Entwicklung der Objektbeziehungen – die Erfahrung des Getrennt-Seins von zärtlichen und pflegenden, schützenden wie ermutigenden Eltern- und Autoritätsfiguren macht. Die psychische Herausforderung des Umgangs mit Getrenntsein findet in unterschiedlichen Akzentuierungen statt. Sie bedeutet in jedem Fall Rückbesinnung auf eigene Ressourcen, selbstkritische Abwägung von Chancen, Ertragen von Einsamkeit, Ernüchterung, Mobilisierung von Eigeninitiative, Selbstermutigung und Ertragen von Trauer, von Kränkungs- und Zurücksetzungserleben. Die Herausforderung des Auf-sich-gestellt-Seins kann in einer der folgenden Weisen umgangen werden. Die geläufigste Strategie angesichts der Gefahr des Verlustes von Begleiterfiguren ist fordernde Abhängigkeit, verknüpft mit klagsamem Anklammern, demonstrativer Hilflosigkeit, Bedürftigkeit und appellativer Selbstschädigung. Der fordernd Abhängige unterhält eine höchst ausgeprägte Orientierung auf Zielobjekte, erlebt sich bewusst als abhängig und bedürftig; ein Kind, das man nicht ohne Schutz, Liebe und Fürsorge sich selbst überlassen darf. Im Krisenfall kommt

es zu Symptombildungen, die eine hilflos-abhängige Lage inszenieren, zu Zusammenbrüchen, auch zu Substanzmissbrauch und Suizidversuchen. Der regressiven Verarbeitung steht eine pseudoprogressive Form gegenüber. Auch sie ist in Alltag und Fachwelt bestens bekannt. Die Person sucht sich unwiderstehlich zu machen, Verlangen zu wecken und erotisch-zärtliche Abhängigkeit zu erzeugen. So kann man die Illusion aufrechterhalten, man werde die Zumutung der ernüchternden und ernüchterten Rückbesinnung auf die eigenen Möglichkeiten und Grenzen in einem leeren Raum der Einsamkeit nicht erfahren müssen. Eine dritte Form des Ausweichens besteht in Selbstliebe. Man behandelt sich mit zärtlicher Sorge, wie man es von anderen gewünscht hätte. Man schenkt sich selbst Beachtung und glaubt an sich, ohne Einspruch kritischer Reflexion und bewertender Kontrolle.

Narzissmus und phallische Profilierung

Selbstliebe hört sich nach Narzissmus an. Doch unterscheidet sich die Selbstverliebtheit einer Person mit hysterischer Pathologie von der Profilierungsmentalität narzisstischer Pathologien. Liebe und Rivalität sind die entscheidenden Themen im emotionalen Leben der Personen mit hysterischer Pathologie. Profilierung, phallische Integrität, Bestätigung und Unverwundbarkeit sind die entscheidenden Themen im emotionalen Leben der Personen mit narzisstischer Pathologie. Jenseits aller Pathologie ist Profilierungskompetenz eine Errungenschaft der frühen kindlichen Entwicklung.²⁷ Es geht um die Fähigkeit, die eigene körperliche und psychische Ausstattung zur bestätigenden und bewundernden Anerkennung zu offerieren und dem Gegenüber Beachtung und Applaus abzunötigen. Das ist eine Leistung auf dem Weg der Individuation und Positionierung im sozialen Raum, die in der frühkindlichen Sozialisation, der phallischen Phase nach Freud, wurzelt und für die Fähigkeit, sich in Wettbewerbssituationen aktiv zu engagieren, bedeutsam bleibt. Das Ideal der Selbstprofilierung ist die Präsentation der Vollkommenheit und Intaktheit. Selbstprofilierung erstrebt Unverwundbarkeit. Die Wunde schafft die narzisstische Krise. Dann lebt man in Angst vor dem Verlust seines Selbst- und Wertgefühls, seiner Kraft, seiner Potenz, der Angst vor Hohn, Verachtung und Marginalisierung.

²⁷ Gertrude Blanck / Rubin Blanck: *Angewandte Ich-Psychologie*, Stuttgart 1978, S. 122–123. Rubin Blanck / Gertrude Blanck: *Jenseits der Ich-Psychologie*, Stuttgart 1989, S. 160.

Die narzisstische Pathologie zeichnet sich aus durch notorisch instabile Selbstregulierung, eingeschränkte moralische Sensibilität, Angst vor Abhängigkeit und extreme Angewiesenheit auf Anerkennung, – all dies ist mit den Werken von Kohut,²⁸ Kernberg,²⁹ Volkan³⁰ oder Wahl³¹ in differenziert ausgearbeiteten diagnostischen Bildern und eindringlichen Falldarstellungen bekannt. Der »phallische Narzissmus« besitzt Züge eines Sozialcharakters, der günstige Karriereaussichten hat. Phallisch narzisstische Akteure glänzen, bis man sie von der Bildfläche verschwinden lässt. Die energische Kälte, die naiv-unbedingte Selbstbezogenheit, die Erfolgsorientierung findet sich bei weiblichen und männlichen Protagonisten des medialen und öffentlichen Lebens. Privatheit und Intimität werden entbehrlich zugunsten der Allgegenwart eines Anerkennungs- und Bestätigungsbedarfs.

Kehrseite des Glanzes ist die in der Frühzeit kindlicher Entwicklung wurzelnde Angst vor dem Verlust der leiblichen Integrität, der körperlichen Funktionstüchtigkeit, der Ressourcen an Intelligenz und Kompetenz. Sie kann in der Sozialisation des Kindes und Jugendlichen an Bedeutung verlieren und in den Hintergrund treten, wenn ausreichend Selbstvertrauen entsteht und die Beziehung zu anderen einen wichtigen Stellenwert gewinnt. Sie treibt den Erwachsenen um, der sich weder als zugehörig erlebt noch freundlich zu sich selbst sein kann. Er eilt von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg und kommt nicht zur Ruhe. Er kommt nicht zur Ruhe, weil jede Anerkennung vorläufig bleibt. Man kann an der nächsten Herausforderung scheitern. Diese Angst lässt sich als Angst vor »Potenzverlust« fassen: Die Säfte und Kräfte können schwinden, sich verbrauchen und versiegen. Diese Angst vor dem Verlust an Kraft und Power und phallischer Ausstattung unterscheidet sich deutlich von der viel bekannteren »Kastrationsangst«. Letztere ist Ausdruck einer Bestrafungsphantasie: Die Phantasie kreist um das Verlangen, sich im tabuierten Bezirk privilegierten Zutritt zu verschaffen und Rivalen mit Vortrittsrechten zugunsten eigener Intimitätsvorteile auszuschalten. »Kastration« – der Verlust der sexuellen Verführungsmacht – droht durch die Sanktion des überlegenen Rivalen. Liebe und Rivalität sind für narzisstische Pathologien nicht existent. Sexueller Erfolg wird erstrebt, zugunsten der eigenen Bewährung in der Konkurrenz und der

²⁸ Heinz Kohut: *Narzissmus*, Frankfurt a. M. 1971.

²⁹ Otto F. Kernberg: *Borderline-Störungen und pathologischer Narzissmus*, Frankfurt a. M. 1978; Otto F. Kernberg: *Schwere Persönlichkeitsstörungen. Theorie, Diagnose, Behandlungsstrategien*, Stuttgart 1988.

³⁰ Vamik Volkan / Gabriele Ast: *Spektrum des Narzissmus*, Göttingen 1994.

³¹ Heribert Wahl: *Narzissmus. Von Freuds Narzissmustheorie zur Selbstpsychologie*, Stuttgart 1985.

phallischen Tüchtigkeit, nicht um Intimität, Verbundenheit und Loyalität herzustellen. Sexuelle Genossen sind Gewährsleute des eigenen Erfolges und werden dysfunktional, wenn sie diesen gefährden. Was narzisstische Akteure in Zeiten der Energie beflügelt, das ist die infantile Wunschphantasie von der Unverwundbarkeit. ›Infantil‹ heißt sie nicht, weil sie kindisch wäre, sondern weil sie als vitale Phantasie der Erfüllung in einer kindlichen Entwicklungs- und Beziehungskonstellation Bedeutung hat, in der es darum geht, sich als drei- bis vierjähriges Kind zu profilieren, zu bestätigen, Anerkennung und Applaus zu finden, – kurz, die eigene ›narzisstische Grandiosität‹ zu genießen und die Gefahren der Beschämung, Blamage, Missachtung zu bewältigen. Sie wirkt als entspannendes Regulativ und bewahrt kurzfristig in Situationen der Selbstinfragestellung vor Dekompensation.

Man kann mit Edgumbe & Burgners³² eine »phallisch-narzisstische« von einer späteren ödipalen Entwicklungs herausforderung unterscheiden. Die phallisch-narzisstische Selbsterprobung lässt Kinder einen eigenen Standort im familiären Raum durch eigene Initiative – durch Selbstprofilierung – gewinnen. Diese Initiative fordert elterliche Anerkennung. Das Kind verlangt Resonanz für seine körperlichen, mentalen und intellektuellen Leistungen. Die körperliche Erfahrung des Phallischen spielt dabei eine prominente Rolle.³³ Hier geht es weniger um Aspekte grober gesellschaftlicher oder familiärer Bewertung und Repression, sondern um die infantilen Phantasien des Kindes bezüglich des eigenen und des fremden Geschlechts, und zwar unter den Vorzeichen der Konkurrenz, der Selbstbehauptung und des Selbstbewusstseins. Das Kind hat Interesse daran, Selbstprofilierung durch Inanspruchnahme von Geschlechtsattributen zu bestreiten. Es vergleicht sich und setzt in der Konkurrenz Attribute der Phallizität ein. Im kontinuierlichen Prozess der narrativen Identitätsbildung kommt es im erzählenden Austausch innerhalb der Familie zur Konturierung eines primären autobiographischen Selbstgefühls. Helden- und Siegesgeschichten spielen dabei eine große Rolle und stimulieren ein naives grandioses Selbstgefühl,³⁴ das in der Familie mit sensiblem Wohlwollen zum einen, taktvoller und humorvoller ›Desillusionierung‹³⁵ zum anderen getragen und produktiv verändert wird. Das Kind sucht Lob, Anerkennung, Beachtung und Ap-

³² Rose Edgumbe / Marion Burgner: »The phallic-narcissistic phase. A differentiation between preoedipal and oedipal aspects of phallic development«, in: *Psychoanal. Study Child*, 30 (1975), S. 161–179.

³³ Brigitte Boothe / Annelise Heigl-Evers: *Psychoanalyse der frühen weiblichen Entwicklung*, München 1996.

³⁴ Freud: *Der Dichter und das Phantasieren* (Anm. 7).

³⁵ im Sinne Kohuts: *Narzissmus* (Anm. 28).

plaus, gerade weil es im Verhältnis zu den mächtigen und überlegenen Elternfiguren klein ist, gerade weil seine Kräfte und Kompetenzen nicht weit reichen. Es fühlt seine Abhängigkeit und Schwäche und braucht kompensatorisch die Vorstellung, als wohlfunktionierendes phallisches Lust- und Kampfzentrum unverwundbar zu sein. Das ist eine kindliche Größenphantasie, die zugleich in den Mythen des Alltags lebendig bleibt. Misogyne Regungen sind im Narzissmus zuhause, nicht in der ödipalen Situation. Phallischer Stolz und Entwertung des Nicht-Phallischen bei beiden Geschlechtern gehören zum infantilen Profilierungsprogramm. Phallisch ist intakt. Nicht-phallisch ist defizient; es gibt im narzisstischen Kontext keine Anerkennung der Differenz, das ist eine Leistung im Rahmen der ödipalen, pubertären und adoleszenten Entwicklung. Im narzisstischen Kontext rechnet man mit Neid auf phallische Vorzüge und Vorteile, so auch in der Konkurrenz und im Vergleich von Jungen und Mädchen. Im pathologischen Narzissmus sind die Geschlechtsreife und die Herausforderungen des Sexuallebens problematisch: Sexualität ist eine zentrale Gefahr. Diese Gefahren drohen jeweils vom anderen Geschlecht. Ist der Adept der Selbstprofilierung männlich, so ist es in erster Linie das weibliche Gegenüber, das die genannten Befürchtungen weckt. Der sexuelle Akt selbst könnte, für den Mann beschämend, scheitern. Die sexuelle Begegnung könnte Verlangen nach Wiederholung wecken und so eine prekäre Abhängigkeit vom Objekt des Verlangens erzeugen. Die sexuelle Begegnung kann auch Abscheu wecken, auf männlicher wie auf weiblicher Seite, wenn die zärtliche Verklärung nicht gelingt. Oder sie mobilisiert männlicher- oder weiblicherseits Lust an Demütigung, Vergeltung, Genugtuung. Sexuelle Bindung ist problematisch. Denn die Herstellung kontinuierlicher Kontakte verschafft der Frau Einblick und Informationen und damit potentielle Zugriffs- und Bemächtigungsmöglichkeiten, die den Mann um seine Ressourcen bringen. Die intime Begegnung der Körper sollte daher als ›Sex‹ nach Möglichkeit Warencharakter erhalten, der Mann als leistungsfähiger ›Lover‹ in Form sein und die Bettpartnerin bewundernd, aber unmittelbar durch alternative Körper ersetzbar zurücklassen. Diese Lösung gilt inzwischen als sozial akzeptabel, ›Sex‹ als Nacktsport besitzt öffentliche Anerkennung, das anglizierende Kürzel-Etikett ›Sex‹ macht das als Wortwahl sinnfällig.³⁶

³⁶ Dominique Folscheid: »Sexualität in der Konsumgesellschaft«, in: *Liebe im Zeitalter der Virtualität. Der Philosoph Dominique Folscheid im Gespräch mit Stefan Fuchs*. Radiosendung des Deutschlandfunks in der Reihe Kultur am Sonntagmorgen am 14.12.2003.

Triadische Beziehungsdynamik

In Freuds Theorie der ödipalen Situation gab es noch keine differenzierte Unterscheidung zwischen Pathologien auf ödipaler und auf narzisstischer Ebene. Man unterschied nicht systematisch zwischen Herausforderungen der phallischen oder narzisstischen Profilierung und jenen der ödipalen Liebeswünsche und Rivalitätsregungen. Auch verblasste das Interesse am psychophysischen Triebgeschehen, den Körperphantasien und Wunschimaginationen zugunsten des Dialogs zwischen Psychoanalyse und Neurowissenschaften,³⁷ es stand lange Zeit im Schatten der Erforschung, Modellierung und klinischen Nutzung der Objekt-Beziehungs-Konzeptionen und tritt jetzt zugunsten der intersubjektiven Wende zurück. Freilich werden jüngst »Die Grenzen des ›intersubjective turn‹« zum Gegenstand kontroverser Diskussionen.³⁸

Dass psychische Störungen nicht nur auf Dilemmata ödipaler Konfliktkonstellationen zurückgehen, dafür geben die narzisstischen Pathologien ein beredtes Beispiel. Doch sind sie bei weitem nicht die einzigen. Gerade die schweren psychischen Störungen, bei denen die Betroffenen in ihrer Arbeitsfähigkeit, in ihren sozialen Beziehungen und ihrem Gesundheitsverhalten schwer beeinträchtigt sind, weisen auf Defizite und Dysfunktionen der Primärsozialisation hin, die auf früheste körperliche und psychophysische Entwicklungen zurückgehen. Auch fand im Rahmen der Trauma- und Familienforschung invasives und grenzüberschreitendes elterliches Verhalten, besonders der sexuelle Missbrauch und die elterliche Gewalt, Beachtung.³⁹ Bis heute offen ist die Frage, unter welchen Voraussetzungen kindlich ödipale Liebeswahlen stattfinden können, ob es dazu intakte und dem Kind Kontinuität gebende bürgerliche Kleinfamilien braucht und damit Lebensumstände, die selbst im Bürgertum des 19. Jahrhunderts häufig nicht gegeben waren und die in westlichen Gesellschaften des 20. und 21. Jahrhunderts in offener Konkurrenz zu einer Vielfalt von Alternativen stehen.

³⁷ Marianne Leuzinger-Bohleber/Wolfgang Mertens/Martha Koukkou (Hg.): *Erinnerung von Wirklichkeiten. Psychoanalyse und Neurowissenschaften im Dialog*, Bde. I/II, Suttgart 1998.

³⁸ Dazu das Internetdiskussionsforum der PSYCHE im Anschluss an Joel Whitebook: »Wechselseitige Anerkennung und die Arbeit des Negativen«, in: *Psyche*, 55 (2001) 8, S. 755–789; Joel Whitebook: »Die Grenzen des ›intersubjective turn‹. Eine Erwiderung auf Axel Honneth«, in: *Psyche*, 57 (2003) 3, S. 250–261 und Axel Honneth: »Facetten des vorsozialen Selbst. Eine Erwiderung auf Joel Whitebook«, in: *Psyche*, 55 (2001) 8, S. 790–802.

³⁹ Mertens: »Ödipuskomplex« (Anm. 14), S. 540.

Die Psychoanalyse der Geschlechtsdifferenz exploriert, wie Imaginationen des Männlichen und des Weiblichen in der individuellen Entwicklung entstehen und mit welchen Liebeswünschen und Bestrafungsängsten, mit welchen Interessen an Anerkennung und welchen Befürchtungen, beschämt und verachtet zu werden, sie verbunden sind. Von Anbeginn galt die Modellierung weiblich ödipaler Entwicklungssituationen als unbefriedigend. Sie bleiben in der Darstellung Fragment und provozierten von Beginn an Kontroversen. In den »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie«⁴⁰ heißt es bereits: »Jedem menschlichen Neuankömmling ist die Aufgabe gestellt, den Ödipuskomplex zu bewältigen.« Die von Freud für die Geschichte des Königs Ödipus gefundene Deutung wurde zum Grundmuster seines »Ödipus-Komplexes«. Am einfachsten ist er in seiner positiven Form gefasst, wie Freud sie für das männliche Kind entworfen hat: Der kleine (vier- bis fünfjährige) Junge will seine Mutter als ausschließliche sexuelle Liebespartnerin gewinnen und den väterlichen Rivalen ein für alle mal beseitigen. Diese Deutung befriedigte Freud insofern nicht, als sie die Entwicklung der infantilen weiblichen Sexualität nicht repräsentiert. 1925⁴¹ kommt es zu einer Synthese bereits vorliegender Teilerkenntnisse, die in der Formulierung jenes doppelten Objektwechsels münden, den das Mädchen vollziehen müsse: Die sexuelle Orientierung des Mädchens erfahre eine entscheidende Änderung. Das besondere Interesse an den äußeren Genitalien nehme ab zugunsten der libidinösen Besetzung und phantasierenden Ausgestaltung des genitalen Innenraums. Und es beginne, die Mutter als Liebesobjekt zugunsten der Werbung um den Vater zu marginalisieren. 1931 stellt Freud, beeindruckt von der großen Bedeutung der präödpalen Mutterbindung beim Mädchen, das Postulat vom Ödipus-Komplex als Kernkomplex der Neurose infrage.⁴² Freuds Ausarbeitung des ödipalen Konfliktmodells war jedoch nicht nur in Bezug auf die allgemeine Neurosenlehre neu und prominent, sondern auch als beispielhafte Illustration der psychoanalytischen Theorie libidinöser und aggressiver Beziehungsdynamik. In diesem Sinne ist die triadische und konflikthaft dynamische Organisation infantiler Entwicklung und die Erschließung motivierten Handelns als szenisches Geschehen für das psychoanalytische Verständnis psychischen Lebens fruchtbar geblieben.

Man geht aber inzwischen von einer »Mehr-Personen-Psychologie« aus, einem szenischen Raum, der sich beim Dritten im Bund, dem Kind,

⁴⁰ Sigmund Freud: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, in: GW V 127.

⁴¹ Freud: *Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds* (Anm. 24), S. 19–30.

⁴² Sigmund Freud: *Über die weibliche Sexualität*, in: GW XIV 517–537.

im psychodynamischen Entwicklungsverlauf als innere Beziehungsmatrix entfaltet.⁴³ Die Beziehungskonstellation des ödipalen Kindes zu den Eltern ist dann nur eine unter mehreren prototypischen Konstellationen szenischer Triaden.⁴⁴

Bestimmte Erfahrungs- und Beziehungsmuster sind charakteristisch und lassen sich als prototypische Inszenierungen darstellen. Diese Erfahrungs- und Beziehungsmuster reichen von den Phantasien der Eltern über das Geschlecht des Kindes bis zu den Phantasien von Glück und Erfüllung, die ein Kind mit seiner eigenen Geschlechtszugehörigkeit verbindet. Die triadische Dynamik wird wirksam bereits bei künftigen Eltern, die das Kind in der Phantasie entwerfen,⁴⁵ sie spielt eine essentielle Rolle, wenn die Mutter in der Beziehung zum Säugling auf den Platz des Vaters verweist,⁴⁶ wenn sie das Kind dem Vater vermittelt. Die triadische Dynamik verdeutlicht sich in der psychosexuellen Phase der Analität oder der Dramaturgie des Exodus, wenn das Kind sich aktiv vom Ort des Mütterlichen zu dem des Väterlichen bewegt und die Macht der Objekte erkundet. Das Kind der »phallisch-narzisstischen Phase«⁴⁷ exponiert sich im Dienst von Applaus und Anerkennung; Vater und Mutter geraten in die Rolle von Claqueuren, von Agenten der Zustimmung und Bestätigung. Hier geht es dem Kind darum, aus zweien eines zu machen, um sich selbst in zentraler Position wahrgenommen und gewürdigt zu wissen. Die ödipale Situation ist das voll entwickelte Spiel der Unterschiede. Was ein Mädchen ist und ein Junge, eine Mutter und ein Vater, das ist mit intensiven Bildern der Phantasie besetzt; und Vater und Mutter werden zum Inbegriff von Liebe und Hass, Begehren und Angst.⁴⁸ Erst in der pubertären und adoleszenten Entwicklung erweitert sich das Spiel der Unterschiede um das Spiel der Generativität. Erst da kommt das Liebesobjekt als der Andere und die Andere ins Spiel. Und mit dem Anderen erscheint das dritte Neue, das aus dem passionierten Einswerden der Fremden entstehen kann. Diese

⁴³ Otto F. Kernberg: *Innere Welt und äußere Realität*, München 1988; Thomas H. Ogden: *The matrix of the mind*, Northvale 1986.

⁴⁴ Annelise Heigl-Evers / Brigitte Boothe: *Der Körper als Bedeutungslandschaft. Die unbewusste Organisation der weiblichen Geschlechtsidentität*, Göttingen 1997; Boothe / Heigl-Evers: *Psychoanalyse der frühen weiblichen Entwicklung* (Anm. 33).

⁴⁵ Thomas B. Brazelton / Bertrand G. Cramer: *Die frühe Bindung*, Stuttgart 1990.

⁴⁶ Hermann Lang: »Am Anfang sind es drei – der Ödipuskomplex und das Konzept der strukturalen Triade«, in: Helmut Kretz (Hg.): *Lebendige Psychohygiene*, München 1996, S. 101–117; Hermann Lang: »Die struktural Triade – Zur Bedeutung des symbolischen Dritten«, in: Heinz Weiss (Hg.): *Ödipuskomplex und Symbolbildung*, Tübingen 1999, S. 62–80.

⁴⁷ Edgcombe / Burgner: »The phallic-narcissistic phase« (Anm. 32).

⁴⁸ Gertrude Blanck: »The complete oedipus complex«, in: Georg H. Pollock (Hg.): *The Oedipus papers*, Madison 1984, S. 419–434.

Skizze von Kristallisationspunkten kindlicher Erfahrungsbilder richtet sich auf die Situation des Kindes, die infantile Verfassung. Der triadische Standpunkt erlaubt, mit Buchholz,⁴⁹ die ›Rotation‹. Wir verstehen hier unter ›Rotation‹ den Perspektivenwechsel auf die verschiedenen Protagonisten. So ist es beispielsweise aufschlussreich, die Situation der frühesten Säuglingszeit aus mütterlicher Perspektive oder aus der Perspektive des Vaters zu charakterisieren.

Die Geschichte einer Kindheit ist grundsätzlich multiperspektivisch.⁵⁰ Was die Mutter vom Säugling erzählt, mit dem sie eine Beziehung enger Körperlichkeit, der Nähe und Zärtlichkeit, des Nährens und Pfliegens, des Spiels und der Sprachlust eingeht und in die sie den Vater mal einlädt, mal ausschließt, das ist eine andere Geschichte als die des Vaters, der als beteiligter Dritter der »Urszene der Brust«⁵¹ beiwohnen mag – zwischen Rivalität, Beschützerautorität und Liebendem im Wartestand.

Die leibliche Mutter und der leibliche Vater wie auch ihre Substitute – man denke an die Ammen und Pflegepersonen in begüterten Haushalten vergangener Jahrhunderte, an Pflege- und Adoptiveltern, institutionelle Betreuer und wechselnde Lebensabschnittspartner – sind untereinander verbunden, keineswegs nur oder in erster Linie als Liebende, und sie sind es auch mit dem ihnen anvertrauten Kind. Sie gestalten eine multiperspektivische Triade, gespeist aus den dramaturgischen Entwürfen, die sie aus eigener Geschichte und aus ihren historischen Bindungen mitbringen.

Der Säugling ist am Anfang des Lebens passiv bezogen mindestens auf zwei andere; seinen Erzeuger und seine leibliche Mutter oder auf deren Substitute. Der Säugling bezieht sich aber auch aktiv auf Kontaktpersonen,⁵² die ihm als Wegweiser in die Welt dienen und deren Vorgaben und Hilfestellungen er schrittweise selbst übernimmt und allmählich verändert. Das aktive Bezogensein des Säuglings auf seine Umgebung wird im Rahmen empirischer Säuglingsforschung intensiv untersucht⁵³ und findet in psychoanalytischer Fach- wie allgemeiner Me-

⁴⁹ Michael B. Buchholz: »Die Rotation der Triade«, in: *Forum der Psychoanalyse*, 6 (1990), S. 116–134.

⁵⁰ Von Kai von Klitzing: »Frühe Entwicklung im Längsschnitt: Von der Beziehungswelt der Eltern zur Vorstellungswelt des Kindes«, in: *Psyche*, 9 (2002), S. 863–887.

⁵¹ Boothe/Heigl-Evers: *Psychoanalyse der frühen weiblichen Entwicklung* (Anm. 33).

⁵² Martin Dornes: *Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre*, Frankfurt a. M. 1999.

⁵³ Zu verweisen ist an dieser Stelle nur auf das Standardwerk von Daniel Stern: *The interpersonal world of the infant. A view from psychoanalysis and developmental psychology*, New York 1985; aber auch auf Peter Fonagy / György Gergely / Elliot Jurist u. a.: *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*, Stuttgart 2004; Sharone Berger / Elliot

dienöffentlichkeit lebhaft Aufmerksamkeit. Dabei wird in Rechnung gestellt, dass die vitale Regsamkeit des Kindes der steuernden, stützenden und lebenserhaltenden Begleitung durch Betreuungspersonen bedarf. Die Aktivität des Kindes übt in jedem Fall Einfluss auf die Umgebung aus, aber der Säugling tritt nicht *primär* als reflexionsfähiges, handelndes Subjekt auf.⁵⁴ Das Kind bleibt zunächst existentiell angewiesen auf einführende, kommentierende, Bedeutung gebende Begleitung durch sprachmächtige, sozialisierte Bezugspersonen. Aktives Bezogensein und einflusssträchtige Regsamkeit des Kindes bilden eine Arena der Expressivität, in der die sprachmächtigen, sozialisierten Individuen versorgend, sichernd, steuernd, kontrollierend, zärtlich handeln.⁵⁵ Der Säugling legt in die Welt hinein eine vitale Spur. Die Erwachsenen geben in fortwährender spontaner Deutung den Lebensregungen des Kindes Sinn.

Psychische Existenz ist motivational strukturiert und beziehungsgebunden. Als Grundlage der motivationalen Strukturierung gilt im Sinne Freuds die triebhafte Bedürftigkeit und damit das Angewiesensein des Individuums zur Erhaltung von psychischem Komfort auf die Reduktion unlustvoller Spannung einerseits und die Erzeugung lustvoller Spannung andererseits – Erfahrungs- und Aktionsmuster, die sich in der frühkindlichen körperlichen Entwicklung ausdifferenzieren. Die Rolle der triebhaften Bedürftigkeit ist gerade in der neueren Theoriediskussion umstritten. Es scheint jedoch nicht möglich, die psychische Dynamik unter Verzicht auf diese Grundannahme ausreichend zu bestimmen. Die sich differenzierende Spannungsregulierung erfolgt aufgrund der basalen Abhängigkeit des menschlichen Lebewesens zunächst interaktiv.⁵⁶ Der primären Abhängigkeit des Kindes entspricht seine primäre Einbindung in ein triadisches Beziehungsnetz. Die Dynamik des szenischen Raumes mit drei Figuren entsteht aus der wunschgeleiteten Aktivität gesellschaftlich organisierter Handlungsträger und aus dem Spiel gegenseitiger Verpflichtungen und Erwartungen.

Die Geschichte der individuellen Kindheit lässt sich durch einige prominente Stationen modellieren. Eine Station ist die triadische Basis

Jurist / Arietta Slade (Hg.): *Mind to Mind: Infant Research, Neuroscience, and Psychoanalysis: Mentalization, Internalization, and Representatio*, New York 2008.

⁵⁴ Paul M. Brinich: »Rituals and meanings: The emergence of mother-child communication«, in: *Psychoanalytic Study of the Child*, 37 (1982), S. 3–15.

⁵⁵ Michael Tomasello: *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*, Frankfurt a. M. 2003.

⁵⁶ Alfred Lorenzer: *Intimität und soziales Leid*, Frankfurt a. M. 1984; Alfred Lorenzer: »Sprache, Lebenspraxis und szenisches Verstehen in der psychoanalytischen Therapie«, in: *Psyche*, 37 (1983), S. 97–115; Siegfried Zepf: *Narzissmuss, Trieb und die Produktion von Subjektivität*, Berlin 1985.

der Vertrauensbildung. Das ist eine Geschichte, in der ein Säugling Urvertrauen entwickelt, weil die Mutter das Dritte, den Vater, die Welt in freundlicher Weise begrüßt und vermittelt. Eine weitere ist die triadische Basis der Zuversicht. Das ist eine Geschichte, in der ein Kind sich traut, auf eigenen Beinen zu stehen, weil es ermutigt, aber auch gehalten wird. Sodann ist die bereits erörterte triadische Basis des Selbstvertrauens zu nennen, die Geschichte der Selbstprofilierung. Das Kind sucht aktiv Anerkennung, hat aber hinzunehmen, dass die Erwachsenen sich ihm auch entziehen. Die triadische Basis ödipaler Intimität und ödipalen Ausschlusses endlich ist eine Geschichte, in der das Kind im Liebeswerben und im Rivalisieren die Erfahrung macht, dass Sexualität mit Zutrittsprivilegien und Generationenschranken verbunden ist.

Das Kind gewinnt seine allererste Position im triadischen Raum als ausgeformte Phantasiegestalt, lange bevor es als keimendes Wesen in die Welt eintritt. Die Mutter definiert ihre Beziehung zum Kind sodann bereits während der Schwangerschaft dadurch, dass sie auf Signale des Kindes mit einem eigenen Repertoire von Antworten reagiert. Das Zusammenspiel der beiden ist bestimmt durch die Asymmetrie der Beziehung, die dem mütterlichen Partner gestattet, die Lebensregungen des Säuglings als Äußerungen einer Person – eines intelligenten, interessierten Wesens – aufzunehmen und zu behandeln.⁵⁷ Die Beziehung zum Säugling ist aber auch wesentlich durch das Beziehungsschicksal der Mutter zum Sexualpartner bestimmt, der Vater des Kindes ist. Aus dieser Beziehung der Mutter als sexuelles Wesen, das die sexuelle Liebe des Mannes verlangt, erwächst eine zentrale – und in den psychoanalytischen Beschreibungen der Frühzeit des Kindes geraume Zeit übersehene – Funktion: die von der Mutter geübte Verweisfunktion auf das Dritte. Die triadische Situation der frühen Säuglingszeit ist damit gekennzeichnet durch das wechselseitige und gemeinsame Spiel von vitaler Regung des Kindes und Antwort der Mutter-Partnerin, ein mindestens zweistimmiges Spiel, bei dem auch der gemeinsame Blick auf ein Drittes existiert und ebenso die Entfernung der Mutter-Partnerin vom Kind zugunsten des Dritten. Diese Perspektive einer primär-triadischen Beziehungsstruktur in der frühesten Kindheit betont somit die Partizipation des Kindes am dritten Objekt aufgrund der notwendigen Orientierung der mütterlichen Partnerin auf das dritte Objekt, den Vater des Kindes. Die triadische Situation im Kindesalter der ausgeprägten motorisch-muskulären Entwicklung umfasst zentrale Aspekte dessen,

⁵⁷ Brinich: »Rituals and meanings« (Anm. 54).

was Mahler et al.⁵⁸ als Übungs- und später als Wiederannäherungsphase und Abelin⁵⁹ als frühe Triangulierung gekennzeichnet hat. Hier geht es darum, dass das Kind sich nicht mehr passiv von der Mutter etwas Drittes im Raum zeigen lässt, indem es den Blicken der Mutter folgt, sondern dass es selbst nach draußen aufbricht, um sich vom dritten Objekt ein eigenes Bild zu machen und von dort aus wiederum ein neues, selbständig überprüftes Bild vom mütterlichen Objekt.⁶⁰

Die Phase der Selbstprofilierung bedeutet für die kindliche Etablierung des Positionenraums, dass das Kind hier versucht, einen eigenen Standort im Positionenraum durch eigene Initiative zu besetzen. Für diese Initiative benötigt es Ermutigung und Bestätigung durch beide Bezugspartner, des mütterlichen wie des väterlichen, von denen es Anerkennung für die eigenen phallischen Möglichkeiten erhofft.

In der ödipalen Situation kommt es zu einer Neu-Organisation der triadischen Verhältnisse. Die väterliche Figur soll des Platzes verwiesen und exklusive Nähe zur Mutter erreicht werden. Die so genannte »genitale« Phase, nach Entwicklung des Über-Ichs und nach Eintritt der sexuellen Reife in der Pubertät, kann sich als Dezentrierung der Bindung an den familialen Raum geltend machen, auch als Fähigkeit, zur eigenen Person einen dezentrierten Standpunkt einzunehmen. Der Dritte als der und die Andere werden als Beziehungsfiguren bedeutend.

Das Kind im familiären Raum

Der Erwerb der Sprach-, Beziehungs- und Handlungsfähigkeit des Kindes geschieht – wie bereits Spitz⁶¹ formulierte – »als Teil des Dialoges, der Zusammenarbeit, der Kommunikation«. ⁶² Sprachentwicklung ist Teil eines artikulierten Beziehungsfeldes, in dem man dem Kind antizipatorisch Sprachfähigkeit zuschreibt und sein Sprechen und Handeln kontinuierlich begleitet, konturiert und unterstützt. Menschliches Denken und wechselseitige Verständigung entstehen gemäß Tomasello⁶³

⁵⁸ Margret S. Mahler / Fred Pine / Anni Bergmann: *Die psychische Geburt des Menschen*, Frankfurt a. M. 1978.

⁵⁹ Ernest L. Abelin: »The role of the father in the separation-individuation process«, in: John B. McDevitt / Calvin F. Settlege (Hg.): *Separation-individuation*, New York 1971, S. 229–252; Ernest L. Abelin: »Some further observations and comments on the earliest role of the father«, in: *International Journal of Psychoanalysis*, 56 (1975), S. 293–302.

⁶⁰ Buchholz: »Die Rotation der Triade« (Anm. 49).

⁶¹ Réne Spitz: *Vom Dialog*, Stuttgart 1976.

⁶² Lew S. Wygotski: *Ausgewählte Schriften*, Bd. II, Berlin 1987, S. 225.

⁶³ Tomasello: *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens* (Anm. 55).

und Tomasello et al.⁶⁴ in einem kulturellen Raum, in dem einer den andern als beseelten, zielorientierten und planend Handelnden versteht und die Interaktionsbeteiligten motiviert sind, Gefühle, Erfahrungen und Aktivitäten mit andern als »joint engagement« zu teilen.

Eltern behandeln ihr Kind – wir haben das bereits ausgeführt – nach seinen zukünftigen Möglichkeiten. Erst im Blick der Eltern auf den Säugling entsteht aus körperlichem Leben geistiges Leben, wird Leibliches zur Sprache der Seele. Elterliche Zuschreibung formuliert ein Beziehungsangebot, das Seele im Netz der Beziehungen geltend macht. Seele wird geltend gemacht auf der Basis fundamentaler Kreditierung.⁶⁵ Das Kind ist für die Eltern der Vorentwurf einer fühlenden und denkenden Person. So sehen sie im Säugling Ihresgleichen, interpretieren seine Reaktionen als Äußerungen der Verständigkeit. Sie nehmen das Kind nach seinen späteren Möglichkeiten, sind ihm Schritte voraus und bleiben im Verkehr mit dem Kind doch auch in dichtem, direktem Kontakt, bereit, auf Zuwendung und Abwendung, Verlangen und Überdruß, Vergnügen und Missbehagen wohl abgestimmt zu antworten.⁶⁶

Erwachsene übernehmen im Dialog stellvertretend für das Kind dessen Artikulationen oder führen sie weiter. Mienenspiel und Gestik, Lautlichkeit und Bewegungsrhythmus, Berührung und Handlungsablauf als gemeinsames Tun und Erleben bilden die Wiege der personalen Beziehung in ihrem szenischen Charakter. Hier wurzelt die inszenierende Ausdrucks- und Gestaltungsfähigkeit. Sie keimt im kommunikativen Zusammenspiel in einer triadischen Struktur, die als Beziehungsherausforderungen wirksam werden.

Die Handlungsdynamik der Privilegierung

Die Auseinandersetzung mit der ödipalen Dynamik wurde in drei Perspektiven fruchtbar: Freud ging erstens aus vom Schauspiel des »König Ödipus« des Sophokles und analysierte seine Dramaturgie und seine Wirkung. Freud thematisierte zweitens die ödipale Situation als Herausforderung an das Kleinkind, mit Intimitätswünschen, Privilegierungs-

⁶⁴ Michael Tomasello/Malinda Carpenter/Joseph Call u. a.: »Understanding and sharing intentions: The origins of cultural cognition«, in: *Behavioral and Brain Science*, 28 (2005) 5, S. 675–691.

⁶⁵ Boothe/Heigl-Evers: *Psychoanalyse der frühen weiblichen Entwicklung* (Anm. 33); Brazelton/Cramer: *Die frühe Bindung* (Anm. 45); Bernhard Grimmer: »Kreditierung in einer psychoanalytisch orientierten Psychotherapie«, in: *Psychotherapie und Sozialwissenschaft*, 4 (2000), S. 256–277.

⁶⁶ Stern: *The interpersonal world of the infant* (Anm. 53).

ansprüchen und Rivalität zurechtzukommen und aus diesen frühen Risiko-Erfahrungen als ein Anderer – im Sinne eines tief ergreifenden Bildungsprozesses – hervorzugehen. Und er verwies drittens auf die Herausforderungen von Liebeswahl, Intimität, Paar-Etablierung und Generativität im Erwachsenenalter.

Die ödipale Situation als narratives oder darstellendes Muster heißt Erzählen und Darstellen erotischer Werbung um eine Erwählte oder einen Erwählten, von Rivalität, Paar-Etablierung, Treue, Verrat, Verbot und Autorität. Die namengebende Tragödie ist König Ödipus von Sophokles. Die Dramaturgie der ödipalen Situation mit ihrem reichen Varianten- und Gestaltungsspektrum ist prominent in der Weltliteratur: Peter von Matts Buch »Liebesverrat«⁶⁷ belegt dies am besonders beliebten literarischen Motiv der Treulosigkeit.

Die ödipale Situation ist Psychodynamik: Hier geht es um innere Konfliktspannung, um Dispositionen des Erlebens und Handelns, verbunden mit Phantasien und Formen des Verlangens und Begehrens, die in den primären Beziehungserfahrungen des Kindes wurzeln.

Die ödipale Situation ist Handlungsdynamik: Wie Erwachsene mit Erwachsenen, Erwachsene mit Kindern und Kinder mit Kindern den Alltag ihres Beziehungslebens gestalten, das ereignet sich im Feld von Praxisfiguren, zwischen Personen, die Erwartungen und Verpflichtungen von Augenblick zu Augenblick geltend machen, »involviert [...], im Spiel befangen und gefangen«⁶⁸. Wenn Bourdieu⁶⁹ die engagierte Herstellung sozialer Praxen im Prozess der engagierten Teilnahme als »Spiel« kennzeichnet, so tut er das unter Verweis auf Wittgensteins⁷⁰ Wortprägung vom »Sprachspiel«. Wie soziale Praxis entsteht, wie gemeinsames Handeln im Alltag sich organisiert, wie dabei prägnante Spiel-Muster entstehen, ist ein unüberschaubar großes Gebiet der soziologischen und philosophischen Handlungs- und Praxistheorien. Die Psychoanalyse beschäftigt sich zwar seit ihren Anfängen mit Modellen menschlichen Handelns und menschlicher Beziehungen, das ödipale Beziehungsmuster ist ein solches Beziehungsmodell; aber wie Akteure die ödipale Situation als Spielraum der Erfahrung herstellen und relevant setzen und so zur Wirkung bringen, »dass das, was [...] (hier) [...] auf dem Spiel steht, wichtig und erstrebenswert ist«,⁷¹ das ist bisher kaum beleuchtet.

⁶⁷ Peter von Matt: *Liebesverrat: Die Treulosen in der Literatur*, Frankfurt a. M. 1991.

⁶⁸ Pierre Bourdieu / Loic J. D. Wacquant: *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt a. M. 1996, S. 148.

⁶⁹ Pierre Bourdieu: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt a. M. 1998.

⁷⁰ Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a. M. 1968.

⁷¹ Bourdieu / Wacquant: *Reflexive Anthropologie* (Anm. 68), S. 148.

Wenn wir die ödipale Situation als Handlungsdynamik betrachten, geht es um die Frage, wie soziale Praxis geregelt ist. Hier sprechen wir von Erwartungen und Verpflichtungen, die Akteure im Beziehungsspiel voneinander geltend machen. Bei der Handlungsdynamik der Privilegierung geht es um Auszeichnung, Vorzugsstellung und Begünstigung, verbunden mit wertvollen Prämien wie Intimität und Macht, um exklusive Zugangsprivilegien, Ausschluss von Rivalen, und dabei erfolgt eine Neupositionierung mit hohem Status.

Einige Züge der Privilegierungspraxis seien zusammengestellt:

- Wer Privilegien erteilen kann, ist Träger von Ressourcen.
- Die Ressourcen sind für potentielle Empfänger wertvoll.
- Privilegierung kann initiativ oder rezeptiv zustande kommen. Initiativ: Die eigene Bewerbung um das Privileg hat Erfolg. Rezeptiv: Der Privilegierende zeichnet einen Rezipienten aus, ohne dass dieser sich aktiv um das Privileg beworben hätte.
- Verdienst und Privilegierung stehen in kontingentem Verhältnis. Aus Verdiensten erwächst kein Privilegierungsanspruch.
- Die asymmetrische Beziehung der Privilegierung etabliert ein Geber-Empfänger-Gefälle mit asymmetrischer Schuldigkeit. Die privilegierte Person schuldet der privilegierenden Instanz Anerkennung durch Dank. Der Privilegierende kann Dank fordern, die privilegierte Person hat kein Forderungsrecht an denjenigen, der sie ausgezeichnet hat.
- In der asymmetrischen Beziehung zwischen Privilegierendem und Privilegiertem steht der Privilegierende nicht im Verpflichtungsverhältnis dem Privilegierten gegenüber. Er hat volle, rechtfertigungs-entlastete Entscheidungsfreiheit zwischen Begünstigung und Privilegienentzug. Der Privilegierte hat keinen Anspruch auf Offenlegung von Entscheidungskriterien.
- Der Privilegierte kontrolliert den Privilegierenden nicht.
- Die zentralen Risiken der Privilegierungsbeziehung bestehen in Manipulation und Korruption. Der Privilegierte ist korrumpierbar. Der Privilegierende ist manipulierbar durch die Psychologie der Schmeichelei und der Vortäuschung von Verdiensten.

Fazit: Wer in Werbung um ein auserwähltes Objekt investiert, wer sich für eine Begünstigung einsetzt, befindet sich jenseits von Gerechtigkeitsnormen. Man erwirbt kein Recht darauf, erhört zu werden. Lieben, ohne die Gefügigkeit des Objekts zu erzwingen – das ist der ödipale Bildungsprozess.

Kurze Bemerkung zur Figur des Schenkens

Die Auszeichnung, die ein Bewerber erfährt, der erhört wird, und die Erwartungen, die eine Auszeichnende an den Erhörten hat, lassen sich durch die Logik des Schenkens beleuchten.

Die Form des Schenkens erfüllt sich als eine triadische Beziehungsfigur aus Schenker, Geschenk und Empfänger, die charakteristische Bedingungen erfüllt: Das Ereignis des Schenkens vollzieht sich außerhalb von Ordnungs- und Machtvollzügen (auch wenn es für Ordnungs- und Machtvollzüge ritualisierbar und zweckgerichtet ausbeutbar ist). Schenken geschieht außer der Ordnung.

Der Schenkende kennt den Empfänger. Das unterscheidet ihn vom Spender und Almosengeber. Der Schenkende zeichnet den Beschenkten aus. Das unterscheidet ihn wiederum vom Spender und Almosengeber, dessen Gabe dem Mangelausgleich dient. Das Geschenk ist dem Empfänger zugedacht. Es soll seinem Wohl und seiner Freude dienen. Der Schenkende kann sich zu erkennen geben. Er muss es aber nicht. Das Geschenk hat für den Schenkenden und den Empfänger einen Wert. Dieser muss nicht materiellen und quantifizierbaren Bewertungsmaßstäben genügen. Geschenke können Überraschung und Staunen auslösen. Geschenke kann man nicht fordern. Geschenke verlangen Anerkennung und Pflege. Der Schenkende verdient Dank.

Die Beziehungsfigur des Schenkens ist ein ödipales Spiel. Es geht um personale Auszeichnung, Überschreitung von Kontrolle und Gerechtigkeit. Der Schenkende zeigt, dass er den Empfänger kennt und ihm wohl will, der Empfänger zeigt, dass er die Gabe zu schätzen weiß und die Dankespflicht gern trägt.

Die Selbstanalyse als eine praktische Methode bei Freud¹

HEINZ SCHOTT

In der entscheidenden Phase der Schöpfungsgeschichte der Psychoanalyse machte Sigmund Freud seine eigenen Krankheitssymptome, Träume und Fehlleistungen zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen Arbeit. Diese »Selbstanalyse«, wie er sie nannte, erreichte ihren Höhepunkt in den Jahren vor der Jahrhundertwende und gipfelte in der Publikation der »Traumdeutung«. Sie ist bis heute ein irritierender, neuralgischer und faszinierender Punkt in der Geschichte der Psychoanalyse, gewissermaßen das aktuelle Rätsel einer modernen Sphinx, die den Zugang zum Freudschen Königreich bewacht. Doch anders als im Altertum, wo nur Ödipus das Rätsel lösen konnte, werden heute in Bezug auf die Selbstanalyse Freuds verschiedene Lösungen für richtig gehalten. Für den Interpreten, den professionellen Freud-Deuter, verspricht auch kaum etwas einen größeren Lustgewinn, als ausgerechnet ihn, den Schöpfer der Psychoanalyse, nachträglich auf die eigene Couch zu legen und zu analysieren, ja, womöglich in noch tiefere Tiefen vorzustoßen, als es dem Meister selber beschieden war, der bekanntlich die Couch der Kollegen mied und vermutlich das Sitzen am Schreibtisch der horizontalen Lage vorzog.

Über den Charakter der Selbstanalyse Freuds gehen die Meinungen auseinander. Einerseits wird sie von den Anhängern als heroische Tat eines Genies idealisiert. So lesen wir: »Freuds Selbstanalyse war weit über den gewöhnlichen Heroismus hinaus heroisch.«² Und Jones meint: »Einmal vollbracht, ist sie es für immer, und keiner kann je wieder als erster jene Tiefen ergründen.«³ Ähnlich hören wir auch von Eissler:

¹ Bei dieser Arbeit handelt es sich um einen Wiederabdruck des Artikels, Heinz Schott: »Die Selbstanalyse als eine praktische Methode bei Freud«, in: *Sigmund Freud und die Entstehung der Psychoanalyse* (Freiburger Universitätsblätter), 82 (1983), Freiburg (Rombach) 1983, S. 67–77.

² Peter Gay: »Zum Gedenken an Sigmund Freud«, in: Edmund Engelmann: *Berggasse 19. Das Wiener Domizil Sigmund Freuds. Mit einem Vorwort von Peter Gay*, Stuttgart u. a. 1977, S. 45.

³ Ernest Jones: *Das Leben und Werk von Sigmund Freud*, Bern u. a. 1960–1962, Bd. 1, S. 373.

»Freud konnte seine eigenen Verdrängungen aus eigener Kraft, ganz ohne fremde Hilfe ins Bewußtsein heben [...]. Freuds Selbstanalyse ist aus diesem Grunde ein Ereignis in der Geschichte der Psychologie, das es ein zweites Mal nicht geben kann.«⁴

Andererseits wird die Selbstanalyse von den Skeptikern und Abtrünnigen als insuffizientes Unternehmen kritisiert. Repräsentativ scheint mir hier Jungs bissiger Vorwurf gegen Freud, dessen Führungsanspruch er als pathologisch ansieht; am 18.12.1912 schreibt er an Freud:

Sie weisen rund um sich herum allen Symptomhandlungen nach, damit setzen Sie die ganze Umgebung auf das Niveau des Sohnes und der Tochter herunter, die mit Erröten die Existenz fehlerhafter Tendenzen zugeben. Unterdessen bleiben Sie immer schön oben als Vater. [...] Sehen Sie, mein lieber Herr Professor, solange Sie mit diesem Zeugs laborieren, sind mir meine Symptomhandlungen ganz wurscht, denn die wollen gar nichts bedeuten neben dem beträchtlichen Balken, den mein Bruder Freud im Auge trägt. – Ich bin nämlich gar nicht neurotisch – unberufen! Ich habe mich nämlich lege artis et tout humblement analysieren lassen, was mir sehr gut bekommen ist. Sie wissen ja, wie weit ein Patient mit Selbstanalyse kommt, nämlich nicht aus der Neurose heraus – wie Sie.⁵

Hier wird also die Selbstanalyse Freuds zum Skandalon in der frühen psychoanalytischen Brüdergemeinde erklärt. Gelegentlich wird sie auch als »Paradoxon« der Psychoanalyse bezeichnet, etwa von Khan, der feststellt: »Freud ist durch die Selbstanalyse zu der Erkenntnis gelangt, daß eine Selbstanalyse für die meisten Menschen ein Ding der Unmöglichkeit ist.«⁶ Deshalb sei er gezwungen gewesen, die analytische Zweier-Situation zu erfinden. *Quod libet iovi, non licet bovi*. Für den Durchschnittsmenschen scheint die Selbstanalyse als praktische Methode kaum in Frage zu kommen.

Aus psychoanalytischer Sicht wird heute Freuds Selbstanalyse im Allgemeinen rückläufig als defiziente Fremdanalyse (in der Zwei-Personen-Situation) gedeutet. Dabei wird Freuds freundschaftliche Beziehung zu Fließ in den 1890er Jahren als quasi analytisches Verhältnis verstanden, wobei Freuds Selbstanalyse sich in der Übertragung auf Fließ⁷ entwickelt habe, die – verglichen mit der klassischen Technik der Psychoanalyse – eben doch mangelhaft und unvollständig gewesen sei.

⁴ Kurt R. Eissler: »An unknown autobiographical letter by Freud and a short comment«, zit. nach: Masur R. Khan: »Die Psychologie der Traumvorgänge und die Entwicklung der psychoanalytischen Situation«, in: ders.: *Selbsterfahrung in der Therapie, Theorie und Praxis*, München 1977, S. 30–49, hier S. 32.

⁵ Sigmund Freud / Carl Gustav Jung: *Briefwechsel*, Frankfurt a. M. 1974, S. 594.

⁶ Khan: »Psychologie der Traumvorgänge« (Anm. 4), S. 33.

⁷ »Kreativitätsübertragung« nach Heinz Kohut: »Kreativität, Charisma, Gruppenpsychologie. Gedanken zu Freuds Selbstanalyse«, in: *Psyche Z Psychoanal*, 29 (1975), S. 681–720.

Kurzum: Fast alle Darstellungen der Selbstanalyse Freuds laufen darauf hinaus, dieses Ereignis als singuläres Geschehen zu begreifen, das aus verschiedenen Gründen als praktische Methode für andere nicht in Betracht kommt. In der Literatur der Psychoanalyse wurde bisher dieses Thema ausgespart, um nicht zu sagen tabuisiert und eine Argumentation der Ablehnung, der Abwehr, entwickelt, auf die ich zum Schluss noch zurückkommen werde. Ich möchte hier eine erste These (Arbeitshypothese) aufstellen: Die biographisch und psychologisch ausgerichteten Deutungen der Selbstanalyse Freuds haben die Selbstanalyse als eine mögliche praktische Methode entwertet. Mir kommt es aber darauf an, diese Methode im Ausgang von Freud zu rekonstruieren und über ihn hinausgehend systematisch zu erforschen.

Drei Jahre vor seinem Tod hat Freud noch einmal unmissverständlich den Stellenwert seiner Selbstanalyse angegeben. 1936 sendet er an Romain Rolland die Analyse einer eigenen Fehlleistung (»Eine Erinnerungsstörung auf der Akropolis«) aus dem Jahre 1904 und schreibt in dem beigefügten Brief:

Sie wissen, meine wissenschaftliche Arbeit hatte sich das Ziel gesetzt, ungewöhnliche, abnorme, pathologische Erscheinungen des Seelenlebens aufzuklären, das heißt, sie auf die hinter ihnen wirkenden psychischen Kräfte zurückzuführen und die dabei tätigen Mechanismen aufzuzeigen. Ich versuchte dies zunächst an der eigenen Person, dann auch an anderen und endlich in kühnem Übergriff am Menschengeschlecht im ganzen.⁸

Die eigene Person – die anderen – das Menschengeschlecht im Ganzen: In diesem Dreisprung durchmisst Freud rückblickend seine wissenschaftliche Arbeit. Selbstanalyse, Fremdanalyse (Analyse der anderen), Menschheitsanalyse (Kulturkritik): so lautet das dreidimensionale Programm Freuds, wobei er die Selbstanalyse an die erste Stelle rückt und seinen selbstanalytischen Prozess gleichsam zum Primärprozess erklärt. Mit diesem wollen wir uns nun im folgenden befassen und dabei in drei Schritten vorgehen: (1) Zunächst sollen die medizinhistorischen Voraussetzungen der Selbstanalyse Freuds aufgezeigt werden; (2) sodann soll die praktische Methode der Selbstanalyse in ihren einzelnen Momenten dargestellt und ihre konkrete Durchführung an einem historischen Beispiel demonstriert werden; (3) und schließlich wollen wir die psychoanalytische Kritik an der Selbstanalyse kurz umreißen.

⁸ Sigmund Freud: »Brief an Romain Rolland«, in: ders.: *Gesammelte Werke XVI*, hg. von Anna Freud/E. Bibring/W. Hoffer u. a., Frankfurt a. M. 1999, S. 250–257, hier S. 250. Im Folgenden GW mit Band- und Seitenangabe abgekürzt.

Die medizinhistorischen Voraussetzungen der Selbstanalyse bei Freud

Es ist heute gang und gäbe, die wissenschaftliche Entwicklung Freuds in zwei Hauptabschnitte zu zerlegen: nämlich in die frühe Epoche, in der er als Neurophysiologe und Neurologe naturwissenschaftlich arbeitet, und in die darauf folgende Epoche, in der er als Psychotherapeut auf psychologischem Wege die Psychoanalyse entfaltet. So ist denn die Rede von einer vor-psychologischen und einer psychologischen Ära bei Freud. In der psychoanalytischen Theoriebildung gilt das vorpsychologische Werk als irrelevant, es wurde im Übrigen auch nicht für wert befunden, in die Gesammelten Werke aufgenommen zu werden.

An dieser Stelle möchte ich eine zweite These ins Feld führen: Die sog. freudsche Revolution besteht keineswegs in einem plötzlichen Bruch mit der wissenschaftlichen Tradition, Freud wandelt sich – biblisch gesprochen – nicht vom naturwissenschaftlichen Saulus zum psychologischen Paulus; vielmehr verfolgt er von Anfang an zwei wissenschaftliche Leitlinien: die Leitlinie der objektiven Erforschung des Nervensystems und seiner Störungen und die Leitlinie des subjektiven Erlebens im psychotherapeutischen Geschehen. Neurophysiologie auf der einen, Hypnotismus auf der anderen Seite sind die beiden Quellflüsse, die in den selbstanalytischen Prozess einmünden.

Schon 1882 kommt der 26jährige Freud mit dem Hypnotismus näher in Berührung: Breuer teilt ihm nämlich die hypnokathartische Behandlung der Anna O. mit, deren Krankengeschichte über ein Jahrzehnt später in den gemeinsam publizierten »Studien über Hysterie« enthalten ist. Freud verfolgt intensiv die Entwicklung des Hypnotismus in den 1880er Jahren, geht bei den weltberühmten Kapazitäten Charcot und Bernheim in die Schule. Er bildet sich also in einer Zeit zum Hypnosespezialisten aus, welche nach gängiger Auffassung in die vorpsychologische Ära fällt. Es ist ebenso bemerkenswert, dass Freud mitten in seiner Arbeit an der »Traumdeutung« noch einen rein physiologischen Handbuchartikel über die »infantile Cerebrallähmung« (1897) schreibt, wo er doch bereits als Psychotherapeut arbeitet und voll im selbstanalytischen Prozess steckt. Ich möchte hier nur auf die Gleichzeitigkeit hinweisen, mit der Freud der Leitlinie der objektiven Konstruktion im Sinne der Physiologie und derjenigen der subjektiven Mitteilung im Sinne der hypnotischen Therapie folgt.

Dieses Nebeneinander von physiologischer und psychologischer Perspektive wollen wir anhand zweier Texte kurz anvisieren.

(1) In der »Infantilen Cerebrallähmung« (1897), einer über 300 Seiten starken kinderneurologischen Studie, weist sich Freud als profunder Experte der Neurologie aus, dessen Leistung bis heute auf diesem Gebiet volle Anerkennung findet. In einer breit angelegten Kasuistik versucht er, typische Muster der Symptomatik, insbesondere was die Bewegungsstörungen angeht, herauszustellen. Aber er erklärt diese nicht auf hirnanatomischer Grundlage, leitet also die Symptome nicht vom Ort der angenommenen Hirnschädigung ab, sondern greift zu einem neurophysiologischen Erklärungsmodell: Die »Abschwächung des Gehirneinflusses« und »die Folge des Überwiegens spinaler Innervation« seien Ursache der Bewegungsstörung! Diese Vorstellung von pathologischer Enthemmung und Regression auf frühkindliche Bewegungsmuster antizipiert die spätere Verdrängungslehre Freuds und ist für diese maßgebend. (Dynamik zweier entgegen gesetzter Kräfte im Nervensystem.)

Aber wichtiger für ein Verständnis des selbstanalytischen Prozesses scheint mir der Umstand, dass bei dieser neurologischen Betrachtung die Subjektivität aus dem Arzt-Patienten-Verhältnis methodisch ausgeschlossen wird. Der Arzt in der Rolle des objektiven Naturwissenschaftlers erforscht sein Objekt, das Krankheitsbild, das seinerseits vom Subjekt des Patienten abgelöst erscheint. Man könnte hier von einer Art »Interobjektivität« sprechen, um den wissenschaftlich angestrebten Umgang von Arzt und Patient zu charakterisieren. Die Person des Arztes wird wie die des Patienten zum Schatten eines Gegenstandes, der Krankheit, die »infantile Cerebrallähmung« genannt wird, die der Patient zu seinem Leidwesen besitzt und der Arzt in seinem Eroberungsdrang besiegen will. Die Krankheit erscheint in doppeltem Sinne als ein störender Fremdkörper: Sie betrifft den fremden Körper des Patienten und ist dem eigenen Körper des Arztes fremd.

Von der Therapie ist nur beiläufig und resignativ die Rede: Sie sei »ein armseliges und trostloses Capitel sowohl an sich als im Vergleiche zu dem mächtigen klinischen Interesse, welches diese Affectionen erregen. [...] Die Natur der pathologischen Veränderungen [...] macht die Hoffnungslosigkeit der therapeutischen Bestrebungen ohne weiteres verständlich.«⁹

Soviel zur Leitlinie der objektiven Konstruktion, die Freud auch bei der späteren Entwicklung der Psychoanalyse nie aufgegeben, sondern

⁹ Sigmund Freud: »Die infantile Cerebrallähmung«, in: Hermann Nothnagel (Hg.): *Specielle Pathologie und Therapie*, Wien 1894 ff., S. 310.

allenfalls systematisch eingegrenzt und relativiert hat, insbesondere in seiner »Metapsychologie«.

(2) Doch kommen wir nun zur Leitlinie der subjektiven Mitteilung. In den »Studien über Hysterie« (Breuer und Freud, 1895) umreißt Freud erstmals ausführlich seine eigene Technik der Psychotherapie. Die hysterische Symptomatik erscheint als Ausdruck eines »affizierenden Ereignisses«, d. h. einer »Kränkung«, deren Affekt nicht abreagiert, sondern eingeklemmt wurde und somit als »pathogener Kern« (psychisches Trauma) das Seelenleben der Betroffenen irritiert. Dieser pathogene Kern ist von der assoziativen Zirkulation unseres Vorstellungslebens ausgeschlossen, d. h. dissoziiert. Das Ziel der Therapie besteht dann darin, diesen abgekapselten wunden Punkt in das durchgängige Assoziationsgefüge zurückzuholen und mit dem Bewusstwerden der ursprünglichen Kränkung auch den dazugehörigen unterdrückten Affekt – nachträglich – abzureagieren. Diese »Katharsis« soll – im Gegensatz zu Breuers Behandlung der Anna O. – ohne Hypnose erreicht werden.

Dem »Assoziationswiderstande« bei einer ernsthaften Hysterie ist das Drängen des fremden und der Sache unkundigen Arztes an Macht nicht gewachsen. Man muß auf kräftigere Mittel sinnen. Da bediene ich mich denn zunächst eines kleinen technischen Kunstgriffes. Ich teile dem Kranken mit, daß ich im nächsten Moment einen Druck auf seine Stirn ausüben werde, versichere ihm, daß er während dieses ganzen Druckes eine Erinnerung als Bild vor sich sehen oder als Einfall in Gedanken haben werde, und verpflichte ihn dazu, dieses Bild oder diesen Einfall mir mitzuteilen, was immer das sein möge.¹⁰

Durch die »psychische Arbeit« des Therapeuten (Drücken und Drängen) soll eine »psychische Kraft beim Patienten« (der Widerstand) überwunden werden. Damit wird die subjektive Arbeitsleistung des Patienten zur entscheidenden Heilkraft erklärt, sie ist der Angelpunkt des therapeutischen Prozesses. Nur über ihn kann der Arzt im »Kampf um die Erinnerung« eingreifen und sein eigenes spezifisches Gewicht in die Waagschale werfen.

Mit dieser gemeinsamen Arbeit wird eine bestimmte Intersubjektivität gestiftet: Die Ansprache des Arztes soll die Aussprache des Patienten in Gang setzen, welche zugleich ein Sich-Aussprechen vor sich selber ist. Dadurch soll der Patient lernen, sich selber die abgespaltenen Teile seines Seelenlebens mitzuteilen. Dieser frühe psychotherapeutische Ansatz von Freud geht von einer Art Selbstanalyse des Patienten aus, bei welcher der Arzt assistiert. Operieren, sich öffnen, ist Aufgabe des Patienten. Wir können sogar sagen: Der Assistent lernt vom Operateur. Freud geht

¹⁰ Josef Breuer / Sigmund Freud: »Studien über Hysterie«, in: GW I 269 f.

nämlich bei seinen Patientinnen in die Schule, er identifiziert sich mit ihnen und lernt durch diese Identifikation sich selber kennen. Dies lässt sich auf zwei Ebenen seines selbstanalytischen Prozesses ablesen: (a) auf der theoretischen Ebene setzt er die Hysterie der Patienten (Patientinnen) mit dem eigenen Traumleben gleich, der Hysteriker sei in seinen hypnoiden Zuständen »alieniert, wie wir es alle im Traume sind«; (b) auf der praktischen Ebene wendet er die Technik des Assoziierens gegen die Widerstände bei sich selber an, als Methode der Traumdeutung.

Die praktische Methode der Selbstanalyse im Kontext der »Traumdeutung«

In der Mitte seines Lebens hat Freud die Resultate seines selbstanalytischen Prozesses in seinem Hauptwerk »Die »Traumdeutung« (1900) systematisch mit dem Anspruch dargestellt, eine neue Wissenschaft, nämlich die Psychoanalyse, zu begründen. In meiner zweiten These habe ich behauptet, dass die beiden soeben skizzierten Leitlinien wie zwei Quellflüsse in den selbstanalytischen Prozess einfließen. In der Tat sind die beiden Strömungen am Gesamtaufbau der »Traumdeutung« aufzuspüren, wenn wir die beiden Perspektiven Freuds auseinander halten, die sich in diesem Buch in einer komplexen Art und Weise miteinander verschränken: einerseits die Perspektive der Deutungsarbeit als Technik der analytischen Mitteilung (in der ersten Hälfte der »Traumdeutung«), andererseits die Perspektive der Traumarbeit als Konstrukt eines theoretisch zu beschreibenden Seelenlebens (in der zweiten Hälfte der »Traumdeutung«).

Wir wollen nun im Folgenden lediglich die Perspektive der Deutungsarbeit ein kleines Stück weit verfolgen, um einen ersten Zugang zur praktischen Methode der Selbstanalyse zu gewinnen. Wir werden sogleich sehen, dass unsere Unterscheidung zweier Leitlinien für unsere Interpretation hilfreich ist. Denn der selbstanalytische Prozess spielt sich zwischen zwei Polen ab, sozusagen zwischen einem subjektiven und einem objektiven Kraftzentrum. Der Selbstanalytiker versucht, durch seine subjektiv erlebbare Kraftanstrengung, durch seine psychische Arbeit, die objektiv vorgestellten Hindernisse im Passagenwerk seiner Seele zu überspringen, um die verborgenen Heiligtümer zugänglich zu machen und sie dem allgemeinen Verkehrsnetz anzuschließen. Insofern möchte ich zwischen den subjektiven und den objektiven Momenten des selbstanalytischen Prozesses unterscheiden: also zwischen der (»kritiklosen«) »Selbstbeobachtung« und der »Selbstüberwindung« als Vehikel für die

analytische Reise – und der Assoziationsverkettung und der unbewussten Zielvorstellung als anstrengendem Weg, der zurückzulegen ist.

Als »kritiklose Selbstbeobachtung« begreift Freud jenen schwer fassbaren Schwebestand beim sog. freien Assoziieren. Zunächst ist im Traumdeutungsbuch noch die Rede von den Patienten, die Freud »unterweist«, sich in diesen »Zustand der kritiklosen Selbstbeobachtung« zu versetzen, doch dann spricht er plötzlich von sich selber:

Die meisten meiner Patienten bringen es nach der ersten Unterweisung zustande; ich selbst kann es sehr vollkommen, wenn ich mich dabei durch Niederschreiben meiner Einfälle unterstütze. Der Betrag an psychischer Energie, um den man so die kritische Tätigkeit herabsetzt und mit welchem man die Intensität der Selbstbeobachtung erhöhen kann, schwankt je nach Thema, welches von der Aufmerksamkeit fixiert werden soll.¹¹

An keiner Stelle hat uns Freud das genaue Setting seiner Selbstanalyse beschrieben, ebenso wenig sind die unmittelbar niedergeschriebenen Notizen erhalten, die seine freien Assoziationen direkt preisgeben würden. (Offenbar hat er die diesbezüglichen Notizbücher verbrannt.) Aber aus dem obigen Zitat können wir schließen, dass Freud beim freien Assoziieren am Schreibtisch gesessen hat, ausgerüstet mit Schreibmaterialien. Weiter heißt es im Text der »Traumdeutung«:

Man wird mir sicherlich Zweifel an der Verlässlichkeit solcher ›Selbstanalyse‹ entgegenzusetzen. Die Willkür sei dabei keineswegs ausgeschlossen. Nach meinem Urteil liegen die Verhältnisse bei der Selbstanalyse eher günstiger als bei der Beobachtung anderer; jedenfalls darf man versuchen, wie weit man in der Traumdeutung mit der Selbstanalyse reicht.¹²

Diese Selbstbeobachtung wird vom Widerstand blockiert. »Was immer die Fortsetzung der Arbeit stört, ist ein Widerstand«, lautet Freuds Regel.¹³ Somit ist das Moment der Selbstbeobachtung an das Moment der Selbstüberwindung gekoppelt. Denn der Widerstand, oder »die Macht der psychischen Zensur«, welche den assoziativen Ablauf der Selbstbeobachtung, die »freie Assoziation« blockiert, »verlangt einen größeren Aufwand an Aufmerksamkeit und Selbstüberwindung bei der Analyse«.¹⁴

Man darf nicht vergessen, daß man bei der Deutungsarbeit die psychischen Mächte gegen sich hat, welche die Entstellung des Traumes verschulden. Es wird so eine Frage des Kräfteverhältnisses, ob man mit seinem intellektuellen

¹¹ Sigmund Freud: »Die Traumdeutung«, in: GW II/III 108.

¹² Ebd., S. 109.

¹³ Ebd., S. 521.

¹⁴ Ebd., S. 522.

Interesse, seiner Fähigkeit zur Selbstüberwindung, seinen psychologischen Kenntnissen und seiner Übung in der Traumdeutung den inneren Widerständen den Herrn zeigen kann.¹⁵

Freud spricht hier von einem unbestimmten »man« und lässt dabei offen, ob er sich selber, seinen Leser oder seinen Patienten meint. Wahrscheinlich hat er hier alle drei möglichen Subjekte vor Augen. Eines wird jedoch deutlich: Freud abstrahiert hier von der Arzt-Patienten-Beziehung, ihm kommt es auf einen inneren Dialog an, auf die »Fähigkeit zur Selbstüberwindung«, die er von allen Menschen verlangt, die sich auf die Traumdeutung einlassen.

Doch gehen wir nun zu den objektiven Momenten des selbstanalytischen Prozesses über. Dieser ist ja nicht nur ein aktiver Vorgang des Subjekts der Deutungsarbeit, sondern zugleich auch ein passiver Rückgang im Objekt, das analysiert werden soll. Sowohl das Netz der Assoziationen (Assoziationsverkettung) als auch die unbewussten Zielvorstellungen liegen gleichsam objektiv vor und weisen dem selbstanalytischen Prozess den Weg an. Deshalb möchte ich sie als objektive Momente bezeichnen. Die Assoziationskette ist der Leitfaden, an dem sich die Selbstbeobachtung im freien Assoziieren entlang zieht wie an einem Geländer, an dem sie sich festhält, während sie – bildlich gesprochen – verwinkelte Gebirgspfade abschreitet, der »Verkettung von Einfallen« folgend.¹⁶ Auf diesem Wege kommt es zu Abbrüchen, Neuansätzen, Umwegen, ohne dass die Marschrichtung insgesamt verloren geht. Denn:

Es läßt sich zeigen, daß wir immer nur auf die uns bekannten Zielvorstellungen verzichten können und daß mit dem Aufhören dieser sofort unbekannte – wie wir ungenau sagen: unbewußte – Zielvorstellungen zur Macht kommen, die jetzt den Ablauf der ungewollten Vorstellungen determiniert halten.¹⁷

Dieser Ablauf wird also gelenkt von der Macht der unbewussten Zielvorstellungen, welche die Selbstbeobachtung auf bestimmte Assoziationsbahnen zieht, unabhängig von unserem bewussten Willen.

Somit stellt sich die »freie Assoziation«, das »freie Spiel der Vorstellungen nach beliebiger Assoziationsverkettung« nur scheinbar ein: In Wirklichkeit wird sie von der Macht der unbewussten Zielvorstellung determiniert, festgelegt. Viele Wege führen nach Rom. Vielleicht können wir mit der Metapher der Reise das selbstanalytische Procedere charakterisieren: Das Wegnetz entspricht dem Assoziationsgefüge, das Reiseziel

¹⁵ Ebd., S. 529.

¹⁶ Ebd., S. 527.

¹⁷ Ebd., S. 533.

der verlockenden Heiligen Stadt, die Reiseroute selber aber muss der Reisende durch seine eigene Assoziationsarbeit zurücklegen. Im Verlauf meiner bisherigen Textinterpretation mag nun der Eindruck entstanden sein, als ob die Selbstanalyse Freuds ein solipsistischer Vorgang gewesen sei, ein von der Mitwelt abgekehrter Weg nach innen. Doch dieser Anschein trügt. Freud war – ganz im Gegensatz zu Jung – ein sozial sehr engagierter Typ, ein social character, er pflegte mit vielen Menschen freundschaftlichen Verkehr, wobei sicherlich die Freundschaft zu Wilhelm Fließ ganz besonders intim war. Wenn Freud mit Stolz von einer »splendid isolation« in der Zeit vor der Jahrhundertwende spricht, so bedeutet dieser Ausdruck alles andere als menschliche Abgeschlossenheit oder verzweifelte Einsamkeit. Vielleicht war sein selbstanalytischer Prozess überhaupt nur deshalb möglich, weil er in einem sozialen Verbundnetz eingebettet war. Aber auf diese biographischen und psychologischen Zusammenhänge möchte ich hier nicht weiter eingehen. Wichtiger für unser Thema scheint mir das allgemeine pädagogische Ziel der Selbstanalyse: Freud will nämlich die anderen zur Selbstanalyse erziehen! Ich möchte hier eine dritte These formulieren: Freud will im Traumdeutungsbuch seinem Leser nicht nur theoretisch die Realität des Unbewussten aufzeigen, sondern ihm zugleich eine praktische Methode an die Hand geben, mit der er sich von der Realität des eigenen Unbewussten überzeugen kann: nämlich die Selbstanalyse.

Bevor er am Traum von Irmas Injektion (seinem »Traummuster«) seine Deutungsweise erläutert, sagt er: »Nun muß ich aber den Leser bitten, für eine ganze Weile meine Interessen zu den seinigen zu machen und sich mit mir in die kleinsten Einzelheiten meines Lebens zu versenken, denn solche Übertragung fordert gebieterisch das Interesse für die versteckte Bedeutung der Träume.«¹⁸ Freilich bedeutet hier »Übertragung« etwas anderes als im klassischen psychoanalytischen Prozess. Der Leser der »Traumdeutung« soll seine eigenen Seelenregungen auf Freuds Leben übertragen, sich in dieses »versenken«. Er soll dabei selber die selbstanalytische Technik ein Stück weit bei seiner Lektüre anwenden, d. h. sich dem Text ausliefern, die Freudschen Assoziationen kritiklos beobachten und die in diesem Nachvollzug auftauchenden Widerstände überwinden. Damit möchte Freud den Leser dazu bewegen, seinen selbstanalytischen Prozess noch einmal durchzuexerzieren. Die Darstellung der selbstanalytischen Methode hat demonstrativen Charakter, Freud will dem Leser etwas vor-machen, was dieser dann für sich selber nach-machen soll. Er fordert gleichsam zum imitierenden

¹⁸ Ebd., S. 110.

Do-it-yourself auf. Freud spricht dabei den Leser an, »der mich durch Nacharbeit an seinen eigenen Träumen kontrollieren will«. ¹⁹ Damit wird der Leser sozusagen in den Rang eines »Kontrollanalytikers« erhoben und zugleich in die Position des nacharbeitenden Schülers versetzt. Der selbstanalytische Prozess, so lautet implizit Freuds listiges Argument, kann vom Leser nur kontrolliert und beurteilt werden durch dessen eigene Selbstanalyse. So begreift Freud in der »Traumdeutung« seine Selbstanalyse keineswegs nur als einen privaten, nur ihm zuträglichen Vorgang. Vielmehr beschreibt er sie für die anderen, genauer: schreibt er sie den anderen vor. Die selbstanalytische Methode hat den Charakter einer Vorschrift. (Ich vermute, dass sich dies auch in der damaligen Behandlungstechnik widerspiegelt, etwa an der Krankengeschichte »Dora«.)

Ich möchte hier meine bruchstückhafte Rekonstruktion der Selbstanalyse Freuds mit einem kleinen, medizinhistorisch interessanten Exkurs beenden.

Exkurs zu Farrow

Es ist erstaunlich, wie gründlich der selbstanalytische Ansatz Freuds in der weiteren Entfaltung der Psychoanalyse von der fremdanalytischen Behandlungsmethode überdeckt, verdrängt wurde. Ich habe in der mir bekannten Literatur der Psychoanalyse nur ein einziges Beispiel gefunden, in dem Freuds selbstanalytische Methode autodidaktisch, gleichsam selbstexperimentell nachvollzogen wurde. In dem heute ganz unbekanntem Buch *A Practical Method of Self-Analysis; enabling anyone to become deeply psycho-analyzed without a personal analyst* (London 1942) beschreibt der englische Autor E. Pickworth Farrow seinen selbstanalytischen Prozess, dem er sich 20 Jahre lang unterzogen hat. Ich möchte hier nur einige wenige Punkte herausheben, die mir für die Rekonstruktion der freudschen Selbstanalyse aufschlussreich erscheinen.

Farrow liest um 1920 »Die Traumdeutung« und »Zur Psychopathologie des Alltagslebens« von Freud, also diejenigen Schriften, die im Wesentlichen auf der Selbstanalyse beruhen. Er begibt sich wegen gewisser neurotischer Symptome in analytische Behandlung, bricht jedoch zwei Analysen nach kurzer Zeit wieder ab, weil er mit seinen Analytikern (»wilde Analytiker«?) in Streit gerät über die richtige Durchführung der freien Assoziation. Er entwickelt dann eine eigene praktische Me-

¹⁹ Ebd., S. 527.

thode der Selbstanalyse, die er seinen Lesern in Form einer bestimmten Technik zum eigenen Gebrauch empfiehlt. Er nennt sie »note-writing method«: Der Selbstanalysand soll sich täglich zu einer festgesetzten Zeit an seinen Schreibtisch zurückziehen und ohne Ausnahme jeden Einfall niederschreiben, der ihm in jedem Augenblick zu Bewusstsein kommt. Weiterhin empfiehlt er, mit einem befreundeten Menschen alle Probleme offen zu diskutieren, die bei der Selbstanalyse auftauchen.

Farrow deckt mit diesem Verfahren eine Reihe von frühkindlichen Szenen auf, die er als traumatische Ereignisse wieder erlebt und abregiert, so z. B. eine Szene aus dem 6. Lebensmonat, in der ihn der Vater von der Brust der Mutter wegnimmt und ihm einen Klaps gibt. Diese Kindheitserinnerung veröffentlichte Farrow bereits 1926 in einem Artikel in der »Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse«. Freud fügte damals diesem Artikel höchstpersönlich folgende Bemerkung bei, die Farrow später seinem oben erwähnten Buch als »Vorwort« voranstellte:

Der Verfasser ist mir als Mann von starker und unabhängiger Intelligenz bekannt, der wahrscheinlich infolge einer gewissen Eigenwilligkeit mit den zwei Analytikern, mit denen er es versuchte, nicht zurechtkommen konnte. Er wandte sich dann zur konsequenten Anwendung des Verfahrens der Selbstanalyse, dessen ich mich seinerzeit zur Analyse meiner eigenen Träume bedient habe. Seine Resultate verdienen gerade wegen der Besonderheit seiner Person und seiner Technik Beachtung.²⁰

An dieser Stelle können wir unsere dritte These ergänzen: Freud hat zeitlebens eine eigentümliche unentschiedene Haltung gegenüber der Möglichkeit der Selbstanalyse bewahrt. Niemals hat er sie ex cathedra eindeutig als obsoletes Verfahren angeprangert oder gar verurteilt.

Zur psychoanalytischen Kritik an der Selbstanalyse.

Wenn wir nun die Einstellung der psychoanalytischen Gemeinschaft gegenüber der Selbstanalyse als praktischer Methode ins Auge fassen, so müssen wir eine wichtige begriffliche Unterscheidung machen. Den eben skizzierten Ansatz von Farrow sehe ich als Beispiel für eine primäre Selbstanalyse. Als primäre Selbstanalyse möchte ich jenen selbstanalytischen Prozess bezeichnen, der ohne vorangegangene reguläre analytische Ausbildung oder Behandlung gewissermaßen autodidaktisch entwickelt

²⁰ Sigmund Freud: Bemerkung zu E. Pickworth Farrow »Eine Kindheitserinnerung aus dem 6. Lebensmonat«, in: GW XIV 568; vgl. dt. Übersetzung von E. Farrow: *A practical method of self-analysis* (1942): Bericht einer Selbstanalyse. Eine Methode, unnötige Ängste und Depressionen abzubauen. Mit einem Vorwort von Sigmund Freud.

und dessen Motivation von der Idee der Selbstbehandlung gespeist wird. Sekundäre Selbstanalyse nenne ich den selbstanalytischen Prozess, der sich mehr oder weniger automatisch im Verlaufe oder nach einer psychoanalytischen Behandlung beim Analysanden einstellt. Hierfür wird zumeist der freudsche Terminus »unendliche Analyse« eingesetzt. In seiner Schrift »Die endliche und die unendliche Analyse« (1937) hat Freud nämlich hervorgehoben, dass nach Abschluss der »Eigenanalyse«, d. h. der Lehranalyse zu Ausbildungszwecken, sich die »Prozesse der Ichumarbeitung« spontan beim Analysierten fortsetzen. Insofern der reguläre psychoanalytische Prozess die »unendliche Analyse« umgreift und impliziert, wird diese Art von Selbstanalyse als wichtiges Hilfsmittel für den praktizierenden Analytiker (z. B. zur Beherrschung der Gegenübertragung) und als wünschenswertes Ergebnis der analytischen Behandlung schlechthin anerkannt und akzeptiert.

Demgegenüber führt die primäre Selbstanalyse ein Schattendasein im Diskurs der Psychoanalyse. Wenn wir einmal von der Freud-Forschung absehen, spielt sie in der psychoanalytischen Theoriebildung überhaupt keine Rolle. Aus den wenigen vereinzelt Stellungnahmen lässt sich fast durchweg eine skeptische bis ablehnende Haltung ablesen, wobei vor allem folgende drei Argumente gegen die Selbstanalyse vorgebracht werden: (Argument 1:) Eine Selbstanalyse, wie sie Freud vollbracht hat, ist für den normal Sterblichen unerreichbar. Außerdem war sie nur eine virtuelle Psychoanalyse mit Fließ als Übertragungsfigur. (Argument 2:) Gemessen an der psychoanalytischen Zweiersituation ist die Selbstanalyse aus zwei Gründen technisch und damit auch therapeutisch insuffizient: (a) zum einen verzichtet sie auf die Übertragungsbeziehung zum Analytiker und damit auf den entscheidenden Hebel des analytischen Prozesses; und (b) zum anderen droht sie an unüberwindbaren Widerständen zu scheitern, da der sich selber Analysierende in der Regel zu schwach ist, um diese alleine kontinuierlich und systematisch zu bearbeiten. (Argument 3:) Die Selbstanalyse steht in Gefahr, zur Selbsttäuschung und zum Selbstbetrug zu führen, ja, sie erscheint manchem Kritiker nur als eine bestimmte Form neurotischer Tätigkeit. So ist nach Bittner die Selbstanalyse wie die Symptombildung »ein Versuch, mit dem pathogenetischen Konflikt allein fertig zu werden«, und man müsse daher fragen, »ob Selbstanalyse nicht mehr gemeinsam hat mit der neurotischen Symptombildung als mit dem normalen analytischen Heilungsweg«²¹.

²¹ Günther Bittner: *Das andere Ich, Rekonstruktionen zu Freud*, München 1974; vgl. Heinz Schott: *Zauberspiegel der Seele. Sigmund Freud und die Geschichte der Selbstanalyse*, Göttingen 1985, S. 194.

Von hier aus ist es nur ein kleiner Schritt, den Versuch der Selbstanalyse überhaupt als eine »besondere Form des neurotischen Widerstandes gegen die psychoanalytische Methodik« zu brandmarken. Abraham hat bereits 1919 in diesem Sinne eine »Gruppe von Neurotikern« ins Visier genommen, die mit ihrer angeblichen Autoanalyse zu einem »vorwurfsfreien Masturbations-Ersatz« gelangt seien. Solche Patienten liebten es, wie Abraham sagt, »sich mit der Psychoanalyse als Wissenschaft zu beschäftigen, anstatt sie als Behandlungsmethode auf sich wirken zu lassen. Sie [...] glauben, durch *ihre* Analyse müsse die Wissenschaft eine besondere Bereicherung erfahren. So treten sie aus der Rolle des Patienten heraus und verlieren damit den Zweck der Psychoanalyse aus den Augen«. ²²

Als Medizinhistoriker und Nicht-Analytiker kann ich die praktische Relevanz dieser Kritik und ihre mögliche Berechtigung nicht beurteilen. Aufgrund meiner theoretischen Studien möchte ich jedoch eine vierte und letzte These wagen: Das Misstrauen gegenüber der Selbstanalyse hat dazu geführt, dass ihr reales Vorkommen in und außerhalb der Psychoanalyse kaum Beachtung findet, dass ihre Problematik aus der Theorie und Praxis der Psychoanalyse weitgehend ausgeblendet und dass sie darüber hinaus von der wissenschaftlichen Forschung übergangen wird.

Schlussbemerkung

Zum Schluss möchte ich nur kurz erklären, warum ich eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Problem der Selbstanalyse für reizvoll halte.

Der selbstanalytische Prozess Freuds stellt in meinen Augen ein Paradigma der Medizingeschichte dar, das in seiner Bedeutung noch gar nicht erkannt wurde und das verschiedene Implikationen aufweist, die ich folgendermaßen umreißen möchte: (1) Als Seelenforscher unternimmt Freud einen Selbstversuch: Er will allgemeine psychische Mechanismen in seinem eigenen Seelenleben aufdecken und damit die Realität des Unbewussten beweisen. (2) Als Arzt versetzt er sich selber in die Rolle eines Patienten und lernt sich hierbei als Neurotiker kennen – und

²² Karl Abraham: »Über eine besondere Form des neurotischen Widerstandes gegen die psychoanalytische Methodik« [in: *Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse*, 5 (1919), S. 173–180]; wieder abgedruckt in: Karl Abraham: *Gesammelte Werke: Psychoanalytische Studien*, Bd. 2, hg. und eingeleitet von Johannes Cremerius, Gießen 1999, S. 254–261, hier S. 257.

anerkennen. (3) Als Patient macht er sich zu seinem eigenen Arzt und versucht sich selber zu therapieren. (4) Als Schriftsteller schildert er – in wissenschaftlicher Verhüllung – seine eigene Krankengeschichte und versucht dabei, die Leser zur eigenen Selbstanalyse anzuregen. (Dies trifft zumindest für die »Traumdeutung« zu.)

Diese Implikationen der Selbstanalyse könnten der medizinischen und außer-medizinischen Forschung manche Denkanstöße geben. Wenn ich hier für einen neuen Forschungsansatz plädiere, so geht es mir nicht darum, die Selbstanalyse als frischen Therapie-Artikel auf den ohnehin überfrachteten Psycho-Markt zu bringen. Dazu fehlt mir sowohl die klinische Kompetenz als auch die therapeutische Ambition. Ich bin eher an einem interdisziplinären Gedankenaustausch interessiert, an einer geistigen Auseinandersetzung, bei der die Perspektive der Selbstanalyse sich nicht als Sackgasse in eine selbstmitleidige Introspektion entpuppt, zur Nabelschau degeneriert. Ich glaube, dass gerade Freuds Werdegang zeigt, wie objektive Naturforschung Hand in Hand gehen kann mit subjektiver Seelenforschung. Ich möchte mit Goethe (1823) schließen:

Hiebei bekenn' ich, daß mir von jeher die große und so bedeutend klingende Aufgabe: erkenne dich selbst, immer verdächtig vorkam, als eine List geheim verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Tätigkeit gegen die Außenwelt zu einer innern falschen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf.²³

²³ Johann Wolfgang von Goethe, »Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort, in: Goethes Werke, München 1981, Bd. XIII, S. 37–41, : <http://www.merke.ch/goethe/wissenschaft/bedeutende.php> (22.7.2011).

Aphasie, Trauma und Freuds schmerzlose Wunde¹

ILIT FERBER

I. Aphasie

Im Zusammenhang mit der Beschreibung klinischer Beispiele von Aphasie schildert Freud einen interessanten Fall einer an Aphasie erkrankten Frau, die unfähig ist, ihren Arzt durch das Hören seiner Stimme zu erkennen. Sobald er sie berührt, erkennt sie ihn hingegen sofort und verhält sich so, als leide sie an keinerlei sprachlicher Störung. Sobald der Arzt die Hand von ihr wegnimmt, sich also körperlich von ihr distanziert, oder wie Freud es beschreibt: »unerreichbar wurde«, verfällt sie wieder in ihre Unfähigkeit, ihn zu erkennen. Diese interessante und merkwürdige Situation tritt ebenso auf, wenn es um die Beziehung der Frau zu Objekten geht: Wenn sie Gelegenheit hat, ein Objekt zu fühlen, zu riechen oder zu schmecken, dann kann sie zielgerichtet ihre Sprache nutzen und sich sinnvoll in Bezug auf das jeweilige Objekt äußern. Steht sie hingegen in keiner direkten körperlichen Verbindung zum Objekt, wenn es ihr also stillschweigend unzugänglich geworden ist, dann nimmt sie ihr monotones und unzusammenhängendes Kommunikationsverhalten wieder an: »Diese Kranke hatte also einen vollkommen intacten Sprachapparat, über den sie so lange nicht verfügen konnte, bis er nicht von der allein erhaltenen Objectassoziationen aus angeregt worden war.«²

Was den Leser an diesem besonderen Fall von Aphasie derart gefangen nimmt, ist die Art und Weise, wie die Fähigkeit beziehungsweise Unfähigkeit der Patientin zum Sprachgebrauch abhängen von der Verbundenheit der Sprache mit dem körperlichen Aspekt der Beziehung

¹ Eine frühere Version dieses Artikels ist in englischer Sprache erschienen als: »A Wound Without Pain: Freud on Aphasia«, in: *Naharaim – Zeitschrift für deutsch-jüdische Literatur und Kulturgeschichte*, 4 (2011) 1, S. 133–151. Ich danke meinen Kollegen Gerhard Scharbert, Christine Kirchoff und Erik Porath am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung für ihre hilfreichen Hinweise.

² Sigmund Freud: *Zur Auffassung der Aphasien: Eine kritische Studie*, Leipzig u. a. 1891, S. 81. Im Folgenden direkt im Text als ZAdA mit Seitenangabe abgekürzt.

zum wahrgenommenen Objekt (sei es menschlicher oder unbelebter Natur). Was wir hier vor uns haben, ist ein Fall, in dem Sprache und Körper wechselseitig abhängig voneinander operieren, so dass die Möglichkeit zur kraftvollen Überwindung der ursprünglichen Verletzung, die die Aphasie ausgelöst hat, eröffnet wird. Es geht nicht allein um irgendeine Verbundenheit oder Wechselseitigkeit; vielmehr geht es um die Art, wie diese Verbundenheit auf das eigentliche Problem hinweist, nämlich das der Assoziierung des Körperlichen mit dem Sprachlichen, sowie auf die mögliche Heilung: eine Wiederverbindung der zwei voneinander getrennten Bereiche.

In dem vorliegenden Artikel untersuche ich diesen besonderen Fall von Wechselseitigkeit zwischen dem Körperlichen und dem Sprachlichen in Freuds »Zur Auffassung der Aphasien«; ich unternehme den Versuch zu zeigen, dass gerade in diesem frühen Text einerseits Freuds am äußersten Anfang stehendes und zuweilen noch unausgefeiltes Verhältnis zu Sprache, andererseits seine grundlegende Darstellung des Körpers und dessen Beziehung zum Sprachlichen zu finden sind.³

Zur Auffassung der Aphasien dient dabei als mein Ausgangspunkt, von dem aus ich für eine entscheidende Verknüpfung zwischen diesem frühen Text und Freuds späterer psychoanalytischer Theorie, insbesondere seinen Arbeiten zum Gegenstand Trauma, argumentiere. Ich glaube, dass die Motivation für Freuds Übergang von seiner frühen neurologisch-physiologischen Phase zur späteren psychoanalytischen Arbeit an eben dieser besonderen Schnittstelle zwischen dem Sprachlichen und dem Körperlichen gefunden werden kann, so wie es sich in seiner Arbeit zur Aphasie niederschlägt.⁴

Freud veröffentlichte *Zur Auffassung der Aphasien* 1891.⁵ Dieser frühe Text wurde danach zur Freuds Lebzeiten nie wieder gedruckt und wurde erst 60 Jahre später ins Englische übersetzt. Freud stellte sein Werk uneinheitlich dar. So bezeichnet er ihn an einigen Stellen

³ Hier versuche ich, auf das immanente und intime Interesse Freuds an Sprache hinzuweisen, wobei ich bewusst gängige Interpretationen wie Lacans Diskussion der Sprachfunktion bei Freud vermeide. Trotz der enormen Bedeutung seiner Theorie bei der Wiederbewertung von Sprache bei Freud konzentriert sich Lacan nicht auf Aphasie, die das Hauptthema dieses Artikels ist.

⁴ Einige neuere Studien argumentieren für eine ähnlich starke Verbindung zwischen *Zur Auffassung der Aphasien* und Freuds späteren Arbeiten. So beispielsweise Mark Solms / Michael Saling: »On Psychoanalysis and Neuroscience: Freud's Attitude to the Localisationist Tradition«, in: *International Journal of Psycho-analysis*, 67 (1986), S. 397–416; Claus W. Wallesch: »History of Aphasia: Freud as an Aphasiologist«, in: *Aphasiology*, 18 (2004) 4, S. 389–399.

⁵ Zusätzlich verfasste Freud zwei Lexikoneinträge zu Aphasie in den Jahren 1888 und 1893.

als verfrüht und beschreibt seine eigene innere Distanz zum Werk; an anderen Stellen schreibt er an Fließ, dass, obschon »Zur Auffassung der Aphasien« eine der »wirklich guten Sachen« sei, die er geschrieben habe, er mittlerweile bei der Fachöffentlichkeit »nichts Besseres [...], als einen achtungsvollen Durchfall erwarte«.⁶ Tatsächlich scheint das Buch bei der ersten Lektüre ein Fremdling unter Freuds späteren Themen zu sein und hauptsächlich eine Erwiderung auf die zeitgenössischen neurologischen Debatten zur Aphasie – es ist voll von medizinischer Terminologie. Wohl auch deshalb entschied Freud, *Zur Auffassung der Aphasien* nicht in die Standardausgabe seiner gesammelten Werke von 1939 aufzunehmen, wodurch er das Werk dazu verurteilte, in der Sekundärliteratur zu Freud fast vergessen zu werden.⁷

Nach meinem Verständnis ist dieses Werk weit mehr als ein vernachlässigter, ja verworfener Rest von Freuds »konventionellen neurologischen Anstrengungen«⁸, wie er sagt.

Es finden sich darin viele Kernpunkte von Freuds künftiger psychoanalytischer Arbeit (Stengel nennt den Sprachapparat den »älteren Bruder des psychischen Apparats«⁹). Freuds Arbeit zur Aphasie dient insbesondere als neurologisches Modell oder Schema, durch das er einige seiner wesentlichen Intuitionen zur Funktion der Sprache bekam – Intuitionen, die es ihm später ermöglichen sollten, sein Verständnis der Strukturen des »psychologischen Traumas«, des Schmerzes oder der Wunde zu entwickeln.¹⁰

⁶ Siehe Freuds Brief vom 21.5.1894 (Nr. 42) in: Sigmund Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ 1887–1904*, ungekürzte Ausgabe, Frankfurt a. M. 21999, S. 67.

⁷ Trotz des Schattendaseins existieren einige interessante Berichte dazu. An erster Stelle sei Greenberg genannt, deren Arbeit *Freud und sein Aphasien-Buch* einen sehr kenntnisreichen und tiefgründigen Bericht über Freuds Buch darstellt, insbesondere über den neurologischen Hintergrund und relevante Kollegen, die Freud erwähnt. Vgl. Valerie D. Greenberg: *Freud and his Aphasia Book*, Ithaca u. a. 1997. Zusätzlich schrieb Anna-Maria Rizzuto Artikel über Freuds Projekt, in denen sie die Bedeutung seiner Arbeit kommentiert und in den Kontext der Neuropsychologie der damaligen Zeit stellt. Vgl. insbesondere Anna-Maria Rizzuto: »Freud's Speech Apparatus and Spontaneous Speech«, in: *International Journal of Psychoanalysis*, 74 (1993), S. 113–127 und Anna-Maria Rizzuto: »Reflections about Freud's On Aphasia and contemporary science«, in: *della Rivista Psiche*, 2 (1997). Eine weitere gute Quelle ist John Forresters erstes Kapitel von *Language and the Origins of Psychoanalysis*, Hampshire u. a. 1980, in dem er eine exzellente Darstellung der Geschichte der Aphasie und ihrer Bedeutung für die psychoanalytische Theorie liefert.

⁸ Zit. nach: Richard L. Schoenwald: »A turning Point in Freud's Life: Zur Auffassung der Aphasien«, in: *Osiris*, 11 (1954), S. 119–126, hier S. 120.

⁹ Erwin Stengel: »Introduction«, in: Sigmund Freud: *On Aphasia*, London 1953, S. xiii.

¹⁰ Sowohl Stengel als auch Rizzuto beziehen sich auf die Bedeutung des Textes zur Aphasie für Freuds späteres Werk, insbesondere seine Traumatheorie (Stengel) und die »Sprech-Heilung« (Rizzuto).

Das Buch – Freud ist das erste Mal alleiniger Autor – wurde nur vier Jahre vor dem bekannteren und viel beachteten »Entwurf einer Psychologie«¹¹ geschrieben. Beide Texte standen unter dem Einfluss von Freuds Arbeit mit Charcot, berücksichtigen ähnliche neuro-psychologische Ausdrücke und kommen auf die komplexe Beziehung zwischen Körper und Geist, Materie und Psyche zu sprechen.¹² Freuds Hauptanliegen im »Entwurf« war es, seine psychologischen Entdeckungen in eine neurologische Theorie zu übertragen (der ursprüngliche Arbeitstitel des »Entwurfs« lautete »Psychologie für den Neurologen«¹³). Dies stellt das Gegenteil des Versuchs in *Zur Auffassung der Aphasien* dar, wo Freud neurologische Befunde anhand einer im Werden begriffenen psychoanalytischen Orientierung untersucht. Diesem Versuch der Übersetzung einer Sprache in eine andere liegt offenbar Freuds spätere Unzufriedenheit mit dem Text zugrunde. Darüber hinaus scheint der Prozess, der mit *Zur Auffassung der Aphasien* begann und sich im »Entwurf« fortsetzte, Freud dazu gebracht zu haben, seine frühere medizinische und neurologische Karriere zugunsten der Entwicklung seiner psychoanalytischen Theorie hinter sich zu lassen.¹⁴

Meine Entscheidung, *Zur Auffassung der Aphasien* und nicht etwa den »Entwurf« zu analysieren, stützt sich auf zwei Begründungen: Erstens setzt Freuds Prozess der grundlegenden Kritik der neurologischen Methodologie mit *Zur Auffassung der Aphasien* ein, und ist dort zweitens in vielerlei Hinsicht sehr viel deutlicher. Im Gegensatz zum »Entwurf«, in dem Freud bereits bestens in seiner Alternative zur Neurologie aufgehoben ist, werden wir in *Zur Auffassung der Aphasien* Zeugen des ursprünglichen Moments der Entwicklung dieser Alternative. Der Wert des Textes liegt darin, dass er uns Freud als nach wie vor der neurologischen Methode verpflichtet zeigt, er allerdings von innen gegen sie anarbeitet. Der Text bietet daher einen Zugang, durch den wir zu Zeugen von Freuds eigenem Konflikt hinsichtlich der neurologischen

¹¹ Erste Erwähnung als »Psychologie für den Neurologen« siehe FN 13: April 1895, September 1895 erscheint die Bezeichnung »Entwurf der Psychologie« in einem Brief an Fließ vom 15.9.1895 (Nr. 73). Der mittlerweile geläufige Titel »Entwurf einer Psychologie« stammt von den Herausgebern Marie Bonaparte, Anna Freud und Ernst Kris von *Aus den Anfängen der Psychoanalyse*, einer ersten deutschen Auswahlgabe der Briefe an Fließ von 1962.

¹² 1888 veröffentlichte Freud auch seine erste Studie zur Hysterie, die sich sowohl auf den »Entwurf« als auch auf *Zur Auffassung der Aphasien* bezieht.

¹³ Sigmund Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ*, Frankfurt a. M. 21999, Brief vom 27.4.1895 (Nr. 63), dt.: S. 128 f.

¹⁴ Solms und Saling bieten ihre eigene Betrachtungsweise der Unterschiede zwischen beiden Texten, wobei sie argumentieren, der »Entwurf« sei überbewertet und *Zur Auffassung der Aphasien* vernachlässigt worden. Vgl. Solms / Saling: »Psychoanalysis and Neuroscience« (Anm. 4), S. 398–401.

Methode und der Art und Weise werden, auf die er sich, allmählich und unter Anstrengungen, vom starken Einfluss seines ursprünglichen neurologischen Werdegangs trennt. Zweitens ist *Zur Auffassung der Aphasien* ein Text, der wie die Störung der Aphasie selbst, gänzlich auf Sprache basiert. Ich behaupte, dass eben dieser Fokus auf das Sprachliche Freud so klar verdeutlichte, warum und wie er sich von seinen frühen neurologischen Einflüssen verabschieden möge.

Der für Freud entscheidende Schlüsselmoment ist der, in dem er begreift, dass der Sprachapparat sich tatsächlichen neurologischen Strukturen und neurologischer Analyse entzieht; womit er eine neue Diskussion über den einzigartigen Charakter des sprachlichen Apparates eröffnet – die sich nur außerhalb des neurologischen Verständnisses führen lässt.¹⁵ Wie ich zeigen werde, ist es nicht ausschließlich die Sprache selber, die zu Freuds Paradigmenwechsel geführt hat, sondern es ist der *pathologische* Zustand der Sprache während der Aphasie, der ihm die Möglichkeit zu dieser Erkenntnis eröffnete. Verwiesen sei hier auf Cassirers kenntnisreiche Diskussion von Sprachpathologie: »Es scheint, daß der eigentliche innere Konnex zwischen der Sprachwelt einerseits, der Wahrnehmungs- und Anschauungswelt andererseits, sich erst dann in voller Deutlichkeit erfassen läßt, wenn das Band, das beide miteinander verknüpft, sich auf Grund besonderer Bedingungen zu lockern beginnt.«¹⁶

Gleich zu Beginn von *Zur Auffassung der Aphasien* legt Freud sein Hauptziel dar, nämlich die vorherrschenden Annahmen hinsichtlich der topographischen Beziehungen zwischen spezifischen Sprachzentren zu kritisieren. Mit anderen Worten: Freud stellt sich gegen die geläufige zeitgenössische Hypothese, eine lokalisierte topographische Struktur beschränke nervöse Funktionen auf anatomisch definierbare Areale, und spezifische Hirnregionen seien für spezifische Sprachstörungen verantwortlich. Indem Freud feststellt, dass diese Idee, die »die gesamte

¹⁵ Im Oktober 1895 schrieb Freud über den »Entwurf« an Fließ und berichtete, er habe den Eindruck, alles füge sich nun schließlich zusammen, und er habe die Verbindung zwischen Gehirn und Geist gefunden: »In einer fleißigen Nacht der verflossenen Woche, bei jenem Grad von Schmerzbelastung, der für meine Hirntätigkeit das Optimum herstellt, haben sich plötzlich die Schranken gehoben, die Hüllen gesenkt, und man konnte durchschauen vom Neurosendetail bis zu den Bedingungen des Bewußtseins. Es schien alles ineinanderzugreifen, das Räderwerk paßte zusammen, man bekam den Eindruck, das Ding sei jetzt wirklich eine Maschine und werde nächstens auch von selber gehen.« (Brief an Fließ [Anm. 13] vom 20.10.1895 [Nr. 78], S. 149.) Jedoch trotz seiner anfänglichen Freude stand er schon einige Monate später seinen diesbezüglichen Gedanken verständnislos gegenüber.

¹⁶ Ernst Cassirer: *Philosophie der symbolischen Formen*, Dritter Teil: *Phänomenologie der Erkenntnis*, Darmstadt ¹⁰1994, S. 242.

neuere Neuropathologie durchdringt« (ZadA, S. 2),¹⁷ verwirft er sie als zu vereinfachend¹⁸ und argumentiert, dass das Festhalten an Versuchen der Lokalisierung auf einer Verwechslung zwischen dem Geistigen und dem Körperlichen basiere.¹⁹ Im letzten Absatz des Buches fasst er seine Kritik zusammen: »Es scheint uns nun, dass hierbei die Bedeutung des Faktors Momentes der Localisation für die Aphasie überschätzt worden ist, und dass wir Recht daran thun werden, uns wiederum um die Functionsbedingungen des Sprachapparates zu bekümmern.« (ZadA, S. 107)²⁰

Was Freud ablehnt, ist die Idee (geäußert von Wernicke und Broca, um nur einige zu nennen),²¹ der zufolge es möglich ist, ein spezifisches Zentrum im Gehirn zu identifizieren, das spezifische sprachliche Fähigkeiten (oder Unfähigkeiten) beeinflusst. Eine derartige Differenzierung einer einzigen gesonderten Hirnregion sei unmöglich, so Freud, solange wir vom Sprachapparat sprächen, der keiner derartigen internen Einteilung unterworfen werden könne. Wie er später im Buch genauer zeigt, sieht Freud Sprache eher als einen integrierten denn als isolierten Apparat, der in seiner Gesamtheit das Gehirn als Ganzes beeinflusst. Er bezeichnet diesen zunächst als »dem Gehirne eingeschriebenes Schema des Sprachvorganges, um nahe zu legen, in welchem Punkte dasselbe zur weiteren Ausarbeitung auffordern musste« (ZAdA, S. 5). Mit anderen Worten: Es kann die neurologische Theorie der Lokalisation nicht vor dem Hintergrund der einfachen Erklärung des Sprachapparates bestehen. Tatsächlich verwarf Freud jegliche Idee eines Zentrums im Zusammenhang mit der Diskussion um Sprache. Ein freier Sprachraum wurde so eröffnet, wie Forrester formuliert, der später in der Literatur zur Aphasie unter dem Begriff »Sprachzone«²² bekannt wurde.

¹⁷ Freud verwendete große Anstrengungen auf die Widerlegung der zeitgenössischen neuro-psychologischen Theorien, wobei es jedoch einen Wissenschaftler gibt, den er mit großer Begeisterung zitiert und der ihm die Grundlagen für seinen Angriff gegen die Lokalisierung bietet. Dieser ist Hughlings Jackson. Freuds Gedanken zu Sprache, Verlust und Verdrängung verdanken sich in vielen Teilen Jackson.

¹⁸ Tatsächlich behauptet Freud, dass keine derartigen »Sprachzentren« existieren und dass der gesamte Sprachapparat sich in der Hirnrinde befinde. Rizzuto zufolge basiert Freuds Kritik teilweise auf der Tatsache, dass die meisten neurologischen Erkenntnisse nicht eigentlich physiologische Daten, sondern eher Artefakte einer Post-Mortem-Pathologie seien. Vgl. Rizzuto: »Freud's Speech Apparatus« (Anm. 7).

¹⁹ Wallesch: »History of Aphasia« (Anm. 4), S. 394.

²⁰ Zu einer kurzen Übersicht der Geschichte von Freuds Beziehung zur Theorie der Lokalisierung vgl. Solms / Saling: »Psychoanalysis and Neuroscience« (Anm. 4), S. 407–409.

²¹ Allgemein wird die Entdeckung der sensorischen Aphasie Wernicke (»Wernicke-Zentrum«), die der motorischen Aphasie Broca (»Broca-Zentrum«) zugeschrieben.

²² Forrester: *Language and the Origins* (Anm. 7), S. 25.

Um diese Behauptungen zu erklären, werde ich mich nun der Erläuterung des Wesens der Aphasie zuwenden. Etymologisch bedeutet Aphasie »keine Sprache«. Sie ist eine der Gruppen von Sprachstörungen, bei denen es zu einem Defekt, der Reduzierung oder dem Verlust der Beherrschung sprachlicher Ausdrucksfähigkeit, der Schreibfähigkeit oder Ausdrucksfähigkeit durch Zeichen kommt – oder zu einem Defekt oder Verlust des Verständnisses gesprochener oder geschriebener Sprache. Typischerweise rührt Aphasie von einer Art körperlichen Traumas her, durch das die Hemisphäre des Gehirns, die für Kommunikation zuständig ist, verletzt wird. Jegliche Krankheit oder Verletzung, die die Sprachareale des Gehirns affizieren, können zur Aphasie führen, obschon der Schlaganfall ihre häufigste Ursache ist. Aphasie betrifft alle Modi der expressiven und rezeptiven Kommunikation, inklusive Sprechen, Schreiben, Lesen, Verstehen und Gestik. Man kann vollständig von Aphasie geheilt werden, jedoch ebenso dauerhafte Sprech- und Sprachschwierigkeiten in unterschiedlichen Schweregraden zurückbehalten.

Die unterschiedlichen Formen der Aphasie, die ich hier nicht im Einzelnen besprechen kann, drücken sich in Unterbrechungen des Sprachflusses aus, in denen nicht erkennbare Ausrufe geäußert werden; in der Unfähigkeit, eine einfache Frage zu verstehen (oder vielleicht zu hören); in der Unfähigkeit, sich spontan sprachlich zu äußern, in Verbindung mit der gleichzeitig vollständig uneingeschränkten Fähigkeit, jegliche Worte zu wiederholen, die an den Patienten gerichtet werden, und laut zu lesen (Heubners Fall); in der fehlerlosen Wiedererkennung eines jeden vor dem Unfall bekannten Objekts in Verbindung mit der gleichzeitigen Unfähigkeit, es benennen zu können (einer von Garsheys Fällen); und in der chronischen und zwanghaften Wiederholung von Wörtern oder Sätzen, die in Verbindung mit dem traumatischen Ereignis stehen (wobei der merkwürdigste Fall der des Schreibers ist, der immer wieder »List complete« (»Liste vollständig«) ausrief, wodurch er zeigte, dass er nur noch diesen einen Satz ausdrücken konnte – in Folge eines Schlaganfalls, der ihn sogleich nach Fertigstellung eines Katalogverzeichnisses getroffen hatte (ZadA, S. 63).

Es ist hier zu beachten, dass die Definition von Aphasie sich nicht nur auf das Sprechen, sondern auch auf ein weiter gefasstes Verständnis des Ausdrucksapparates bezieht. Folglich bezeichnet der Ausdruck nicht bloß die Unfähigkeit, mit Bedeutung versehene Laute hervorzubringen, sondern er bezeichnet auch verschiedene andere kommunikative und assoziative Funktionen, die durch diesen Zustand geschädigt werden. Daher ist es bemerkenswert, dass im gesamten Buch *Zur Auffassung der Aphasien* Aphasie als ein Zustand beschrieben wird, in dem die Sprache

es nicht vermag, zu anderen zu sprechen. Das heißt, der Patient gilt als aphasisch nicht aufgrund seines Unvermögens, Laute hervorzubringen, sondern vielmehr aufgrund der Tatsache, dass der Therapeut in dessen Äußerungen keine Bedeutung zu erkennen meint. Beispielsweise würde ein Patient, der verschiedene Ausrufe äußern und herausschreien kann, die für den Hörer keinen Sinn ergeben, als aphasisch bezeichnet, selbst wenn es eindeutig ist, dass eine Form des Sich-Ausdrückens vorliegt. In einem anderen Fall beschreibt Freud eine Patientin, die ihre individuellen einzelnen Wörter perfekt zu äußern verstand; allerdings war deren Abfolge im Sinne der durch sie beschriebenen Umstände irrelevant (die Patientin erhielt ein Geschenk, und sagte daraufhin: »Da lasse ich mir viel viel Mal alles Mögliche, was Sie nur haben gesehen. Ich danke halt [will] viel liebes Mal, dass Sie mir das Alles gesagt. Na, da danke ich vielmal, daß Sie sind so gut gewesen, daß Sie sind so gütig gewesen.« (ZadA, S. 24) Sie wurde für aphasisch gehalten, obwohl sie ihre Worte eindeutig äußern konnte und ganz eindeutig versuchte, ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen.

Anders gesagt, der aphasische Patient ist eher jemand, der nicht erfolgreich kommunizieren kann, als jemand, der nicht in der Lage ist, sich in irgendeiner Form auszudrücken. Daher reicht es zum Verständnis der Funktion des von Aphasie betroffenen Ausdrucksapparates nicht aus, sich auf die Definition im Sinne bloß des Bedeutens oder Kommunizierens zu beschränken. Vielmehr ist die Bedeutung weiter zu fassen. Es ist ein Ausdruck, der nicht abhängig ist von einem spezifischen Thema, das er zu übertragen sucht, oder von einem verinnerlichten Inhalt, der mitgeteilt werden soll. Es wohnt ihm eine *performative* Qualität inne, ein Ausdruck der Form von Sprache selber, sozusagen. Dieser Ausdrucksapparat bleibt im Laufe der Aphasie intakt; allein die kommunikative Qualität wird beeinträchtigt. Laut Schoenwald war Freuds Arbeitsdefinition in *Zur Auffassung der Aphasien* derart, dass sie unter der Bezeichnung Aphasie die Unterdrückung oder Beschränkung der Ausdrucks- oder Verständnisfähigkeit im Rahmen konventioneller Zeichen fasste.²³

Dieser Punkt ist sehr wichtig. Schoenwald betont die expressive Natur von Sprache mehr als ihre besonderen Sprechfunktionen, da das Problem in der »konventionellen« Eigenheit des Zeichens liege, das durch die Aphasie beeinträchtigt werde – und eben nicht die tatsächliche Fähigkeit des Sich-Ausdrückens. In diesem Sinne bewegt er sich nah an Freuds Verständnis von Sprache – also als einem verbundenen und unteilbaren Apparat, der Wahrnehmung und Verständnis ebenso

²³ Schoenwald: »A turning Point« (Anm. 8), S. 121.

umfasst wie Sprechen und Gestik. Diese »expressive« Bedeutung, die so entscheidend ist für die Perspektive, von der aus Freud Sprache betrachtet, ist der erste und in vielfacher Hinsicht wichtigste Schritt hin zu einer theoretischen Abweichung von seinen zeitgenössischen Kollegen.

Unter »expressiver« Natur der Sprache verstehe ich Sprache nicht bloß als kommunikativen oder bedeutungsgebenden Apparat, sondern als ein weitaus komplexeres System von *Manifestation*. Ein derartiges Verständnis von Sprache erscheint jedoch nicht explizit im Text – es muss aus ihm herausgearbeitet werden. Dies werde ich nun anhand der Frage nach dem Schmerz tun.

Um diese Ansprüche an die expressive Natur von Sprache mit der Debatte über die Lokalisierung im Herzen des Buches zu verbinden, möchte ich den von Freud häufig verwendeten Begriff »Läsion« betrachten. Die Funktion und das Verhaltensmuster von Hirnläsionen (Wunden oder Verletzungen) sind die Grundlage für seinen Widerspruch gegen seine Zeitgenossen. Im Gegensatz zu Wernicke, Lichtheim oder Broca glaubt Freud, dass die Muster des »Verhaltens« und die Funktion der Wunde nicht einfach analysiert oder vorhergesagt werden können. Indem er diese Annahmen verwarf, glaubte Freud, dass die Folgen der Wunde nicht auf ihren ursprünglichen Ort beschränkt bleiben. Das Wesen der Läsion sei eben genau ihre Fähigkeit, das gesamte System zu affizieren – wodurch andere Hirnregionen, die untereinander in Verbindung stehen, beeinflusst würden und damit der gesamte Sprachapparat. Die verwundeten Hirnrindenareale und ihre spezifischen Verortungen könnten daher nur als eine erste Erklärung dienen, um die Folgen der Verletzungen für das Sprachsystem zu erläutern – sie könnten niemals die Gesamtheit der Aphasie erklärend erfassen.

Da es das Wesen der Läsion ist, das Sprachsystem als Ganzes zu affizieren, ist es unmöglich, eine binäre Relation zwischen der Art und der Lokalisierung der Läsion nachzuweisen – und dem spezifischen sprachlichen Defekt. Dies macht das Gesamtbild komplexer als das Modell der Lokalisierung. Die angeblich »einfache« binäre Wirkungsweise, die Wernicke und Broca zwischen Hirnverletzung und sprachlicher Funktionsfähigkeit als direkten kausalen Zusammenhang sahen, wird so durch den Verlauf der Läsion selber untergraben. Sie verhält sich nicht gemäß den Regeln und Ordnungen, die jene in ihr finden.²⁴ Etwas

²⁴ Freud behauptet, die Theorie der Lokalisation habe eine schlechte Gewohnheit entstehen lassen, wie wir über die Funktionsweise von Hirnläsionen denken. Wir erwarten, dass eine Läsion eine ganze Anzahl von Einheiten des Nervensystems komplett zerstören würde, während der Rest intakt bleibt, »weil sie nur dann für unsere Zwecke verwertbar wird«, schreibt Freud (ZAdA, S. 31). Es gibt tatsächlich nur wenige Läsionen, die die

geschieht an der Schnittstelle zwischen der Läsion und dem Sprachapparat – es beginnt ein komplexer Wirkungsprozess, an den der gesamte Sprachapparat gekoppelt ist.

In diesem Zusammenhang spielt Freud auf einen interessanten Kommentar Lichtheims an, den er bezüglich der von ihm so genannten »inneren Sprache« machte, eine Idee, die Freud faszinierte, hatte sie doch das Potential, das Lokalisierungsparadigma zu unterminieren. Lichtheim stellte sich die Frage, »ob motorisch aphasische Personen über die sogenannte ›innere Sprache‹, das Erklingenlassen der Worte, welche sie nicht aussprechen können, verfügen« (ZAdA, S. 20). Freud kritisiert Lichtheims experimentelle Methode, obwohl er zugibt, dass die Idee einer inneren Sprache sehr verführerisch sei, da sie die Annahme unterstütze, dass das spezifische, angeblich begrenzte Hirnzentrum, das verantwortlich sei für die Dysfunktion, nicht zuständig sein könne für die gesamte Tragweite der Sprachstörung. (ZAdA, S. 20)²⁵

Ich glaube, die Idee der inneren Sprache ist bedeutsamer als nur das – sie weist den Weg hin zu einer Untergrabung oder Anzweiflung der Theorie der Lokalisierung. Diese Idee stellt tatsächlich ein Modell dar, das kein klassisch »expressives« ist. Darin umfasst der Geist oder die Psyche einen vom Ausgedrückten komplett unabhängigen Apparat. Unter diesem Blickwinkel ist Aphasie nicht nur ein Zustand, der die normative Funktionsweise des Sprechens oder des Wahrnehmens betrifft (der also verhindert, dass existierender Inhalt sich manifestiert). Es kann gezeigt werden, dass ein weitaus breiterer, allumfassender Apparat vorliegt, nämlich der einer inneren Sprache. Die Wichtigkeit dieser Annahme für Freud ist offensichtlich. Sie hinterfragt die Idee der Lokalisierung und verschiebt den Fokus von der Untersuchung expressiver Gesten hin zu einem breiteren und unbestimmteren Blick auf einen inneren Apparat. Darüber hinaus schafft sie eine Verbindung innerlich nicht zugänglicher Sprache und einem Ausdrucksapparat – sei er nun funktional oder dysfunktional.

Bedingungen, die ihnen in der Theorie der Lokalisierung gestellt werden, erfüllen: eine vollständige Zerstörung von Teilen des Nervensystems bei Intaktbleiben des Rests. Die meisten Läsionen wirken, indem sie *irgendeine* Form von struktureller Beeinträchtigung herbeiführen, und ihre Hauptwirkung liegt in den Störungen, die sie produzieren. Dieses Muster erstreckt sich weit über jegliche topographische Lokalisierung. Vgl. Freud: ZAdA, S. 31–32.

²⁵ Eine interessante Diskussion über das, was er »den Rest der Sprache« nennt, findet sich in Daniel Heller-Roazen: *Echolalia*, New York 2005, S. 133–147. Dieses Thema der Reste der Sprache lässt sich mit der inneren Sprache verbinden, obschon Roazen diese Verbindung nicht explizit macht.

Tatsächlich legt die Idee einer inneren Sprache Folgendes offen: Statt eines wesentlichen Verbundenseins, das sich in einer spezifischen topographischen Verbindung manifestiert, durch die eine bestimmte »innere« Läsion eine festgelegte »äußere« Fehlleistung im Ausdruck hervorruft, zeigt sich etwas völlig anderes. Was Freud interessiert, ist die grundlegende »Unverbundenheit« zwischen dem inneren Apparat und seiner expressiven Manifestation. Die Tatsache, dass dort etwas Inneres ist – ein bestimmter »Inhalt«, der direkt zur Wunde hinführt, und dessen vollständiger Unverbundenheit mit dem äußerlich Betrachtbaren der Sprache. Die Frage stellt sich, inwieweit es eine »reale« Unverbundenheit gibt – oder eben einen Ausdruck des Inneren. Oder – mag man hinzufügen – in welcher Form werden wir Zeugen eines Ausdrucks, nicht eines inneren Inhalts, sondern der *Unverbundenheit selber*? All diese Möglichkeiten enthalten keinen Fall, in dem die innere Wunde und / oder die innere Sprache vollständig verschwinden. Sie finden ihren Weg in die Sprache, positiv oder negativ.

Wichtig ist, dass Freud diese Behauptungen mit der Tatsache verknüpft, dass der *Sprachapparat* affiziert wird. Mit anderen Worten: Wäre es eine Verletzung, die beispielsweise die Fähigkeit zu sehen oder zu gehen affizierte, so wäre der Fall einfacher. Die Anatomie des Sprachapparates hat im Vergleich zu anderen anatomischen Gebilden im Gehirn eine einzigartige Struktur: Er wird nicht ausschließlich für die Sprache genutzt. Diese Tatsache drückt sich in den verschiedenen Formen von Aphasie aus. Seine unterschiedlichen Durchgänge teilt er sich mit anderen Sinnesfunktionen; zur Hirnrinde bringt er Informationen ebenso wie andere Sinneseindrücke der Muskeln, die im Rahmen der Sprechfunktion eine Rolle spielen.²⁶ Dieser kompakte Apparat mit seinen engsten inneren Verbindungen zwischen den ihn ausmachenden Teilen steht im scharfen Kontrast zum Atomismus, der dem damals zeitgenössischen neurologischen Diskurs zugrunde liegt. Die Versuche der Atomisierung oder Lokalisierung können das integrale Wesen der linguistischen Struktur tatsächlich verwässern oder sogar zerstören und somit ein wirkliches Verstehen der Aphasie verhindern. In diesem Sinne verstellt die neurologische Terminologie das Verständnis der Sprachstruktur selbst.²⁷

Zusammenfassend sei angemerkt, dass Freuds Widerstand gegen den neurologischen Diskurs wichtig ist für die Rechtfertigung einer psychoanalytischen Agenda. Wären wir in der Lage, fehlerfrei jede psychische

²⁶ Vgl. Rizzuto: »Freud's Speech Apparatus« (Anm. 7), S. 115–116.

²⁷ Vgl. Schoenwald: »A turning Point« (Anm. 8), S. 125.

Funktion in einem bestimmten Areal der Hirnrinde zu lokalisieren, so wäre Psychologie eine einfache Sache. Freud erhält Unterstützung durch die Erscheinungsformen der Aphasie, was insgesamt die Unhaltbarkeit der Theorie der präzisen Lokalisierbarkeit erklärt. Die Erscheinungsformen der Aphasie belegen, dass eine Lücke zwischen psychischem Geschehen und den physiologischen Erklärungen klappt; oder mindestens gibt es keinen eindeutig belegbaren kausalen Zusammenhang zwischen beiden. »Zur Auffassung der Aphasien« gab also Freud die Freiheit, seine Psychoanalyse zu erschaffen – befreit von physiologischen Erwägungen (die er als unzulänglich entlarvte).²⁸

II. Schmerz

Zurückkommend auf den häufigen Gebrauch des Ausdrucks »Läsion« im Text, ist es interessant, über die Art nachzudenken, auf die diese innere Wunde angelegt ist und insbesondere über die Art, auf die sie den Sprachapparat affiziert. Erstens beschreibt Freud hier physische Läsionen, nicht etwa psychologische. Diese Läsionen sind Wunden oder Verletzungen, die an verschiedenen Geweben und Hirnregionen durch ein physisches Trauma verursacht wurden – so beispielsweise durch den Schlag mit einem Knüppel oder durch einen Schlaganfall. Diese rein physische Natur der Wunde wird durchgehend betont: zunächst durch Beschreibungen des tatsächlichen Geschehens der körperlichen Verletzung des Gehirns (Verletzung durch eine Maschine oder einen Autounfall). Zweitens werden die Form und die Lage der Verletzung in den meisten Fällen post mortem identifiziert – also anatomisch genau eingeordnet.

Andererseits unterstreicht Freud, wie bereits erwähnt, fast schon hartnäckig, dass trotz der physisch festgelegten Verortung der Wunde der Wirkungskreis und -grad ihrer Folgen nicht abgegrenzt werden können. Daher können also Sprach- oder »linguistische« Zentren im Gehirn nicht eingegrenzt werden. Dies ist Freuds gewagteste Behauptung im ganzen Buch: Die Tatsache, dass Sprache nicht abgegrenzt und die Folgen der Läsion nicht genau lokalisiert werden können. Indem er also zeigt, dass das Modell der Lokalisierung nicht trägt, muss Freud nach alternativen, nicht-physischen Modellen suchen, um sein Verständnis von Sprache zu vertiefen.

²⁸ Ebd.

Einer der spannenden Aspekte der Berichte über Aphasie im Buch ist die einerseits vorgenommene Betonung der stark physischen Natur der Verletzungen, die völlig außer Zweifel steht; andererseits jedoch haben wir es mit der vollständigen *Abwesenheit von Gefühltwerden* dieser Wunde zu tun, was die Präsenz der Wunde in Frage stellt. Als Freud zahlreiche Geschehen von Verletzungen und Formen von Läsionen in *Aphasie* beschreibt, erwähnt er in diesem Zusammenhang nichts, was auf Affekte schließen lässt. Das heißt, weder Schmerz noch Gefühl werden genannt.²⁹ Die inneren Wunden, die durch die Aphasie entstehen, entziehen sich dem Bewusstsein vollständig. Der Befund Aphasie stellt daher einen Sonderfall einer rein physischen Wunde dar, die keinerlei Auswirkungen auf unser affektives Wesen hat.³⁰

Im »Entwurf« stellt Freud eine interessante Behauptung auf. Er schreibt, sämtliche Einrichtungen von biologischem Charakter hätten immer etwaige Grenzen ihrer Wirksamkeit, und darüber hinaus seien sie unwirksam. Diese Unwirksamkeit manifestiert sich in Erscheinungsformen an der Grenze zum Pathologischen – beschreibbar als normale Prototypen des Pathologischen. »Gibt es eine Erscheinung, die sich zur Deckung bringen lässt mit dem Versagen dieser Einrichtungen? Ich glaube, es ist der *Schmerz*.«³¹ Hier also behauptet Freud geradeheraus, Schmerz unterminiere biologische Einrichtungen. Mehr noch, er bringe sie zum Versagen. Was der Befund Aphasie hier liefert, ist ein Modell, das auf der Grundlage dieses Versagens funktioniert (oder, man mag sagen, dysfunktioniert): ein System aus *schmerzlosen Wunden*.

An diesem Punkt stellt sich eine entscheidende Frage: »fühlen« aphasische Patienten ihre Störung? Ist ihnen die Störung ihres Ausdrucksapparates bewusst? Nach Betrachtung der Fälle, die Freud in seinem Buch präsentiert, scheinen die meisten Patienten ihren Zustand nicht wahrzunehmen. In einem Fall, dem der »Wort-Taubheit«, in dem Patienten Sprache wahrnehmen (»worttaub ohne taub zu sein« (ZAdA, S. 71), jedoch nicht zu verstehen in der Lage sind, ist es eindeutig so, dass keinerlei Wahrnehmung über den Zustand vorliegt. Der Patient erwidert die ihm gestellten Fragen, aber die Erwiderung passt nicht zur gestellten Frage, und es ist daher deutlich erkennbar, dass sich der Patient seines Zustands nicht bewusst ist, sondern vielmehr einfach

²⁹ Es ist interessant, dass Freud während der Zeit zwischen 1882 und 1885, als er im Wiener Allgemeinen Krankenhaus arbeitete, einen klinischen Bericht schrieb über einen Mann, der das Schmerz- und Temperaturempfinden verloren hatte.

³⁰ Es muss hier angemerkt werden, dass sämtliche neuro-physiologischen Prozesse unbewusst sind, selbst wenn sie bewusste Erfahrungen hervorrufen.

³¹ Sigmund Freud: »Entwurf einer Psychologie«, in: ders.: *GW*, Ergänzungsband, Frankfurt a. M. 1987, S. 315.

funktioniert, und zwar auf eine Art, die ihm vollständig natürlich und angemessen erscheint (ZAdA, S. 71).

Es gibt lediglich eine Form der Erwiderung, die ich im Text finde, die mit »Gefühl« beschrieben werden könnte – und auch das nur mit Einschränkungen. Einer von Hammonds Fällen (von 1868 bis 1869), die Freud zitiert, beschreibt einen Mann, der in einem Steinbruch arbeitete und der von einer Maschine einen Schlag gegen die linke Kopfseite erhalten hatte. Der Patient erschien intelligent, verstand alles, was man ihm sagte und »machte die verzweifeltsten Anstrengungen selbst zu sprechen, brachte aber nie andere Worte als »ja« und »nein« heraus.« (ZAdA, S. 28) Die Frustration, die Hammonds Patient erfährt, ist die einzige Anspielung auf ein Gefühl, das wir als eine Art Ersatz für Schmerz ansehen können. In allen anderen Fällen kreisen die Beschreibungen um die Störung der tatsächlichen sprachlichen Funktionen, ohne eine Darstellung des Patienten und der Wirkungen der Situation auf ihn zu liefern.

Wir könnten an diesem Punkt fragen, wohin die Komponente der Entladung des Schmerzes verschwunden ist. Es ist, als sei etwas auf dem Weg verloren gegangen: Es gibt kein Gefühl und keine Entladung – jedoch berührt uns die Wunde auf irgendeine Art – tatsächlich auf eine sehr bedeutsame Art.

Die Schmerzlose Wunde, diese angeblich nicht empfundene Verletzung, hat eine akute Wirkung. Sie wirkt schädigend auf einen der fundamentalsten und komplexesten Apparate des menschlichen Systems, die Sprache. Es ist, als absorbiere und verinnerliche die sprachliche Sphäre selbst den Schmerz; nur dank dieser besonderen Verbundenheit zwischen Schmerz und Sprache wird eine Veränderung gefühlt und empfunden, entzieht sich etwas dem normativen Funktionieren, und dieser Defekt hängt direkt und kausal mit der Wunde zusammen. Ich komme damit zurück auf meine früher geäußerte Ansicht über die expressive Natur der Sprache und stelle hier fest, dass der *Sprachapparat die Wunde ausdrückt* und dass darüber hinaus dieser Ausdruck tatsächlich eine Form des Schmerzempfindens des Individuums ist. Anstelle eines *Schmerzempfindens oder -gefühls* rufen die Wunden ein *Versagen* der Sprache, des Ausdrucks hervor. In diesem Sinne denken wir nicht an archetypische Formen der Äußerung von Schmerz – Schreie, Stöhnen oder sogar seine wörtliche Beschreibung. Stattdessen haben wir es hier eher mit einem komplexen System zu tun, das dem fehlenden Schmerz, der schmerzlosen Wunde einen Ausdruck verleiht, der sich in der dem System eigenen Dysfunktion manifestiert.

Im Fall der Aphasie fehlt die unmittelbare Verbindung zwischen Wunde und ihrem Gefühltwerden – es gibt kein Gefühl des Schmerzes.

Jedoch ist der Schmerz trotzdem manifest, diesmal nicht in einem Schrei freiwilliger oder unfreiwilliger Natur, sondern in einer funktionalen Form. Der Ort des Ausgedrücktwerdens bleibt derselbe. Er ist nach wie vor Sprache, aber diesmal kann der Modus der Manifestation nicht als durch einen Schrei oder ein Stöhnen ins Extreme gestoßene Sprache bezeichnet werden. Stattdessen zerstört Sprache ihre gewöhnliche Funktionalität – und bringt sie selbst zum Schweigen. Anfänglich im Vergleich zum Aufschrei unerkennbar, ist diese Dysfunktion als Ausdruck der fehlenden Wunde umso stärker. Sie affiziert die Aktivität des gesamten sprachlichen Apparates, eines Apparates, den Freud als einen der weitreichendsten und allumfassendsten überhaupt sieht.

Wenn wir nun zu Freuds Forschungszielen am Anfang des Buches zurückkehren, so können wir erkennen, dass ein Eintreten für das holistische und nicht lokalisierbare Wesen von Sprache einen Bedeutungszuwachs erfährt. Der Sprachapparat legt die Wirkungen seiner inneren Wunden offen zutage, und er tut dies nicht in Form der Verortung oder sogar der Lokalisierbarkeit, sondern auf das gesamte Gehirn erfassenden Wegen, so dass nicht nur das Sprechen, sondern auch das Hören und die Wahrnehmung betroffen sind (Freud zufolge integrale Bestandteile des Sprachapparates).

Die Läsion erfasst uns nicht durch Schmerz, hat jedoch Folgen anderer Art: Sie führt zu einem Versagen der Sprache selbst. Es kann hier behauptet werden, dass das Versagen der Sprache, ihr Stolpern und ihr häufig grundlegendes Auseinanderfallen nicht etwa die Wunde im Gehirn, die den Sprachapparat affiziert, offen legen, sondern eine *Wunde in der Sprache selbst*. Der Schmerz der Wunde manifestiert sich also nicht im Leiden des Individuums an der Verletzung, sondern in seiner Sprache – in dem *Körper seiner Sprache*, in seinem Ausdrucksapparat, der nur um die Verletzung herum wirksam wird. Wie Funktionen gestört werden und Verbindungen zusammenbrechen, weist hin auf ein inneres Auseinandergerissenwerden innerhalb des Sprachapparates selbst. Daher unterstelle ich, dass Sprache für Freud einen starken somatischen Faktor beinhaltet und somit weniger ein rein mentales Ideen- und Bedeutungssystem ist. Und wie Thomas Mann in seiner Rede zu Ehren von Freuds achtzigstem Geburtstag sagte, können wir nur durch Krankheit das Wesen des Normativen enthüllen³² – oder im Fall der Aphasie: Nur durch das Denken der Pathologie der Sprache kann Freud ihr eigentliches Wesen offenbaren.

³² Thomas Mann: »Freud und die Zukunft«, in: ders.: *Gesammelte Werke*, Berlin 1955, Bd. X, S. 499–523. In diesem Teil der Rede beschreibt Mann Nietzsche und Freud und behauptet eine Affinität zwischen beiden, was die Rolle von Krankheit, Leiden und

III. Trauma

Ich habe vorhin angemerkt, dass das Buch *Zur Auffassung der Aphasien* nicht als Randerscheinung, als frühreif oder gar als rein technisches Projekt verworfen werden möge, da seine Bedeutung für Freuds Arbeit sehr groß ist. Hier komme ich zu den diese Sicht am stärksten stützenden Punkten. Die spezifische Dysfunktion der Sprache bei Aphasie legt eine Gesamtheit offen, eine Assoziation und Vereinnahmung, die parallel zu psychologischen Ereignissen und Vorgängen ablaufen, derer sich niemand voll bewusst sein kann. Aphasie ist also eine *physiologische* Störung, die eins zu eins die Art und Weise als Modell vorgibt, wie Freud über das *psychologische* Trauma denkt. In diesem letzteren Feld, in dem er sich wohler zu fühlen scheint, wendet er sicher und gekonnt seine therapeutischen Modelle an. Die Alternativen, die er in seiner Kritik an der neurologischen Lösung vorschlägt, bahnen sich ihren Weg in seine Betrachtung des psychischen Traumas.

Trauma, vom griechischen Begriff *τράυμα* (>trauma<) stammend, was »Wunde« oder »Verletzung« bedeutet, ist in Medizin und Chirurgie altbekannt und wird für gewöhnlich somatisch verstanden. Der Begriff leitet sich her von »durchbohren« oder von einer Form der Verletzung, die ein gerissenes Hautgefäß nach sich zieht und von einer äußeren Gewalteinwirkung herrührt, die den Organismus als Ganzen in Mitleidenschaft zieht. Die psychoanalytische Diktion hat diesen Begriff übernommen, um damit solche Traumata der Psyche zu beschreiben, die von drei Haupteigenschaften gekennzeichnet sind: die Vorstellung eines gewalttätigen Schocks, die Idee einer Wunde und die Forderung, dass diese Wunde den gesamten Organismus in Mitleidenschaft zieht.³³ Alle drei Eigenheiten lassen sich identisch sowohl bei Aphasie als auch bei psychologischem Traumata finden.

Freud stellt das Trauma als ein abwesendes Ereignis dar; als eine Erfahrung, die aufgrund ihrer Intensität und überwältigenden Wucht zu mächtig ist, als dass sie auf die normale nicht-pathologische Weise verarbeitet werden könnte. Sie lässt sich nicht vollständig ins Bewusstsein integrieren und bleibt als Störung der normalen Funktion des mentalen Apparates doch stets präsent. Da die Erfahrung nicht verarbeitet wird, jedoch stets hartnäckig präsent bleibt, wird sie zur beständigen Zeugin ihrer eigenen Vergesslichkeit. Da sie sich als wohlbekannte Struktur

deren Beziehung zur Wahrheit angeht. Freud stellt an verschiedenen Stellen ähnliche Behauptungen auf.

³³ Jean Laplanche/Jean-Bertrand Pontalis: *The Language of Psychoanalysis*, New York u. a. 1973, S. 456–466.

ingerichtet hat, erhebt die traumatische Erfahrung immer wieder ihr Haupt aus der Tiefe des eigenen Vergessens, da sie nicht schweigen will. »Was zurückkehrt, um das Opfer heimzusuchen«, schreibt Caruth, »ist nicht bloß die Wirklichkeit des gewaltsamen Ereignisses, sondern auch die Wirklichkeit des Wie, mit dem seine Gewalt bisher noch nicht voll erkannt worden ist.«³⁴ Die Abwesenheit des Ereignisses und die Unfähigkeit, es zu integrieren, sind also für die traumatische Struktur entscheidend.

Die eminente Bedeutung der Aphasie für das Verständnis von Freuds Übergang von seiner frühen neurologischen Periode zu seiner späteren Arbeit im Rahmen der Psychoanalyse lässt sich erhellend belegen an einem Vergleich zwischen Freuds Verständnis der aphasischen Störung einerseits und des psychischen Traumas andererseits. Diesem Vergleich nähere ich mich von zwei Positionen aus an: 1.) Freud sieht sowohl Aphasie als auch psychologisches Trauma als Beispiele für Fälle, in denen eine Verletzung nicht direkt und unmittelbar gefühlt wird, die jedoch trotzdem starke Symptome hervorruft. 2.) In beiden Fällen sehen wir – in unterschiedlicher Ausprägung – die Frage oder das Problem der Lokalisierung als dominierend bestätigt.

Zunächst möchte ich das Trauma als eine *Schmerzlose Wunde* bezeichnen. Es ist ein Nicht-Ereignis, ein abwesendes Geschehen, analog zum Wie, mit der die Hirnläsion Aphasie erzeugt und dabei hinsichtlich der Affekte abwesend ist. Da sie nicht empfunden wird, ist sie nicht Teil der dem Patienten bewussten Welt; trotzdem affiziert sie seine anderen Apparate voll und ganz: im ersten Fall den Sprach-, im zweiten den psychologischen Apparat. Die Komplexität des sprachlichen Apparates, wie sie Freud in seinem Buch präsentiert, und ihm zufolge die Unmöglichkeit, diesen im Rahmen eindeutiger topographischer Theorien abzugrenzen, sind ähnlich gelagert wie die Wirkungsweisen des psychologischen Traumas auf die Psyche. In beiden Fällen strahlt die fehlende Wunde keinen Schmerz aus – wenigstens nicht direkt – und in beiden Fällen manifestiert sich die »Entladung« des Schmerzes anderswo, in Form von Symptomen, und zwar so, dass diese zeitweise weit entfernt von der tatsächlichen Wunde erscheinen.

Eines der Schlüsselcharakteristika des Traumas ist die stete Wiederholung im Kern ihrer Struktur: die immer wiederkehrenden Alpträume der Soldaten, das Wiedererscheinen der traumatischen Rückschau und die sich wiederholende Unfähigkeit, diese einzudämmen. Bei Hysterie,

³⁴ Cathy Caruth: *Unclaimed Experience: Trauma, Narrative, and History*, Baltimore u. a. 1996, S. 6.

einer dem Trauma verwandten Neurose, ist die sich wiederholende Äußerung dominierend: ein Satz oder Wort, ständig durch den Patienten wiederholt; ähnlich wie bei dem erwähnten Angestellten, der immer wieder denselben Satz äußert: »Liste vollständig.« Dieses »Sprachversatzstück«, dessen Bedeutung aus jeglichem Kontext gerissen wurde, blieb abgelöst von seinem ursprünglichen, mit Bedeutung geladenen Umfeld, dazu verdammt, stetig wiederholt zu werden und so auf das physische Trauma hinzudeuten, welches es in Gang setzte. Bemerkenswerterweise manifestiert sich das Trauma im *Funktionieren* der Sprache und nicht notwendigerweise in ihrem Gehalt. An der Schnittstelle zwischen Trauma und Aphasie finden wir fehlgeleitete, sich wiederholende Sprache, die symptomatisch eine andere, abwesende Wunde manifestiert – sei sie physiologisch oder psychologisch.³⁵

Eine wichtige Unterscheidung zwischen Trauma und Aphasie muss hier vorgenommen werden: Beim Befund der Aphasie führt die Wunde aus einem neurologischen Grund zu keinerlei Schmerz – es gibt keine Schmerzwahrnehmung im Gehirn. In Falle des Traumas fehlt der Schmerz, nicht weil er nicht gefühlt wird, sondern im Gegenteil, weil er zu schmerzhaft ist, als dass er gefühlt werden könnte, und weil sein Empfundensein ganz direkt den gesamten psychischen Apparat bedroht. Die Tatsache, dass der Schmerz nicht gefühlt wird, bezieht sich in einem Fall auf sein Fehlen und im anderen auf sein exzessives Wesen.³⁶

Aus der Sicht des Patienten sind als erstes die Folgen der Wunde nachweisbar, da ja die Wunde selber nicht gefühlt wird und unbewusst ist. Dies ist wiederum eine der archetypischen peripheren Wunde entgegengesetzte Struktur, in der die Wunde den Schmerz hervorruft und ihm, zeitlich gesehen, vorausgeht. Im Falle des Traumas sehen wir die Wunde selbst nicht, wir fühlen sie auch nicht; das Einzige, dessen wir »habhaft« werden, sind ihre Auswirkungen: die Störung. Der Patient be-

³⁵ Zur Beziehung zwischen Hysterie und Aphasie durch das Konzept der Wiederholung vgl. Forrester: *Language and the Origins* (Anm. 7), S. 200 ff.

³⁶ Freud bezieht sich im Einzelnen auf die enge Verwandtschaft zwischen physischen und mentalen Schmerzen. In seinem »Manuskript G« schreibt er, dass »es nicht umsonst sein könne, daß der allgemeine Sprachgebrauch den Begriff des inneren, mentalen Schmerzes geschaffen hat und dabei das Gefühl von Verlust eines Objekts als gleichbedeutend mit körperlichem Schmerz behandelt hat.« Und in »Hemmung, Symptom und Angst«: »Es ist bekannt, daß wir, bei Schmerzen in inneren Organen, räumliche und andere Vorstellungen von solchen Körperteilen bekommen, die sonst im bewußten Vorstellen gar nicht vertreten sind.« (Sigmund Freud: »Hemmung, Symptom und Angst«, in: ders.: *GW*, Bd. 14, Frankfurt a. M. 1963, S. 204.) Greenberg schreibt, Freud scheine den Begriff Aphasie bei der Diskussion ihrer »funktionalen« Aspekte als Querschnittsausdruck zu nutzen, der Körper und Psyche überschreitet und verbindet. Vgl. Valerie D. Greenberg: *Freud and his Aphasia Book*, Ithaca u. a. 1997, S. 95.

schwert sich daher über die Folgen der Wunde, ohne sie mit irgendetwas in Verbindung zu bringen, dessen er sich bewusst ist (das traumatische Ereignis), was als abwesende Quelle funktioniert. Er kann lediglich die Symptome ausdrücken.

Der zweite Vergleichspunkt ist die Rolle, die die Verortung in beiden Fällen spielt. Freud ist klar, dass eine innere versteckte Quelle am Ursprung dieser ausgedrückten Symptome liegt, und seine Anstrengungen zielen darauf, diese verborgene Quelle zu entdecken, das Trauma. Für Freud jedoch ist, im Gegensatz zur Behandlung durch die Neurologie von physischen Traumata, die zur Aphasie führen, die Identifizierung der Läsion nur der erste Therapieschritt. Selbstverständlich, so ließe sich einwenden, sind physische und psychische Traumata grundverschieden, ebenso wie ihre Behandlung. Allerdings scheint Freud mit seiner Kritik an der Neurologie, die lediglich *sprachliches* Versagen behandelt, vollständig Recht zu haben – denn für Freud ist Sprache nicht bloß physisches Element, und auch andere physiologische Phänomene können nicht mit einem spezifischen lokalisierten Organ erklärt werden.

Es ist am Psychoanalytiker – die Rolle, die Freud für den Rest seines beruflichen Lebens auf sich nehmen wird –, die fehlende Wunde zu identifizieren, die sozusagen »hinter« den Symptomen lauert, um so den Symptomen ihre Bedeutung zu geben. Wenn der Neurologe das sprachliche Versagen mit einem bestimmten Hirnzentrum verbindet, dann identifiziert der Psychoanalytiker die Quelle des störenden Symptoms als mit einer gänzlich anderen und – das ist wichtig – *fehlenden* Wunde im Zusammenhang stehend. Die Abwesenheit des traumatischen Geschehens im Bewusstsein ist eines der von Freud besonders betonten Hauptmerkmale, und es geht dabei nicht nur um eine Abwesenheit von der Erinnerung oder dem Bewusstsein – sie wird auch begleitet von einer entscheidenden Abwesenheit des Schmerzes oder Empfindens jedweder Form, was die tatsächliche Erfahrung angeht. Wie Freuds Traumatheorie wiederholt hervorhebt, kann das ursprüngliche Traumageschehen niemals rekonstruiert oder zurückgeholt werden. Sein verspätetes Wesen bleibt auch seinem Wiederauftreten inhärent. Tatsächlich ist ein Trauma niemals ein ursprüngliches Geschehen, da jeder solcher Ursprung schon bereits einen verspäteten und gestörten Charakter hat. Der Fall der Aphasie ist in diesem Sinne ein extremer Sonderfall, denn hier zählen für den Neurologen alleinig das ursprüngliche Geschehen und das exakte Wie der aufgetretenen Verletzung.

Hinzu kommt, dass, wenn der Neurologe die Wunde heilen will – sie also zum Verschwinden bringen will – dann kämpft der Psychoanalytiker darum, die Wunde – Trauma – umso präsenter zu machen. In

Freuds späteren Werken zum Thema Trauma wird deutlich, dass nur im Falle der vollen Bewusstwerdung und Integration der traumatischen Erfahrung der Patient von der pathologischen Störung seines psychischen Apparates geheilt wird. Bei der somatischen Therapie der Aphasie geht es also um den Versuch, sich der Wunde zu entledigen. In der Psychoanalyse – sich durch ihre Anwesenheit hindurchzuarbeiten und sie zu verstärken.

Freuds strenge Kritik der neurologischen Theorie des Lokalisationsismus sowie sein Bestehen auf dem nicht lokalisierbaren Wesen des sprachlichen Versagens, das aus der aphasischen Wunde folgt, fließen interessanterweise im psychologischen Trauma in eins zusammen. Wie wir gesehen haben, ist der Ausgangspunkt für Freuds Kritik in *Zur Auffassung der Aphasien* die Theorie der Lokalisierung, die er so grundlegend widerlegt. Indem wir jedoch seine spätere Traumatheorie untersuchen, finden wir überraschenderweise keine Widerlegung dieser Idee, sondern vielmehr ihre Revidierung. Anstatt die Idee der Lokalisierung als das Herzstück der Heilung von Aphasie zu verwerfen, wie es dank seiner Traumatheorie zu erwarten wäre, nimmt sich Freud tatsächlich ganz ihrer an, verändert sie jedoch dabei durch und durch. Bei einem Trauma gibt es, anders als bei Aphasie, keine physische oder räumliche Verortung mehr, sondern eine zeitliche. Und weiter: Diese Art der Lokalisierung entwickelt sich zu einer Re-Lokalisierung oder Re-Positionierung des ursprünglichen traumatischen Geschehens, da, wie ich erwähnte, das Wesen des Traumas in eben der Unfähigkeit begründet liegt, sich lokalisieren oder sich von seinem ursprünglichen Auftreten her rekonstruieren zu lassen.

Indem ich also zurückkomme auf das, was ich vorher als *schmerzlose Wunde* bezeichnet habe, lässt sich nun behaupten, dass Schmerz in der Tat nicht fehlt; er manifestiert sich bloß anderswo und andersartig. Was fehlt, ist die Verbindung zwischen Wunde und ihrem Schmerz, der kausale Zusammenhang. Mit der bisher verwendeten Terminologie können wir sagen, dass es das Bestreben sowohl des Therapeuten als auch des Neurologen ist, den Finger auf diesen abwesenden Schmerz zu legen und somit auf die Lokalisierung der inneren Wunde, mit anderen Worten: die Wunde zurück in den Blick zu bringen. Dies ist einfach eine Umschreibung für die Integration des Traumas ins Bewusstsein, so dass es erneut zu fühlen ist.

Eine wesentliche Frage bleibt. Warum habe ich mich auf die Aphasie als mein Modell für die schmerzlose Wunde konzentriert? Wir können sicher andere Fälle finden, in denen innere Wunden oder Läsionen nicht direkt empfunden werden, sie uns jedoch trotzdem vielseitig in

Mitleidenschaft ziehen. Zahlreiche innere Erkrankungen können dabei in Betracht kommen, ebenso wie andere Formen von Hirnverletzungen, die nicht die Sprache affizieren, sondern zu Blindheit oder zu anderen körperlichen Einschränkungen führen – es fehlt auch bei ihnen das Empfinden für den Schmerz der Wunde. In welchem Sinne ist Sprache ein Sonderfall?

Freuds Interesse an der Aphasie gründet sich, wie ich glaube, hauptsächlich darauf, wie sie eine Schnittstelle zwischen Sprache und Körper bildet. Im Gegensatz zu anderen, rein physischen Behinderungen, sticht die Pathologie der Sprache hervor. Einerseits steht ihre Störung im Rahmen der Aphasie in deutlichem Zusammenhang mit der physischen Wunde; andererseits steht fest, dass Sprache kein Apparat ist, der sich rein über physische und medizinische Begrifflichkeiten fassen lässt. Freud untergräbt die neurologischen Erklärungsmodelle (insbesondere die Theorie der Lokalisierung) und führt so die Idee ein, dass Sprache, sei sie nun normativ oder gestört, nicht rein physisch ist. Fest steht, dass wir, um wahrzunehmen, zu hören und Laute hervorzubringen, von unseren körperlichen Organen abhängig sind, die an einem rein physischen Vorgang teilhaben. Es ist jedoch ebenso offensichtlich, dass diese nicht das Wesen der Sprache erfassen können, weil diese ja eben eine mentale und psychologische Vereinnahmung des physischen Inputs umfasst. Weiterhin kann behauptet werden, dass Freud sich selber zwischen einem rein materialistischen Verständnis von Sprache (dem neurologischen Standpunkt) und einer rein geistigen Konzeption von Sprache verortet. Obschon angezogen durch die physische Natur von Sprache, versteht er zugleich, dass diese Erklärung nicht ausreichend ist.

Hiermit komme ich zu dem, was ich mit dem »expressiven« Verständnis von Sprache bezeichnet habe. Indem wir Sprache als Ausdruck verstehen und nicht bloß als einen Apparat, der alleinig Sprechen oder Wahrnehmung umfasst, erkennen wir, dass Freuds Wahl der Aphasie nicht rein zufällig erfolgt. Ebenso wenig ist es ein Zufall, dass sein Text über diesen Zustand in vielerlei Hinsicht die Grundlage für die Transformation seiner Interessen hin zu rein psychologischen darstellt. In der Aphasie findet Freud ein Modell, in dem eine innere traumatische Verletzung die Kraft hat, einen derart großen und allumfassenden Apparat wie den der Sprache zu erfassen – unsere Ausdrucksmittel. In diesem expressiven System identifiziert er die Komplexität, mit der die Wunde ihre Manifestation erreicht, in welcher das Physische an das Psychische heranreicht. Nirgends – außer im Sprachapparat – kann eine derartige Ausdruckskraft so komplex und allumfassend sein. Die Vereinnahmung – man mag sogar von Verkörperung des physischen

Gedächtnisses der Wunde sprechen – ist ein perfektes Modell, mit dem sich psychologische Traumata verstehen lassen.

Der Ort des Sprechens im Laufe der Therapie und, darüber hinaus, im anfänglichen Bericht über die Symptome spielt auch eine entscheidende Rolle. Der aphasische Patient wird seiner Symptome gewahr, dem Nicht-Funktionieren seiner eigenen Sprache, und dies *vor* einem Problem-»Bericht« oder sogar an dessen Stelle. Die Symptome des an Aphasie Erkrankten lassen sich *nur* im Funktionieren der Sprache selbst enthüllen, in ihren Defekten, ihrem Nicht-Funktionieren und Versagen – eher als in ihrem Inhalt. So wird Sprache zum Ort der einzig möglichen Ausdrucksform und – man mag ergänzen – zur Zeugin ihres eigenen inneren Zusammenbruchs.

Dies findet sich als klar erkennbares Echo in der Rolle wieder, die Sprache und Worte im psychoanalytischen Prozess spielen. Schon im »Entwurf« befasste Freud sich mit der Funktion von Sprache im geistigen Apparat, in Wahrnehmung und Gedächtnis und insbesondere in ihrer Rolle im Laufe des bewussten Erkennens geistiger Inhalte. Freuds Folgerung lautete, Sprache sei die einzig verlässliche Quelle des Wissens um den geistigen Zustand des Patienten, da das Unbewusste selber niemals zugänglich sei. In dem von Freud später, eine geniale Eingebung seiner Patientin Anna O. aufgreifend, als »Talking cure« bezeichneten Bericht sind, so lesen wir über Anna O., Worte der einzige Weg für die Patientin, ihre Symptome zu offenbaren. In »Studien über Hysterie« sind Freud und Breuer erstmals Fürsprecher der These, der zufolge Symptome nicht nur in der Sprache offenbar werden, sondern zusätzlich über das Potential verfügen, durch ihren Ausdruck in Form von Sprache zur Heilung zu führen. Sobald die traumatischen Erinnerungen in Worte gefasst waren und so wieder erlebt wurden, setzte der Heilungsprozess ein. Durch den Gebrauch der Sprache als Medium des Berichts und des Ausdrucks der Symptome wurde das Erscheinungsbild der Symptome selbst erträglicher (beispielsweise Anna O.'s Erbrechen). Nur durch das »Aussprechen« kann das Trauma wahrhaft in das Bewusstsein integriert werden.³⁷ Wichtig ist hierbei: Indem die Krankheit mit Worten ausgedrückt wird, wird sie heilbar, zunächst dank ihres sublimierten sprachlichen Ausgedrücktwerdens (Freud betrachtet Sprache als ein starkes sublimierendes Instrument und eine gesunde Form der Verdrängung) und dann, weil dieser sprachliche Ausdruck der erste Schritt hin auf die Zuschreibung von Bedeutung an die Symptome ist, was schon an sich lindernde Wirkung hat.

³⁷ Vgl. Forrester: *Language and the Origins* (Anm. 7), S. 30–31.

Das archetypische Modell des Schmerzes, in dem uns eine Wunde zugefügt wird, was zu einem Gefühl des Schmerzes und seinerseits zu einem hörbaren Ausdruck dieses Schmerzes führt, verändert sich bei der Aphasie. In diesem Fall liegt zwar ebenso eine zugefügte Wunde vor, jedoch ohne die Komponente des Gefühls. Die Wunde scheint in keinerlei Form bis in unser Bewusstsein vorzudringen. Da der Affektmoment fehlt, fehlt auch der klassische Ausdruck von Schmerz, an den wir normalerweise denken.

Trotzdem wird die Wunde in der Sprache ausgedrückt – nicht als Schrei oder Heulen, sondern im tatsächlichen Funktionieren des sprachlichen Apparates. Die Wunde »drückt sich aus«; sie ist nun symptomatisch manifest in unserem sprachlichen Verhalten.

Die Konfiguration des Traumas ist ähnlich. Darin haben wir es mit einer seelischen Wunde zu tun, einem psychologischen Trauma, das zu schmerzhaft ist, als dass es sich fühlen ließe. Wie die aphasische Wunde auch, besteht diese seelische Wunde, wird jedoch nicht empfunden; eine Erfahrung wird gemacht, die sich aber nicht in unser Gedächtnis einprägt. Jedoch findet auch das Trauma seine Form der Entladung. Es manifestiert sich in einer ganzen Reihe von darauf folgenden Symptomen: Gefühlen, Verhaltensweisen und Neurosen. Wiederum findet das Trauma, das fehlende oder abwesende Geschehen, eine Form, sich auszudrücken.

Die Bedeutung von Freuds *Zur Auffassung der Aphasien* kann in vielerlei Hinsicht verstanden werden. Es ist ein Text aus Freuds früherer Periode, der seine Faszination hinsichtlich der neurologischen Methodologie ebenso signalisiert wie seine Enttäuschung über sie; er gibt uns auch ein physiologisches Modell an die Hand, das Freud später für seine psychoanalytische Struktur entwickeln wird (insbesondere sein Trauma-Modell). Am wichtigsten erscheint mir jedoch, dass dieser Text um die Pathologie der Sprache und die Komplexität ihrer Schnittstellen mit dem Körper kreist. Ich hoffe, ich konnte zeigen, wie diese Pathologie für Freud enthüllenden Charakter erhält, und dass er durch sie seinen Weg aus der neurologischen, rein physischen Debatte des physischen Traumas und des Schmerzes hin zu einem komplexen und reichen psychoanalytischen Verständnis des psychologischen Traumas fand.

Übersetzt von Dayna Sadow und Gerhard Scharbert

Was ist ein Ideal? Zur Differenz zwischen Narzissmus und Sublimierung

ECKART GOEBEL

1.

»Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach. Aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.«

Dieser Passus aus der Katholischen Liturgie ist eindrucksvoll und psychologisch eminent aufschlussreich, weil er bekennt, dass unsere Seele vorab krank ist und uns zweitens in Demut mitteilt, wie wenig genügte, um die Krankheit zu heilen. Kein Pharmakon ist nötig, kein Wunder, keine *apparition* im Strahlenglanz. Ein einziges Wort reicht zu, die Seele zu heilen, wenn es eine Übertragung gibt.

Das ist ein schöner Kontrast, der mit der Ablehnung sinnlichen Prunkes und dem Setzen auf das eine Wort sich ausnimmt wie das nüchterne Aufblitzen des Protestantismus im Herz katholischer Liturgie: Um das Schlimmste zu heilen, die kranke Seele, genügt etwas Unscheinbares: ein Wort. In der Erfahrung dieses Kontrastes lässt die unendliche Größe des allmächtigen Gottes sich von fern her erahnen.

Überzeugungskraft zieht die Passage aus ihrem dunklen Schatten, den Sören Kierkegaard in *Furcht und Zittern* angesichts der Geschichte Abrahams durchdenkt, an den das Wort erging, seinen einzigen Sohn Isaak zu opfern. Kierkegaards dämonische Angst entsteigt der Frage: Wer bezeugt und garantiert, dass es das Wort Gottes war und nicht das Flüstern eines bösen Geistes?

Ihre Kraft bezieht die Passage der Liturgie ferner daraus, dass wir alle die innerweltliche Erfahrung angstvollen Wartens auf das auch hier nicht umsonst so genannte ›erlösende Wort‹ teilen: in der Liebeswerbung, in der Krankheitsdiagnostik, im Beruf usw.

Gewinnt die Rede vom einen Wort Suggestivkraft durch innerweltliche Erfahrungen des ›erlösenden Wortes‹, so hebt andererseits das eine Wort Gottes, wird es übertragen, alle innerweltlichen Leiden auf. Das Wort erlöst uns von dem, was der Existenzphilosophie zufolge uns wesentlich ausmacht: von der Sorge. Das Wort Gottes absolviert uns vom Menschenlos. Sorge und Leiden werden hingegen zur Qual, wenn

dieses Wort nicht hörbar wird. Qual ist Leiden, erfahren als sinnloses. Prägnant hat Max Horkheimer die Inversion des Satzes formuliert: »Einen unbedingten Sinn zu retten ohne Gott, ist eitel.«¹ Wenn das Wort nicht gesprochen wird, bleibt die Seele krank.

An welcher Krankheit aber leidet die Seele?

Einen Weg zur Beantwortung dieser Frage weist der Blick auf die Herkunft der Stelle. Das Wort der Liturgie geht zurück auf die von Matthäus berichteten Ereignisse im Haus des Hauptmanns zu Kapernaum. Der Knecht des Hauptmanns, so erfahren wir, »liegt zu Hause und ist gichtbrüchig und hat große Qual«.²

Wird diese Beschreibung auf die Seele und deren Krankheit transferiert, wie es in der Liturgie geschieht, heißt das: Wir sind unfrei, Knechte, wir sind krank und schließlich: Wir leben in Qual, erfahren die Schmerzen als sinnlos.

In diesen Bestimmungen liegt ein latenter Widerspruch, aus dem heraus Jean-Paul Sartre seine Theorie des Ideals entfaltet. Wir leben, und das ist die eine Seite des Widerspruchs, einen ontologischen Skandal: Wir finden uns, spätestens in der Pubertät und verschärft in der Adoleszenz, als ungefragt in unsere Faktizität Geworfene vor: in die Faktizität des gebrechlichen Körpers, des Geschlechts, der sozialen und historischen Lage, in der Endlichkeit. Die gequälte *réalité humaine* ist Sartres Analyse zufolge daher wesentlich die Begierde, als »fortwährender Ausbruch aus der Kontingenz und der Faktizität [...] ihr eigener Grund« zu werden, *causa sui*: »[D]er grundlegende Wert, der diesen Entwurf leitet, ist [...] das Ideal eines Bewusstseins, das Grund seines eigenen An-sich-seins wäre durch das bloße Bewusstsein, das es von sich selbst gewönne. Das ist das Ideal, das man Gott nennen könnte.«³

Ungeachtet der Frage, ob sich hier Sartres Katholizismus dokumentiert, bricht mit dem Entschluss, die verhängte Faktizität zu ergreifen und zum eigenen Projekt zu machen, die andere Seite des Widerspruchs auf, auch und insbesondere dann, wenn das Subjekt ins verfügte Schicksal sich passiv einfügt, und für Sartre ergibt sich die Frage: Wenn die *réalité humaine* bereits im Moment ihres Auftauchens »auf Gott hin ausgerichtet ist [,] was wird dann aus der Freiheit?«⁴ Sartre löst den Widerspruch, indem er die Perspektive umdreht, *im* Gottesbegriff die Begierde des

¹ Max Horkheimer: *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*, Frankfurt a. M. 1967, S. 223.

² *Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift*, nach der deutschen Übersetzung Martin Luthers, Stuttgart 1965, Mt., 8.6.

³ Jean-Paul Sartre: *L'Être et le Néant* (1943), übers. v. Hans Schöneberg / Traugott König: *Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie*, Reinbek 1994, S. 971.

⁴ Ebd., S. 972.

Menschen erblickt, selbst zu Gott zu werden: Der Name Gottes bezeichnet als oberster Wert der Transzendenz die permanente Grenze, »von der her der Mensch sich das anzeigen lässt, was er ist. Mensch sein heißt danach streben, Gott zu sein, oder, wenn man lieber will, der Mensch ist grundlegend die Begierde, Gott zu sein.«⁵ Der grandiosen Konzeption des *grand philosophe* zufolge ist Narzissmus ein ontologisches Programm, Angelegenheit des ausgesetzten Bewusstseins, nicht infantiles Relikt, aber ein Projekt, das beim Atheisten Sartre freilich zum Scheitern verurteilt ist. Die Auflösung der Spannung zwischen Freiheit und Sinn zugunsten der radikalen Freiheit führt in die Sinnlosigkeit, in die endlose Qual: »[D]er Mensch ist eine nutzlose Passion.«⁶ Dezidiertem Gegnerschaft zum Trotz hat Jacques Lacan Sartres heillose Analyse der Passion als schlichtweg »unwiderlegbar« ausgezeichnet und zur Lektüre empfohlen.⁷ In diesem Einvernehmen liegt einer der Gründe, warum Lacan auf der unteilbar »kreationistischen« Dimension menschlichen Lebens insistierte,⁸ woraus sich im Kontext des Lacanschen Studiums der Sublimierung die Notwendigkeit ergab, auch das religiöse Szenario deutlicher auszuleuchten. Allerdings sollte man hier nicht verdrängen, dass Lacan dringlicher noch Wilhelm Busch zur Lektüre empfiehlt, als einen Humoristen, »von dem Sie [seine Hörer] genährt sein sollten«.⁹ Der Hinweis ist wichtig, weil souveräner Humor nicht nur für Lacan Zeichen gelungener Sublimierung ist.

Die Liturgie oder genauer: die Geschichte des Hauptmanns zu Kaperbaum löst den von Sartre benannten Widerspruch zwischen Freiheit und Sinn zur anderen Seite hin auf: Wir sind Knechte. Der Hauptmann verweist auf die Struktur sozialer Stratifikation als den Grund seines Glaubens. Er glaubt an eine Analogie zwischen seiner sozialen Rolle als Offizier und der Allmacht Jesu Christi: Er befolgt pünktlich die Befehle der Obrigkeit, und wenn er seinen Untergebenen befiehlt zu gehen oder zu kommen, so gehen oder kommen sie. Und weil genau das die Struktur sei, die auch zwischen Mensch und Gott walte, ist in diesem nahtlosen Zusammenhang ein Wort Jesu ausreichend, den Knecht gesund zu machen. Dem Evangelium zufolge sprach Jesus zu seinen Jüngern: »Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden!« Und zum Hauptmann spricht er: »Gehe

⁵ Ebd.

⁶ Ebd., S. 1052.

⁷ Jacques Lacan: *Freuds technische Schriften. Das Seminar Buch I*, dt. v. Werner Hamacher, Weinheim u. a. 1990, S. 274.

⁸ Jacques Lacan: *Die Ethik der Psychoanalyse. Das Seminar Buch VI*, dt. v. Norbert Haas, Weinheim u. a. 1996, S. 369 u. ö.

⁹ Lacan: *Freuds technische Schriften (Anm. 7)*, S. 167.

hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Knecht ward gesund zu derselben Stunde.«¹⁰

In *Igitur* hat Stéphane Mallarmé die Krankheit der Seele, die sich entweder blasphemisch als nutzlose Passion des Bewusstseins verausgabt oder in der Einheit des Glaubens geheilt wird, »la maladie de l'idéalité« genannt. Die berühmte Formel bot Janine Chasseguet-Smirgel den Untertitel zu ihrer Studie über das Ichideal.¹¹ Vor dem Hintergrund dieser Untersuchung möchte ich nun Freuds Begriff des Ideals skizzieren, um am Ende zum Anfang zurückzukehren und die Frage zur Diskussion zu stellen, ob nicht eine Ergänzung der Konzeption Freuds unvermeidlich wird, wenn ein umfassendes Verständnis der Krankheit des Ideals gewonnen werden soll, das offenbar schwingt zwischen präreflexiver Sehnsucht und dem Drama des zerrissenen Bewusstseins.

2.

Frage und Untertitel dieses Aufsatzes gehen auf eine Warnung zurück, die Sigmund Freud in der Schrift *Zur Einführung des Narzissmus* (1914) formuliert hat. Dort heißt es: »Die Ichidealbildung wird oft zum Schaden des Verständnisses mit der Tribsublimierung verwechselt.«¹²

In meiner Studie über das *Jenseits des Unbehagens*¹³ habe ich mich um eine Klärung des Begriffs der Sublimierung bemüht, und im Ansatz sind die folgenden Überlegungen gedacht als Ergänzung zu dieser Arbeit, als Beitrag zur Freudphilologie im engeren Sinne. Ich hatte mir erhofft, auf dem Wege einer gesonderten Rekonstruktion des Idealbegriffs den Kontrastbegriff Sublimierung indirekt noch weiter zu schärfen. Das Vorhaben ging von der Annahme aus, der Terminus ›Ideal‹ sei bei Freud klarer als ›Sublimierung‹. Eine Kurzfassung des strukturellen Unterschieds lässt sich mit Freud so angeben: Sublimierung beschreibt etwas, »was mit dem Trieb, Idealisierung etwas, was am Objekt vorgeht«, das »ohne Änderung seiner Natur vergrößert und psychisch erhöht wird.«¹⁴

¹⁰ *Bibel* (Anm. 2), Mt., 8.13.

¹¹ Janine Chasseguet-Smirgel: *Das Ichideal. Psychoanalytischer Essay über die »Krankheit der Idealität«*, Frankfurt a. M. 1995.

¹² Sigmund Freud: *Zur Einführung des Narzissmus*, Studienausgabe, Frankfurt a. M. 1982, Bd. 3, S. 61. Im Folgenden beziehen sich Bandangaben durchweg auf die von Alexander Mitscherlich edierte Studienausgabe.

¹³ Eckart Goebel: *Jenseits des Unbehagens. ›Sublimierung‹ von Goethe bis Lacan*, Bielefeld 2009.

¹⁴ Freud: *Zur Einführung des Narzissmus* (Anm. 12), S. 61.

Die Idealbildung bezieht sich auf ein *Objekt*, auf das narzisstische Libido projiziert und das also idealisiert wird. Die Eltern, dann andere Liebesobjekte, gute Lehrer etc., aber auch Abstrakta wie Vaterland und Muttersprache, Institutionen und Führergestalten mit charismatischer Massenwirkung wären prominente Beispiele für diesen Vorgang, den Freud mit Blick auf die Verliebtheit in *Massenpsychologie und Ich-Analyse* knapp zusammengefasst hat: »Das Objekt hat sich an die Stelle des Ichideals gesetzt.«¹⁵

Es liegt nahe, von hier aus Idealisierung fälschlich als eine Art Sublimierung aufzufassen, denn was ist erhabener, sublimer, als ein hohes Ideal? Bei Freud bezeichnet Sublimierung im Unterschied zur Idealisierung aber durchweg ein Verfahren, mit dem *Trieb* umzugehen, ihn umzulenken. Der Einsicht Freuds zufolge ist das Objekt »das variabelste am Triebe«,¹⁶ und Sublimierung ist daher nicht der Versuch, den Trieb selbst zu ›veredeln‹ oder zu ›vergeistigen‹, sondern sie ist das Unternehmen, den Trieb auf andere, zunehmend nicht-sexuelle, ›höhere‹ Objekte zu richten.¹⁷ Dem hydraulischen Modell der Triebe zufolge gibt es ›Vergeistigung‹ oder eben: ›Idealisierung‹ der Triebe selbst nicht, die nach Freud allenfalls abflauen mit dem Verlust »feuriger Jugendkraft«.¹⁸ So ist indirekt eine weitere Klärung erbracht: Da Freud Idealisierung und Sublimierung scharf voneinander sondert, wird auch aus dieser Perspektive klar, dass mit der Sublimierung nicht der Trieb verfeinert bzw. idealisiert wird, sondern Objekte ersetzt werden.

Das Verhältnis zwischen beiden Vorgängen wäre nach diesem Schema im gelungenen Fall als durchaus listige Indienstnahme der Neigung zur Idealisierung für die Zwecke der Sublimierung zu denken: Die Agenten der Sublimierung, Eltern, Lehrer etc., motivieren strategisch das vorab narzisstische Subjekt, in vielen kleinen Schritten – von der Puppe als dem *intermediary object* bis zur Identifizierung mit der Berufsarbeit – das Projekt der Zivilisation libidinös zu besetzen, zum konstant umworbenen Ich-Ideal zu erheben.

In der Bemühung der Eltern, dann anderer Bezugspersonen und Institutionen, um ein gutes Gleichgewicht zwischen »Frustrationen und Gratifikationen« besteht, so lehrt daher Chasseguet-Smirgel, »im Grunde [...] die Erziehung«.¹⁹ Derart konturierte Erziehung erhofft

¹⁵ Freud: *Massenpsychologie und Ich-Analyse*, Bd. 9, S. 106.

¹⁶ Freud: *Triebe und Triebchicksale*, Bd. 3, S. 86.

¹⁷ Vgl. Freud: *Die ›kulturelle‹ Sexualmoral und die moderne Nervosität*, Bd. 9, S. 23.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Chasseguet-Smirgel: *Das Ichideal* (Anm. 11), S. 98. Michael Balint argumentiert in ähnlichem Zusammenhang: »›Lernen‹ heißt also nicht nur Befehle introjizieren und als Über-Ich weiterbilden und kräftigen, im Gegenteil ›Lernen‹ heißt im ursprünglichen Sinne

sich, dass die Subjekte, von Neugier angetrieben und durch die gute Verarbeitung verlorener Objekte zu Charakteren ausdifferenziert – also durch ›Erfahrung‹ zunehmend gebildet und gereift –, die ursprünglichen, archaischen Objekte des Begehrens vergessen oder doch: stabil verdrängen. Voraussetzung für den Erfolg ist, dass die Subjekte lernen, Trauerarbeit gut zu leisten, fähig werden, Objekte zu verlieren, ohne depressiv zu werden oder zu regredieren, aufs *acting-out* zu verfallen. Zivilisation ist Trauerarbeit oder, mit einer Passage aus dem Aufsatz Anselm Haverkamps über John Keats: »Since life is haunted by losses and, as survival, is established on the premise of losses, the work of mourning turns out to be nothing less than the reality principle itself operative in the overcoming of losses.«²⁰

Von hier aus ist die vielfach formulierte Beobachtung nachvollziehbar, dass narzisstisch gestörte Persönlichkeiten durch die weitgehende Unfähigkeit charakterisiert sind, Erfahrungen zu machen. Erfahrungen machen heißt von Hegel bis Gadamer immer auch: sich ändern. Solche Änderung ist mit dem grandiosen Selbstbild des pathologischen Narzissimus unvereinbar. Nach verbreiteter Lehrmeinung sind narzisstisch Gestörte daher nur eingeschränkt fähig zur Sublimierung.²¹ Die charmante Wirkung des Narziss ist nur scheinbar paradox und so zu erklären, dass dieser seine Umgebung durch großartigen Idealismus zur Regression einlädt, zu einer Art Co-Alkoholismus leerer Begeisterung verführt und mithin dazu, die saure Arbeit der Sublimierung zu verweigern.

Die von fortgesetzter Trauerarbeit skandierte Sublimierung nimmt vor dem Hintergrund solcher Bedrohung das überbordende Ichideal geschickt in den Dienst und verknüpft es, wie Chasseguet-Smirgel weiter argumentiert, mit der Vorstellung des offenen *Projekts*: »Hoffnung und

›erfahren werden‹, d. h. das Ich bereichern und entwickeln.« Michael Balint: »Ich-Stärke, Ich-Pädagogik und ›Lernen‹, in: Peter Kutter / Hermann Roskamp (Hg.): *Psychologie des Ich*, Wege der Forschung, Darmstadt 1974, Bd. CCLIX, S. 91–104, hier S. 102.

²⁰ Anselm Haverkamp: »Mourning becomes Melancholia – A Muse Deconstructed, Keat's ›Ode on Melancholy‹«, in: *New Literary History*, 21 (1989/90), S. 694.

²¹ Vgl. Christopher Lasch: *The Culture of Narcissism. American Life in an Age of Diminishing Expectations*, New York 1979, S. 39: »Because the intrapsychic world of these patients is so thinly populated – consisting only of the ›grandiose self‹ in Kernberg's words, ›the devalued, shadowy images of self and others, and potential persecutors' – they experience intense feelings of emptiness and inauthenticity. Although the narcissist can function in his everyday world and often charms other people (not least with his ›pseudo-insight into his personality‹), his devaluation of others, together with his lack of curiosity about them, impoverishes his personal life and reinforces the ›subjective experience of emptiness.‹ Lacking any real intellectual engagement with the world – notwithstanding a frequently inflated estimate of his own intellectual abilities – he has little capacity for sublimation. He therefore depends on others for constant infusions of approval and admiration. He ›must attach [himself] to someone, living an almost parasitic‹ existence.«

Projekt implizieren Aufschub, Umweg, zeitliche Festlegung, Charakteristika einer geistigen Funktionsweise nach dem Realitätsprinzip. Das Ganze evoziert die Vorstellung von *Entwicklung, Werden*.²²

Während der Idealismus zum Objekt des Begehrens direkt zu springen wünscht, kompromisslos aufs Ganze geht, verlangt Sublimierung als Mühe der Ebene permanenten Aufschub und postuliert beständigen Ersatz und Kompromiss. In seltenen Fällen gelingt es Individuen von überlegener Einsicht, eine von allen den Blick trübenden Idealisierungen freie Betrachtung des Ganzen zu erreichen. Sublimierung ist der Name, den die Psychoanalyse für die *theoria* des 20. Jahrhunderts findet. Mehr noch als Leonardo war Goethe für Freud ein Beispiel überlegener Einsicht, und die folgende, freilich auch abgründige Notiz aus den *Maximen und Reflexionen* ist hier einschlägig: »Die ungeheuerste Kultur, die der Mensch sich geben kann, ist die Überzeugung, dass die andern nicht nach ihm fragen.«²³

Freud notiert folgerecht in der *Einführung des Narzissmus*: Die »Sublimierung bleibt ein besonderer Prozess, dessen Einleitung vom Ideal angeregt werden mag, dessen Durchführung durchaus unabhängig von solcher Anregung bleibt.«²⁴ Hier zeigt sich, dass das Ideal zwar Sublimierungen lanciert, diese aber keineswegs das Ziel verfolgen, Ideale unmittelbar zu realisieren, sondern sie zu integrieren, sie aufzuheben im Sinne Hegels: Sublimieren heißt, idealisierte Objekte aufgeben zu können, ohne in Melancholie zu versinken oder sich halsstarrig zu fixieren. Sublimierung lockt mit dem Ideal, das dann entzaubert und so lange durch andere substituiert wird, bis es zu einer so weiten und reifen Streuung des Begehrens kommt, dass es am Ende womöglich gelingt, selbst »den Idealisten von dem unzumutbaren Verbleib seiner Libido zu überzeugen«.²⁵ Freuds therapeutische Sympathie gilt hier explizit dem »simplyn, in seinen Ansprüchen genügsam gebliebenen Menschen«.²⁶ Der Narzissmus-Schrift zufolge sind Idealisten Neurotiker, oder auch: Neurotiker hängen Idealen an. Idealismus ist bei Erwachsenen Symptom, zeigt bedrohliche Verdrängungen an. Denn wer idealisiert, muss sowohl die unschönen Aspekte des Objektes verdrängen, als auch die eigene Ambivalenz im Verhältnis zu diesem Objekt. Idealisten gegenüber ist

²² Chasseguet-Smirgel: *Das Ichideal* (Anm. 11), S. 36.

²³ Johann Wolfgang Goethe: *Maximen und Reflexionen*, dtv-Gesamtausgabe, München 1963, Bd. 21, S. 108.

²⁴ Freud: *Zur Einführung des Narzissmus* (Anm. 12), S. 61.

²⁵ Ebd.

²⁶ Ebd.

Vorsicht geboten, sie rücken qua mangelnder Urteilskraft in die Nähe des Dummkopfs, zumindest des Naiven, zuletzt des Unverbesserlichen.

Der bürgerliche Erziehungsplan sieht neben institutionalisierten Regressions-Asylen, vom Fußballstadion bis zur Urschrei-Therapie, zwei Anlässe des *acting-out* vor, die sich aus dem von Platon und Freud einmütig diskutierten Doppelcharakter menschlicher Existenz als Individuum und Glied in der Generationskette ergeben. Ein Idealismus auf Zeit ist legitim und wird sozial flexibel gehandhabt, damit es erstens zur anaklitisch oder narzisstisch motivierten Liebeswahl kommt, welche dann zweitens zur Elternliebe führt, die Freud als »wiedergeborene[n] Narzissmus« diagnostiziert.²⁷

In der Studie über *Massenpsychologie und Ich-Analyse* wendet Freud den skizzierten Mechanismus auf Gruppenbildungen an und erläutert durch ihn die Entstehung der Masse und zugleich Formen möglichen Missbrauchs der Idealbildung für regressive Interessen: »Eine solche primäre Masse ist eine Anzahl von Individuen, die ein und dasselbe Objekt an die Stelle ihres Ichideals gesetzt und sich infolgedessen in ihrem Ich miteinander identifiziert haben.«²⁸

Sublimierung verhält sich dem skizzierten Modell zufolge zum narzisstischen Subjekt mit Idealisierungswunsch wie das Ich zum frustrierten Es, wenn es sich einem verlorenen Objekt ähnlich macht und sich als Ersatz anbietet: »Sieh', du kannst auch mich lieben, ich bin dem Objekt so ähnlich.«²⁹

Sublimierung ist kluges Narzissmus-Management im Dienste der Zivilisation und so sicher wie die friedliche Nutzung der Kernenergie. Denn dasjenige, was Sublimierung allererst möglich macht, der Wechsel von Objekten, bezeichnet zugleich den Grund, warum Sublimierungen stets von radikalen Regressionen bedroht bleiben. Der Versuch, Sublimierung als Transformation oder eben Idealisierung des Triebs zu denken, macht unverständlich, warum Freud sich seit der ersten Kriegsschrift von 1915 besorgt mit dem Faktum der Desublimierung, der Regression befasst: »[D]as primitive Seelische ist im vollsten Sinne unvergänglich.«³⁰ Das Studium der sozialen Dimension der Sublimierung muss ernst nehmen, dass Freud energisch und, seit dem I. Weltkrieg, mit zunehmender Schärfe dafür plädiert, individuelle Sublimierungen durch massive soziale Sanktionen stabil zu halten, wodurch der Sublimierungsbegriff zu schillern beginnt zwischen quasi-biologischem Entwicklungsprozess und Zwang.

²⁷ Ebd., S. 58.

²⁸ Freud: *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (Anm. 15), S. 108.

²⁹ Freud: *Das Ich und das Es*, Bd. 3, S. 298.

³⁰ Freud: *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, Bd. 9, S. 45.

Zur Wahrheit der Sublimierung wird zunehmend die Polizei. Weil das Objekt das variabelste am Triebe ist, bleibt Regression jederzeit möglich, wenn das Objekt verloren geht oder vom Trieb herausgeschleudert wird wie der Korken aus der Sektflasche. Im Fall Schreber vermerkt Freud, dass bereits Alkoholkonsum hinreicht, um das filigrane Gebäude zum Einsturz zu bringen: »Wir wissen, dass dies Genussmittel Hemmungen aufhebt und Sublimierungen rückgängig macht.«³¹

In den späteren Schriften Freuds findet sich eine Reihe unausgewiesener, affirmativer Zitate aus dem *Leviathan*. Hobbes und Freud zufolge muss es einen starken Staat geben, der die zu Institutionen auskristallisierte Architektur aus Sublimierungen stabil hält. In der Schrift *Warum Krieg?* von 1932 formuliert Freud zuletzt seinerseits ein Ideal, das sich aus dem Verzicht auf all jene Ideale bildet, die dem Narzissmusverdacht unterstehen. Bündig heißt es:

Der ideale Zustand wäre natürlich eine Gemeinschaft von Menschen, die ihr Triebleben der Diktatur der Vernunft unterworfen haben. Nichts anderes könnte eine so vollkommene und widerstandsfähige Einigung der Menschen hervorrufen, selbst unter Verzicht auf die Gefühlsbindung zwischen ihnen.³²

3.

Obwohl diese knappe Skizze zum Verhältnis zwischen Idealisierung und Sublimierung für den bürgerlichen Hausgebrauch m. E. so stehen bleiben kann, belehrt weitere Arbeit darüber, dass es um den Begriff des Ideals bei Freud nicht besser bestellt ist als um den notorisch vagen Begriff der Sublimierung. Das Modell bleibt nicht nur weiterhin klärungsbedürftig, weil es mit einem ins Zwielflicht getauchten Begriff der Sublimierung arbeitet, sondern weil der Begriff des Ideals seinerseits instabil ist. Sobald aber der Begriff des Ideals unscharf wird, verschwimmen umgehend die Konturen der mit ihm verschalteten Sublimierung. Es zeigen sich Unklarheiten, innerhalb einzelner Texte und zwischen unterschiedlichen Texten, besonders markant zwischen der Narzissmus-Schrift von 1914 und der Studie über *Das Ich und das Es* von 1923.

Zwischen diesen Schriften liegt nicht nur der historische Abgrund des I. Weltkrieges, sondern auch eine extrem folgenreiche Verschiebung in der Freudschen Konzeption des Ichideals. Die hier unmöglich zu erörternde Frage ergibt sich, ob die starke theoretische Verschiebung auf

³¹ Freud: *Psychoanalytische Betrachtungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides)*, Bd. 7, S. 187.

³² Freud: *Warum Krieg?*, Bd. 9, S. 284.

die historischen Ereignisse reagiert, womöglich im Kern der Ausdruck einer fundamentalen Enttäuschung Sigmund Freuds selbst ist. Es wird nun, und das ist insbesondere von Lacan bemerkt worden,³³ ein anderer Ursprung der Idealbildung angegeben: In der *Narzissmus*-Schrift setzt die Bildung von Idealen bereits vor dem Ödipuskomplex mit der extrem schmerzhaften Frustration des primären Narzissmus und der fundamentalen Erfahrung der Hilflosigkeit ein. Mit Chasseguet-Smirgel:

Der Zerfall der primären Fusion, der aus dieser Ohnmacht entsteht und der das Individuum zur Erkennung des Nicht-Ichs veranlasst, scheint der entscheidende Moment zu sein, in dem die narzisstische Allmacht, die ihm entrissen worden ist, auf das Objekt projiziert wird, das erste Ichideal des Kindes [...] Mensch sein, das ist zweifellos und vor allem die Sehnsucht nach der alten Vollkommenheit.³⁴

In *Das Ich und das Es* reserviert Freud 1923 die Bildung von Idealen nun für Prozesse im Zusammenhang der Verarbeitung des untergegangenen Ödipuskomplexes und ruft mit der Entschiedenheit eines Dekretes den neuen Herren aus: »Das Ichideal ist [...] der Erbe des Ödipuskomplexes und somit Ausdruck der mächtigsten Regungen und wichtigsten Libidoschicksale des Es.«³⁵

In der Freudliteratur ist angesichts dieser Verschiebung versucht worden, die Differenz dadurch zu markieren, dass man, unter Rückgriff auf eine Zweideutigkeit des Freudschen Textes,³⁶ den Terminus ›Ideal-Ich‹ für die präödipal-narzisstische, den Terminus ›Ichideal‹ für die postödipale Idealisierung vorgeschlagen hat. Lacan zufolge, der sich hier als eminent genauer Leser Freuds zeigt, liegt das Ideal-Ich konsequent »auf der Ebene des Imaginären und das [Ichideal] auf der Ebene des Symbolischen.«³⁷ Zu Recht macht auch Chasseguet-Smirgel darauf aufmerksam, »dass von 1923 an das Ichideal vom Über-Ich buchstäblich

³³ Vgl. Lacan: *Freuds technische Schriften* (Anm. 7), insb. S. 167 ff. sowie: Jean Laplanche / Jean-Baptiste Pontalis: *Das Vokabular der Psychoanalyse*, Frankfurt a. M. 1991, S. 202 ff. u. 217 ff.

³⁴ Chasseguet-Smirgel: *Das Ichideal* (Anm. 11), S. 14.

³⁵ Freud: *Das Ich und das Es* (Anm. 29), S. 303.

³⁶ Freud: *Zur Einführung des Narzissmus* (Anm. 12), der dort auf S. 60 vom »Idealich« als Produkt des frustrierten primären Narzissmus spricht, während er dann auf S. 61, im selben Abschnitt, vom »Ichideal« handelt, das hier schon latent der postödipalen Zeit zugeordnet wird.

³⁷ Lacan: *Freuds technische Schriften* (Anm. 7), S. 173. Vgl. hierzu jüngst Peter V. Zima: *Narzissmus und Ichideal*, Tübingen 2009. Im Unterschied zum im vorliegenden Aufsatz verfolgten Argument ordnet Zima dem Ideal-Ich einen malignen, monologischen Narzissmus zu, während er im Ich-Ideal einen dialogischen, dem Zusammenleben förderlichen Begriff des Narzissmus erkennt, als einen kommunikativen und daher als produktive »Reaktion des Subjekts auf das Verhalten von Ko-Subjekten.« Ebd., S. IX u. 61 ff.

absorbiert worden ist«³⁸ und betont gleichwohl die auch für die folgenden Überlegungen entscheidende Einsicht, dass »auf einem bestimmten Niveau ein fundamentaler Unterschied zwischen dem Ichideal, dem Erben des primären Narzissmus, und dem Über-Ich, dem Erben des Ödipuskomplexes, besteht.«³⁹

Es ist bedauerlich, dass Chasseguet-Smirgel dieser Einsicht zum Trotz sich ebenfalls dem neuen Herrn unterwirft, indem sie darauf besteht, dass »eine authentische Sublimierung [...] auf ödipalen Identifizierungen beruht«.⁴⁰ Jede andere ›Sublimierung‹ gilt ihrer dogmatischen Ästhetik als maniert, preziös und gekünstelt, als Imitation, weshalb sie »gewisse zeitgenössische ästhetische oder intellektuelle Produktionen [...] nur als abgeschnitten von ihren lebenden Quellen, von den erogenen Zonen und Quellen empfinden kann«.⁴¹ Chasseguet-Smirgels Identifikation mit dem Vater macht es ihr unmöglich, Kunst und Denken der 1970er Jahre unvoreingenommen zu rezipieren: vermutlich Pop-Art, *Camp* und Roland Barthes, der den Manierismus am *Collège de France* zeitgleich programmatisch zelebrierte.⁴²

Da Freud immer wieder betont, dass sich die Sublimierung das Ichideal zunutze macht, ja zunutze machen *muß*, um zu ihrem Ziel der Integration von Individuum und Gesellschaft zu gelangen, bedeutet es einen gravierenden Unterschied, von welchem Ichideal hier die Rede ist, welches Pferd hier geritten wird, um die von Freud gern genutzte Metapher zu bemühen. Um den Unterschied drastisch zu formulieren: Das Ichideal des primären Narzissmus ist ein erotisches, sublimiert ein religiöses, poetisches und philosophisches, während das Ichideal, das für Freud 1923 mit dem Über-Ich zusammenfällt, hingegen ein Agent des Todestriebs ist. Dem präödipalen Ichideal korrespondiert als Affekt, so der Terminus bei Chasseguet-Smirgel und auch bei Heinz Kohut,⁴³ die Sehnsucht, dem postödipalen Ichideal der Affekt der Todesangst, was Freud bestätigt: »Ich meine, dass die Todesangst sich zwischen Ich und Über-Ich abspielt.«⁴⁴ Aus dieser lapidaren Bemerkung würde im

³⁸ Chasseguet-Smirgel: *Das Ichideal* (Anm. 11), S. 10.

³⁹ Ebd., S. 80.

⁴⁰ Ebd., S. 114.

⁴¹ Ebd., S. 118.

⁴² Vgl. etwa: Roland Barthes: *Das Neutrum. Vorlesung am Collège de France 1977–1978*, dt. v. Horst Brühmann, Frankfurt a. M. 2005, S. 121.

⁴³ Heinz Kohut: »Formen und Umformungen des Narzissmus«, in: Peter Kutter / Hermann Roskamp (Hg.): *Psychologie des Ich*, Wege der Forschung, Darmstadt 1974, Bd. CCLIX, S. 339–373, hier S. 349 über »Sehnsucht«.

⁴⁴ Freud: *Das Ich und das Es* (Anm. 29), S. 324.

Umkehrschluss die starke These folgen, dass es wirkliche Todesangst erst gibt nach der Konfrontation mit dem Vater und seinem Über-Ich.

Gewissermaßen drehen sich hier die Verhältnisse der Begriffsklärung um, und der Blick auf Freuds Bemerkungen zur *Sublimierung* muss nun helfen, die konträren Gestalten der *Idealbildung* zu differenzieren. Diesem Bedürfnis kommt die Tatsache entgegen, dass in der Abhandlung über *Das Ich und das Es* zwei Passagen zur Sublimierung stehen, die einander glatt widersprechen. In der ersten Passage leuchtet die alte Konzeption einer »verschiebbaren und indifferenten Energie« noch einmal auf, die »dem narzisstischen Libidovorrat entstammt, also desexualisierter Eros ist«. Und es heißt:

Wenn diese Verschiebungsenergie desexualisierte Libido ist, so darf sie auch *sublimiert* heißen, denn sie würde noch immer an der Hauptabsicht des Eros, zu vereinigen und zu binden, festhalten, indem sie zur Herstellung jener Einheitlichkeit dient, durch die [...] das Ich sich auszeichnet. Schließen wir die Denkvorgänge im weiteren Sinne unter diese Verschiebungen ein, so wird eben auch die Denkarbeit durch Sublimierung erotischer Triebkraft bestritten.⁴⁵

Während an dieser Stelle Streben und Denken von Eros bestimmt sind, ändern sich die Verhältnisse radikal, sobald das Ich nicht mehr undifferenziert, bisexuell und sehnsüchtig ins Allgemeine liebt und denkt, sondern durch die Mühle des Ödipuskomplexes gedreht worden ist. Es ist in der Tat ein Kreuz mit diesem Komplex, insofern zwei Geschlechter, Mädchen und Junge, jeweils zwei Geschlechter, Mutter und Vater begehren. Allein die detaillierte Rekonstruktion der Ausführungen Freuds in *Das Ich und das Es* mit all ihren gendertheoretischen Implikationen – Frauen haben ein schwaches Über-Ich, Homosexuelle können besonders gut sublimieren etc. – würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen. Ich beschränke mich daher hier auf die Lektüre der späteren Passage, auf die Freud verweist, nachdem er zunächst den alles verbindenden Eros hochgehalten hat.

Das Über-Ich, nunmehr zum Alleinerben des Ichideals ausgerufen, entsteht durch die von einer scharfen Ambivalenz bereits im Ansatz verkomplizierte und lädierte Identifizierung mit dem Vatern Vorbild: Wie der Vater soll der Sohn sein, wie der Vater darf er andererseits bei Androhung schwerer Strafe nicht sein.⁴⁶ Es entsteht ein *a priori*, wenn man so sagen darf, verkorkstes Ichideal, das sich durch die qua Kastrationsdrohung implementierte Strenge auszeichnet, sowie durch das notorische, insbesondere von Lacan ausgearbeitete Paradoxon: Das Über-Ich wird umso

⁴⁵ Ebd., S. 312.

⁴⁶ Vgl. ebd., S. 301.

grausamer, je mehr man seinen Vorgaben, die nun das Ideal sind, zu entsprechen versucht: »Je mehr ein Mensch seine Aggression meistert, desto mehr steigert sich die Aggressionsneigung seines Ideals gegen sein Ich. [...] Daher stammt ja die Konzeption des unerbittlich strafenden höheren Wesens.«⁴⁷

Wenn nun, und auf diesen Punkt möchte ich hier hinaus, die Sublimierung das derart neu konturierte Ideal zu ihrem Ziel wählt, droht die Wahl des womöglich falschen Pferdes, alles in den Abgrund zu reißen:

Durch seine Identifizierungs- und Sublimierungsarbeit leistet [das Ich] den Todestrieben im Es Beistand zur Bewältigung der Libido, gerät aber dabei in Gefahr, zum Objekt der Todestriebe zu werden und selbst umzukommen. [...] Da seine [des Ich, E. G.] Sublimierungsarbeit eine Triebmischung und Freiwerden der Aggressionstriebe im Über-Ich zur Folge hat, liefert es sich durch seinen Kampf gegen die Libido der Gefahr der Misshandlung und des Todes aus.⁴⁸

Angesichts dieses dramatischen Szenarios kann man geneigt sein, der lakonischen Bemerkung Freuds beizupflichten: »Unter den Abhängigkeiten des Ichs ist wohl die vom Über-Ich die interessanteste.«⁴⁹

4.

Aus dieser komplizierten Textlage bei Freud kann man folgenden Schluss ziehen: Sublimierung muss sich offiziell an das Vaternobild wenden, um all jene Besetzungen zerstören zu können, die als Fixierungen eine Entwicklung des Ich blockieren und zuletzt zu dessen Untergang führen würden. Sie kann dieses Projekt aber nur verfolgen, wenn sie, inoffiziell und subkutan, auf der anderen Seite den Eros stärkt, insgeheim die aus dem primären Narzissmus stammende Sehnsucht am Leben erhält. Eine Bestätigung der doppelten Perspektive der Sublimierung, als Einheit von Treue und Verrat, findet sich weniger in der klinischen Literatur, die von Chasseguet-Smirgel bis Kohut überwiegend dem späten Freud folgt, wohl aber in Jacques Derridas Vortrag über die *Seelenstände der Psychoanalyse*. Einerseits erinnert uns Derrida daran, dass keine andere anthropologische Disziplin sich vorbehaltloser der Einsicht in den primären Grausamkeitstrieb des Menschen geöffnet habe als die Psychoanalyse

⁴⁷ Ebd., S. 321.

⁴⁸ Ebd., S. 323.

⁴⁹ Ebd.

und leitet aus dieser Einsicht, im Einklang mit Freud, das Postulat einer stabilen Rechtsordnung im Zeichen der Souveränität ab:

Wenn der Bemächtigungstrieb oder Grausamkeitstrieb irreduzibel ist, wenn er älter ist als die Prinzipien (der Lust oder der Realität, die im Grunde dasselbe sind, dasselbe in *différance*, wie ich gern sagen würde), dann wird keine Politik ihn je entfernen können. [...] Das Recht wird zur Macht oder zur Gewalt der Gemeinschaft, die die Gewalt [force] monopolisiert und sich so vor der individuellen Gewalt schützt. Gewalt gegen Gewalt, aufgeschobene Ökonomie der Gewalt, genau das ist das Recht.⁵⁰

Auf der anderen Seite erinnert Derrida an die Notwendigkeit einer Stärkung des Eros, die ich inoffiziell genannt habe, und die Derrida indirekt nennt. Derrida hält es für »wichtig [...], die antagonistische Kraft des Eros, die Liebe und die Liebe zum Leben gegen den Todestrieb antreten zu lassen. Es gibt also ein Gegenteil zum Grausamkeitstrieb, selbst wenn dieser keinen Zweck kennt.«⁵¹ Um die doppelte Aufgabe der Sublimierung realisieren zu können, wäre die strenge Restriktion im Zeichen des Über-Ich notwendig zu supplementieren durch eine Perspektive, die jenseits des Todestriebes liegt, im Jenseits des Jenseits: »Nun werde ich jedoch behaupten, dass es einen gewissen Bezug zum Unbedingten gibt, ja geben muss, zu einem Unbedingten ohne Souveränität und damit ohne Grausamkeit, etwas, das zweifellos nur schwer zu denken ist.«⁵²

Abschließend benennt Derrida fragile Figuren dieses Jenseits des Jenseits:

Diese ursprüngliche Behauptung des Jenseits des Jenseits ergibt sich von zahlreichen Figuren des unmöglichen Unbedingten aus. Ich habe einige davon an anderer Stelle untersucht: die Gastfreundschaft, die Gabe, die Verzeihung – und als Erstes die Unvorhersehbarkeit, das »vielleicht«, das »und wenn« des Ereignisses, das Kommen und das Kommen des Anderen im Allgemeinen, sein Geschehen.⁵³

Im Hinweis Derridas auf das nur schwer zu Denkende glaube ich auch eine gewisse Ironie erkennen zu dürfen, insofern er, anders etwa als Herbert Marcuse in seiner passionierten Apologie des primären Narzissmus in *Eros & Civilization* – eben diesen primären Narzissmus und das ihm entsteigende Ideal der Sehnsucht nicht namhaft macht, so wie er den Begriff der Sublimierung ebenfalls ausspart, an dessen Stelle

⁵⁰ Jacques Derrida: *Seelenstände der Psychoanalyse. Das Unmögliche jenseits einer souveränen Grausamkeit*, Frankfurt a. M. 2002, S. 38 u. 76.

⁵¹ Ebd., S. 78.

⁵² Ebd., S. 87.

⁵³ Ebd., S. 88 f.

vielmehr der Begriff der *différance* eintritt. Denn natürlich ist dieses Ideal »nur schwer zu denken«. Denken kann als das Differenzierende nichts anderes sein, als die fortgesetzte Entfernung von der prädifferentiellen, entdifferenzierenden Sehnsucht, wie sich exemplarisch auch an der oben skizzierten Etappe von Freuds Denkweg zeigt. Und natürlich kann man nicht, selbst wenn man an den Ursprung des Ideals aus dem primären Narzissmus erinnert, aus dem Atheisten Freud einen Apologeten neuer religiöser Bindung machen. Der Weg zurück zur bruchlosen Einheit von Innen und Außen ist Freud zufolge versperrt, der Erneuerungen des Religiösen barsch als Talmi verwirft:

Es ist auch nicht schwer, in all den Bindungen an mystisch-religiöse oder philosophisch-mystische Sekten und Gemeinschaften den Ausdruck von Schiefheilungen mannigfaltiger Neurosen zu erkennen. Das alles hängt mit dem Gegensatz der direkten und zielgehemmten Sexualstrebungen zusammen.⁵⁴

Und aus Freud lässt sich keine Geschichtsphilosophie extrahieren, die ihm nichts anderes ist als eine vergebliche Neujustierung der leeren Sehnsucht aus der Vertikale in die zeitliche Horizontale. Schillers Erklärung der Weltgeschichte zum Weltgericht ist der Psychoanalyse nichts als ein im Zeichen des Narzissmus geplatzter Scheck. Für den Autor von *Jenseits des Lustprinzips* ist Geschichtsphilosophie nichts anderes als die Rationalisierung des vorab sinnleeren, rein hydraulisch ablaufenden Triebgeschehens:

Die bisherige Entwicklung des Menschen scheint mir keiner anderen Erklärung zu bedürfen als die der Tiere, und was man an einer Minderzahl von menschlichen Individuen als rastlosen Drang zu weiterer Vervollkommnung beobachtet, lässt sich ungezwungen als Folge der Triebverdrängung verstehen, auf welche das wertvollste der menschlichen Kultur aufgebaut ist.⁵⁵

5.

Nachdem so viele Worte gemacht und zitiert worden sind, wird es schwer, sich noch der einleitend zitierten Passage aus der Liturgie zu erinnern, die von dem einen Wort handelt, um das der Gläubige bittet. Womöglich wird das eine Wort immer unhörbarer, je mehr Worte gesprochen oder niedergeschrieben werden. Die Fülle der Worte entfremdet immer weiter von dem einen Wort. Im Vergleich, so bestätigt daher Hegel, »gegen die offene und ihrer bewusste Beredsamkeit des

⁵⁴ Freud: *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (Anm. 15), S. 132.

⁵⁵ Freud: *Jenseits des Lustprinzips*, Bd. 3, S. 251.

Geistes der Bildung«, kann »die Rede jenes einfachen Bewusstseins des Wahren und Guten [...] nur einsilbig sein.«⁵⁶

Hegels Rede von der Einsilbigkeit des einfachen Bewusstseins artikuliert das dialektische Wissen, dass es bei der Einsilbigkeit nicht bleiben kann. Das Ideal des Hauptmanns von Kapernaum ist die naht- oder bruchlose Einheit. Doch zeigt sich inmitten des Ideals der Einsilbigkeit und Einheit ein Widerspruch. Wenn der Hauptmann den Untergebenen befiehlt, zu gehen oder zu kommen, gehen oder kommen sie. Wer aber den Befehl: ›Komm!‹ versteht, versteht zugleich dessen Gegenteil: ›Geh!‹ Es gibt nicht das eine Wort, sondern nur das differentiell gewobene Netz der Wörter und ihren Gebrauch.

Auch die Einsilbigkeit des einfachen Bewusstseins des Wahren und Guten ist faktisch zweisilbig, da es zwei Silben kennt: ›gut‹ und ›schlecht‹. Das eine Wort Gottes fügt sich, soll es übertragen, verstanden werden, dem differentiellen Gewebe der Sprache ein, oder es geht über allen Verstand. Hegels *Phänomenologie des Geistes* ist die Aufzeichnung der Widersprüche, in denen sich das einfache, einsilbige Bewusstsein im Zuge fortschreitender Bildung verstrickt. Indem die *Phänomenologie* diese Widersprüche aus der differentiellen Struktur der Sprache entfaltet, erweist sie sich als Replik auf die von Karlheinz Barck an den *Vorlesungen zur Ästhetik* bündig geübte Kritik. Während die *Ästhetik* das Ideal der Kunst als das Vertilgtwerden des sinnlichen Materials durch den einfach gesetzten Geist bestimmt, gewinnt die *Phänomenologie* das Ideal aus dem irren Gefasel prosaischer Verhältnisse, aus dem Material selbst heraus.⁵⁷ In der *Ästhetik* ist das »Wunder der Idealität« der Spott über das äußerliche, natürliche Dasein, in der *Phänomenologie* aber wird das Ideal gewonnen, indem es sich dem Gespött preisgibt wie der Mensch gewordene Gott. Zugleich hält Hegels Unternehmen das grandiose Ideal Sartres fest, das über allen Verstand geht. Hegel, noch einmal, will Gott werden und formuliert das für die Kontingenz-Verwalter der Endlichkeit vollends Undenkbare: »Die philosophische Betrachtung hat keine andere Absicht, als das Zufällige zu entfernen.«⁵⁸

Um zum Ziel gelangen zu können, muss die philosophische Betrachtung durch die vielen Wörter des gebildeten Geistes hindurch, den Hegel als die Entfremdung bestimmt. In der überbordenden, erschöp-

⁵⁶ Georg Friedrich Wilhelm Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, Hamburg 1988, S. 345.

⁵⁷ Vgl. zu dieser Diskussion den Exkurs zu Hegel in Karlheinz Barck: *Poesie und Imagination. Studien zu ihrer Reflexionsgeschichte zwischen Aufklärung und Moderne*, Stuttgart 1993, S. 243–263, bes. S. 260.

⁵⁸ Georg Friedrich Wilhelm Hegel: *Die Vernunft in der Geschichte* (Fassung 1820), Hamburg 1955, S. 29.

fenden »Faselei von Weisheit und Tollheit«, die Rameaus Neffe im von Goethe 1805 übersetzten Dialog Diderots bis zur totalen Entnervung seiner selbst und der Zuhörer darbietet, erblicken Goethe und Hegel das Paradigma des entfremdeten Geistes, das historisch unvermeidlich aufsteigende »Gemische von eben soviel Geschick als Niedrigkeit, von ebenso richtigen als falschen Ideen, von einer so völligen Verkehrtheit der Empfindung, so vollkommener Schändlichkeit, als gänzlicher Offenheit und Wahrheit«. ⁵⁹

Mit jedem Schritt der Bildung, mit jeder Silbe, die mehr über unsere Lippen geht, im Prozess der Zivilisation und der Säkularisierung, wird das eine, einsilbige Wort immer leiser, zuletzt unhörbar. Das Bewusstsein des Ideals geht verloren im Geräusch und kann, für den reflektierten Idealisten, nur durch diesen Verlust hindurch restituiert werden: »Es ist der Schmerz, der sich als das harte Wort ausspricht, *dass Gott gestorben ist.*« ⁶⁰ Hegel, und darin liegt die Pointe des Rekurses auf Goethes Diderot, Hegel fordert keineswegs die Regression des gebildeten Geistes auf die Einsilbigkeit des Wortes, sondern statuiert, dass das absolute Wissen nur erlangt werden kann, wenn der gebildete Geist, auf der Couch des Philosophen, sich selbst in jener schwatzhaften Zerrissenheit, die Roland Barthes als »Diskurs der reinen Kontingenz« beschreibt, ⁶¹ ganz durchleidet. Dem eitlen Bewusstsein erscheint die Eitelkeit aller Dinge, und indem es die Eitelkeit aller Dinge erkennt, wird es selbst zum festen Grund ihrer stoischen Beurteilung:

Es ist die sich selbst zerreißende Natur aller Verhältnisse und das bewusste Zerreißen derselben; nur als empörtes Selbstbewusstsein aber weiß es seine eigene Zerrissenheit, und in diesem Wissen derselben hat es sich unmittelbar darüber erhoben. In jener Eitelkeit wird aller Inhalt zu einem Negativen, welches nicht mehr positiv gefasst werden kann; der positive Gegenstand ist nur das *reine Ich selbst*, und das zerrissne Bewusstsein ist *an sich* diese reine Sichselbstgleichheit des zu sich zurückgekommenen Selbstbewusstseins. ⁶²

Die These, mit der ich schließen möchte, lautet: Bei Freud zerfällt etwas in zwei Teile, um dessen Integration sich der deutsche Idealismus bemüht hatte, um die Integration von Glauben und Wissen, Sehnsucht und Philosophie. Jenseits der komplizierten Textlage bei Freud selbst handelt man sich mit dem Ideal, mehr noch als im Fall der Sublimierung, die Frage nach der historischen Filiation des Terminus ein. Immerhin gehört der Begriff zu denen, die ihren Weg aus der Erbmasse des Idealismus

⁵⁹ Hegel: *Phänomenologie des Geistes* (Anm. 56), S. 345.

⁶⁰ Ebd., S. 490.

⁶¹ Barthes: *Das Neutrum* (Anm. 42), S. 62.

⁶² Ebd., S. 348.

direkt in die Psychoanalyse finden. Es ist bemerkenswert festzustellen, wie wenig dieser Umstand erstaunt, gehört doch der Begriff des Ideals, zumal in seiner komplexen Verwobenheit mit der ›Idee‹, zu den Zentralbegriffen der Philosophie überhaupt. Kaum etwas liegt näher, als die Frage nach der philosophischen Dimension der Psychoanalyse, das Problem des ›Psychologismus‹, vom Ideal her aufzurollen.⁶³ Einer der wichtigsten historischen Gründe für den Ersatz des Begriffs Philosophie durch den der Theorie ist darin zu sehen, dass man sich so die Frage des Psychologismus erspart, die Frage, ob Psychologie transzendentalen Status hat bzw. wie man legitimieren kann, dass Begriffe aus einer Tatsachenwissenschaft philosophisch gebraucht werden. Philosophie wird Theorie, sobald die Begriffe der Psychoanalyse in ihren Diskurs einwandern. Womöglich kann man ein besseres Verständnis der Spaltung im Ideal, die Freud hinterlässt, erarbeiten, wenn man erneut die Traditionsbestände mustert, von denen her auch er seine Terminologie bezog. Symptomatisch ist hier, dass, abgesehen von einem Aufsatz Liliane Weissbergs, Studien zur intensiven Schiller-Rezeption Freuds offenbar ganz fehlen. Neben dem Gebrauch des Wortes ›Ideal‹ selbst sind es Freuds explizite Hinweise auf den Eros philosophischen Denkens und die höchsten ethischen und sozialen Werte im Kontext seiner Bestimmung des Ideals, die diese Frage aufwerfen.

Indem er dem Ideal einen doppelten Ursprung zuweist, hinterlässt Freud eine doppelte Aufgabe: Erneute empirische Forschung hätte den faktischen Ursprung der Idealbildung zu studieren, die von struktureller Bedeutung für das Kultur bildende Projekt der Sublimierung ist. Der theoretischen Arbeit aber hinterlässt Freud die Aufgabe, zwischen dem kindlichen Ideal der Sehnsucht und dem gnadenlosen Gebot des Über-Ichs zu überbrücken, was, wie der knappe Blick auf Hegel illustrieren sollte, zur Neuaneignung der gescheiterten, überlieferten Versuche motiviert, Glauben und Wissen zu integrieren. In den Blick kommt solcher Bemühung der Begriff, der zwischen dem unduldsamen Ideal und stets aufschiebender Sublimierung vermittelt, bei Freud selbst aber merkwürdig blass und unterbestimmt geblieben ist. Die zerreißen Spannung zwischen der Sublimierung und dem Ideal, das die Sublimierung beständig verraten muss, fordert auf zur erneuten Ausarbeitung

⁶³ Odo Marquards großes Buch: *Transzendentaler Idealismus. Romantische Naturphilosophie. Psychoanalyse*, Köln 1987, gehört nach wie vor zu den besten Untersuchungen zur begriffsgeschichtlichen Dimension der Psychoanalyse. Da Marquard aber die Genese der psychoanalytischen Begrifflichkeit v. a. über die romantische Naturphilosophie rekonstruiert, insbesondere über die entzauberte Romantiknatur, erörtert er nicht zureichend die Genealogie des Begriffs ›Ideal‹, die also ein Desiderat bleibt, auf das der vorliegende Text aufmerksam machen will.

einer Wissenschaft der Erfahrung des Bewusstseins, die »zweifellos nur schwer zu denken ist«, insofern sie sich womöglich mit dem Unbewussten der Psychoanalyse konfrontiert sieht. Mit Roland Barthes: »unendlicher Fortgang, Dialektik mit zwei Termen, ruheloser Taumel, denn das Drehkreuz schließt die Ruhe, den Stillstand, das Neutrum aus. [Wir sind] gefangen in der Strapaze des Paradigmas.«⁶⁴

⁶⁴ Barthes: *Das Neutrum* (Anm. 42), S. 109.

3.
Referenzen auf Freud

The rehabilitation of the drive in neuropsychanalysis: from sexuality to self-preservation

CONSTANTINA PAPOULIAS AND FELICITY CALLARD

The bridge between neuroscience and psychoanalysis

In the course of the last quarter century, and in tandem with the exponential growth in neuroscientific research, a number of writings have been published that address the relationship between psychoanalysis and the neurosciences.¹ Many of those writings have been characterized by their desire for the establishment of cordial relations, at the very least, or for future marriage, at their most optimistic. The hope that animates such desires is that the empirical potency of current brain-based neuropsychological research can amplify or clarify Freud's insights regarding the psychical apparatus. The Nobel Prize-winning neuroscientist Eric Kandel, for example, argued in 1998 that »The future of psychoanalysis, if it is to have a future, is in the context of an empirical psychology, abetted by imaging techniques, neuroanatomical methods, and human genetics.«² Kandel followed this statement a year later with a stronger call for the creation of a unified discipline: »One would hope that the excitement and success of current biology would

¹ See for example Rachel B. Blass and Zvi Carmeli: »Th Awareness, Desire e Case against Neuropsychanalysis: On Fallacies Underlying Psychoanalysis' Latest Scientific Trend and Its Negative Impact on Psychoanalytic Discourse,« in: *International Journal of Psycho-Analysis*, 88 (2007), 19–40; Arnold M. Cooper: »Will Neurobiology Influence Psychoanalysis?,« in: *Am I Psychiatry*, 142 (1985), 1395–1402; Eric R. Kandel: »Biology and the Future of Psychoanalysis: A new Intellectual Framework for Psychiatry Revisited,« in: *Am I Psychiatry*, 156 (1999), 505–521; Eric R. Kandel: »A New Intellectual Framework for Psychiatry,« in: *Am I Psychiatry*, 155 (1998), 457–469; Eric R. Kandel: *Psychiatry, Psychoanalysis, and the New Biology of Mind*, Arlington 2005; Mauro Mancina: »Implicit Memory and Early Unpressed Unconscious: Their Role in the Therapeutic Process,« in: *International Journal of Psycho-Analysis*, 87 (2006), 83–103; Jaak Panksepp: »Neuro-Psychoanalysis May Enliven the Mindbrain Sciences,« in: *Cortex*, 43 (2007), 1106–1107; Sydney E. Pulver: »On the Astonishing Clinical Irrelevance of Neuroscience,« in: *Journal of the American Psychoanalytic Association* 51, 1–18; Oliver Turnbull & Mark Solms: »Awareness, Desire and False Beliefs: Freud in the Light of Modern Neuropsychology,« in: *Cortex*, 43 (2007), 1083–1090; Oliver Turnbull & Mark Solms: »Big Issues, Little Issues ...,« in: *Cortex*, 43 (2007), 1116–1121; Watt: »The Dialogue between Psychoanalysis and Neuroscience: Alienation and Reparation,« in: *Neuro-Psychoanalysis*, 2 (2000), 183–192.

² Kandel: »A New Intellectual Framework for Psychiatry,« (note 1), 468.

rekindle the investigative curiosities of the psychoanalytic community and that a unified discipline of neurobiology, cognitive psychology, and psychoanalysis would forge a new and deeper understanding of mind«. ³ The emergence of neuropsychanalysis comprises a vigorous response to Kandel's hopeful prompting.

The nascent field of neuropsychanalysis positions itself as a putative bridge between two »historically divided disciplines«. ⁴ In this chapter, we address this attempt to bridge these two disciplines, through considering a particular scientific and conceptual debate that is taking place within this new field. Neuropsychanalysis is a diverse and loosely defined interdisciplinary field that comprises the efforts of researchers and clinicians within several branches of both psychoanalysis and the neurosciences to construct a shared space of inquiry in which clinical concepts and findings can be correlated with neuronal data and models. ⁵ While researchers differ in how they conceptualize the specific contours of this shared space, they tend to converge in their desire to figure out

³ Kandel: »Biology and the Future of Psychoanalysis,« (note 1).

⁴ This phrase is taken from the editors' introduction to the first issue of *Neuro-Psychoanalysis*. Edward Nersessian & Mark Solms: »Editors' Introduction,« in: *Neuro-Psychoanalysis*, 1 (1999), 3–4. The one significant critique of neuropsychanalysis published to date, that by Rachel Blass and Zvi Carmeli, argues that, far from being a bridge between two disciplines, neuropsychanalysis »rather leads to a new perspective on the nature of psychoanalysis – a biologicistic one«. They argue that the debate over neuropsychanalysis is therefore a debate »over the very essence and aims of psychoanalysis«. Blass and Carmeli: »The Case against Neuropsychanalysis,« (note 1), p. 20. Our chapter, while sharing Blass and Carmeli's critical focus on the role of biology within neuropsychanalysis, is preoccupied with a different issue. Their critique centres on the marginalization of »psychological meaning, truth and ideas« (p. 37) within what they see as a biologized neuropsychanalysis. Our concern here lies in the way in which neuropsychanalysis positions the drive in the service of self-preservation, which, we suggest, has ramifications for how it conceptualizes the psyche, and for how it uses and interprets neuroscientific findings.

⁵ We shall use the words neuropsychanalysis and neuropsychanalysts as umbrella terms to denote those committed to bringing the neurosciences into conversation with psychoanalysis; it is important to note that not all of those engaged in such conversations would describe themselves as neuropsychanalytic researchers. These words are arguably most closely associated with the neuroscientist and psychoanalyst Mark Solms, and with the research published in the journal *Neuro-Psychoanalysis*, which Solms co-founded. For a selection of research published elsewhere that could be described as neuropsychanalytic, see: Ariane Bazan: *Des fantômes dans la voix: Une Hypothèse neuropsychanalytique sur la Structure de L'inconscient*, Montreal 2007. Robin L. Carhart-Harris & Karl J. Friston: »The Default-Mode, Ego-Functions and Free-Energy: A neurobiological Account of Freudian Ideas,« in: *Brain*, 133 (2010), 1265–1283; Robin L. Carhart-Harris et al.: »Mourning and Melancholia Revisited: Correspondences between Principles of Freudian Metapsychology and Empirical Findings in Neuropsychiatry,« in: *Annals of General Psychiatry*, 7 (2008); Mauro Mancia: *Psychoanalysis and Neuroscience*, New York 2006; Avi Peled: *Neuroanalysis: Bridging the Gap between Neuroscience, Psychoanalysis, and Psychiatry*, Hove 2008.

how Freudian concepts might be anchored through neurobiological and anatomico-functional investigations.⁶

For the purposes of this chapter, we confine ourselves to discussions taking place within the journal *Neuro-Psychoanalysis*, and in associated publications by some of its most prominent contributors. *Neuro-Psychoanalysis* has been a key mouthpiece of the field since its establishment in 1999. *Neuro-Psychoanalysis*, as the introduction in the first issue by editors Edward Nersessian and Mark Solms makes clear, assumes an underlying ›unity of purpose‹ between neuroscience and psychoanalysis. Indeed, Solms and Nersessian use a quotation from Freud's *The Interpretation of Dreams* to present this purpose as the rendering intelligible of »the complications of mental functioning,« which would proceed through a dissection of that functioning and an assignation of »different constituents to different component parts of the apparatus.«⁷ Researchers at the forefront of the neuropsychanalytic project are convinced that neuroscience and psychoanalysis »are ultimately pursuing the same task«: while they are understood to have approached this task »from radically different perspectives,« there is, these researchers argue, the possibility of »consilience.«⁸ Our argument proceeds by investigating how neuropsychanalysts conceptualize the »complications of mental functioning« with a view to producing such consilience.

We focus here on neuropsychanalytic discussions of the drive (*Trieb*). The drive is, of course, one of the most central terms in Freud's writings, as it represents the fundamental force animating the psychic apparatus. The drive was also the focus of extensive discussion in the first few issues of the journal *Neuro-Psychoanalysis*, and has been so again periodically

⁶ Carhart-Harris & Friston, for example, discuss the importance of »explor[ing] the notion that Freudian constructs may have real neurobiological substrates« (»The Default-Mode, Ego-Functions and Free-Energy,« note 5). Mauro Mancia argues that the new conversations between neuroscience and psychoanalysis are »intended to produce experimental data to amplify basic psychoanalytical concepts and give them anatomical-functional consistency in the attempt, already theorized by Freud, of one day being able to explain the mind ... in scientific terms as close as possible to those used in chemistry, physics and biology« (Carhart-Harris & Friston: »The Default-Mode, Ego-Functions and Free-Energy,« [note 5], p. 1265; Mancia: *Psychoanalysis and Neuroscience*, [note 5], p. 2).

⁷ Sigmund Freud: »Interpretation of Dreams,« in: *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud*, ed. By James Strachey, London 1900.

⁸ These quotations are from Nersessian & Solm's »Editors' Introduction,« to the first issue of the journal *Neuro-Psychoanalysis* (Nersessian and Solms: »Editors' Introduction,« [note 4], p. 3). The editors specify that the journal »will publish unsolicited original articles on any topic that can facilitate consilience between psychoanalysis and neuroscience« (p. 3). The title of Jaak Panksepp's article in the first issue is Jaak Panksepp: »Emotions as Viewed by Psychoanalysis and Neuroscience: An Exercise in Consilience,« in: *Neuro-Psychoanalysis*, 1 (1999), 15–38. The term ›consilience‹ is most obviously associated with E. O. Wilson (Edward O. Wilson: *Consilience: The Unity of Knowledge*, New York 1998).

since. The writings on which we focus attempt to meld a particular set of Freudian formulations with experimental data and concepts drawn from a range of neuroscientific and allied disciplines. We argue that in doing so, the writings are committed to submitting both the normative workings of the psyche and the neurobiological systems that may correlate with such workings to the function of self-preservation. This overarching commitment, we claim, shadows and determines both neuropsychanalytic readings of Freud's texts, as well as neuropsychanalytic researchers' discussion of neurobiological findings.

Our argument moves from a consideration of the place of the drive in psychoanalysis to an elaboration of some of the recent neuropsychanalytic attempts to pin down the drive. We subsequently turn briefly to the writings of psychoanalyst and philosopher Jean Laplanche, whose own readings and recastings of the Freudian oeuvre centrally engage the question of the drive. Laplanche provides an exemplary counterpoint to the neuropsychanalytic writings, in so far as he is preoccupied with untethering the drive – and, through it, the psychic apparatus – from self-preservation. Laplanche acknowledges that Freud's writings on the drive do indeed frequently engage the register of self-preservation – and manifest a frequent recourse to a language of ›function‹ and ›need‹. Through careful readings of the Freudian corpus, he argues, however, that the key discovery of psychoanalysis, that of the vicissitudes of human sexuality, perverts the register of self-preservation. For Laplanche, *»it is sexuality which represents the model of every drive and probably constitutes the only drive in the strict sense of the term«*⁹; any formulation of the drive that in some ways cleaves to psychoanalysis must, on Laplanche's account, therefore contend with the vicissitudes of human sexuality and the perversion of ›function‹ that it subtends. In the course of the chapter, we focus on the neuropsychanalytic investment in self-preservation in order to reflect on how guiding assumptions (whether explicit or implicit) underpin the approaches that those from different disciplines and epistemological starting points take to reading Freud. In so doing, we indicate how such guiding assumptions shadow neuropsychanalytic claims that there might be *»a unity of purpose«* between the two *»historically divided disciplines,«* and pose dangers as well as openings for interdisciplinary projects such as neuropsychanalysis.

⁹ Jean Laplanche: *Life and Death in Psychoanalysis*, translated by Jeffrey Mehlmann, Baltimore 1976, p. 8.

The drive in psychoanalysis

Our choice of focus on the drive as it is discussed in neuropsychanalytic writings is motivated in at least three ways. First, and centrally, the drive is not only a central concept in Freud's work but one that articulates the passage between the somatic and the psychic. Freud claims that the concept of the drive is located »on the frontier between the mental and the somatic«,¹⁰ and in this sense the concept itself embodies the question of the relation between what are posited as two distinct domains. As such, ›drive‹ invokes a problematic that is also central within neuropsychanalysis. Secondly, Freud's drive theory is characterised by a remarkable volatility. On the one hand, Freud was centrally preoccupied with conceptualizing the fundamental forces or impulses that drive the human subject across the span of his work.¹¹ At the same time, however, the precise number and dynamics of such forces and their relation to the body's biological needs underwent considerable recastings in Freud's writings. Freud, in his first elaboration of the drive (*Trieb*)¹² in 1905, set up a distinction between a sexual force (libido) and biological needs (for example, the need for nourishment); he later recast this distinction as an antagonism between sexual drives and self-preservative or ego-drives (around 1910); finally, he installed the more ›mythic‹ opposition between the life and death drives, supplemented by their composites, in 1920.¹³ Thirdly, in so far as the drive marks the space of a quasi-biological foundation of the psyche, it has become

¹⁰ Sigmund Freud: »Instincts and Their Vicissitudes,« in: *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud*, ed. By James Strachey, London 1915, p. 122.

¹¹ Starting with his posthumously published »A Project for a Scientific Psychology«. (Sigmund Freud: »A Project for a Scientific Psychology,« in: *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud*, ed. by James Strachey, London 1950, 281–391.) Here, Freud discusses the organisms's subjection to two kinds of excitation (*Reiz*).

¹² In what follows, we refer to ›drive‹ in the singular, when discussing Freud's drive theory. Freud of course talked about a conflict between *drives* in some of his work. In choosing the singular in our discussion of Freud's work, we do not wish to point to the drive as a homogeneous force, but rather refer to *drive* as a dimension which signals the passage from the somatic to the psychic. In this chapter we also refer to components of the drive, and will retain the term in the singular or plural as it appears within neuropsychanalytic writings.

¹³ Sigmund Freud: »Beyond the Pleasure Principle,« in: *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud*, ed. by James Strachey, London 1920, 1–64; Sigmund Freud: »The Psycho-Analytic View of Psychogenic Disturbance of Vision,« in: *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud*, ed. by James Strachey, London 1910, 211–218; Sigmund Freud: »Three Essays on the Theory of Sexuality,« in: *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud*, ed. by James Strachey, London 1905, 123–246.

something of a scandalous concept within contemporary psychoanalysis. As Mark Solms and Oliver Turnbull, in their 2002 monograph *The Brain and the Inner World*, note in an amusing understatement, the drive »seems to be unfashionable in psychoanalysis nowadays,« even though »[i]t is unclear why this happened«. ¹⁴ Before moving any further, we shall briefly consider this fall from grace of the drive, since the terms of this psychoanalytic rejection may illuminate the terms of what we have called the drive's rehabilitation in neuropsychanalysis.

Indeed, many contemporary psychoanalytic traditions have established their domain through an abandonment of the drive as a crude or unnecessary concept. Generally, drive theory has been read as the clearest expression of Freud's adherence to Helmholtz's physiological research, that is, to what is commonly regarded as an outdated mechanistic model of the psychic apparatus as a thermodynamic system. ¹⁵ Additionally, the drive has been denounced as a speculative wilderness encroaching on Freud's writings and therefore turning them away from observable, clinical facts. ¹⁶ (While this assessment most frequently arises in relation to the death drive, it is significantly buoyed by Freud's own claim that drive theory is »our mythology.«) ¹⁷ Finally, the rejection of the drive has corresponded with many contemporary psychoanalysts' rethinking of psychic space through object relations and intersubjective engagements, and their seeking to minimise the determinism of endogenous forces in the production of that space. ¹⁸

There is, however, an additional dimension to this post-Freudian rejection of the drive, which demands our attention insofar as this dimension becomes central to neuropsychanalytic discussions of the drive. A substantial impetus for psychoanalysts' rejection of Freudian drive theory is drawn from the wide acceptance of John Bowlby's claims

¹⁴ Mark Solms & Oliver Turnbull: *The Brain and the Inner World*, New York 2002, p. 117.

¹⁵ See, for example, Arnold Modell: »The Concept of Psychic Energy,« in: *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 11 (1963), 605–618; Joseph Sandler et al.: *Freud's Models of the Mind: An Introduction*, London 1997, p. 74.

¹⁶ See, for example, Leopoldo Fulgencio: »Winnicott's Rejection of the basic Concepts of Freud's Metapsychology,« in: *International Journal of Psycho-Analysis*, 88 (2007), 443–461; Daniel N. Stern: *Interpersonal World of the Infant: A View from Psychoanalysis and Developmental Psychology*, New York 1985.

¹⁷ Sigmund Freud: »New Introductory Lectures on Psychoanalysis,« in: *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud*, ed. by James Strachey, London 1933, p. 95.

¹⁸ Stephen A. Mitchell: *Relational Concepts in Psychoanalysis: An Integration*, Cambridge 1988; Tehodore Shapiro & Robert N. Emde: *Affect: Psychoanalytic Perspectives*, Madison 1993; Charles Spezzano: *Affect in Psychoanalysis: A Clinical Synthesis*, Hillsdale et al. 1993; Robert D. Stolorow: »The Intersubjective Context of Intrapsychic Experience: A Decade of Psychoanalytic Inquiry,« in: *Psychoanalytic Inquiry*, 11 (1991), 171–184.

regarding the importance of attachment between infant and carer in the production of psychic space.¹⁹ Here, what is being rejected is not the biological as such, but rather Freud's insistence on the foundational place of *libido* in his drive theory. Bowlby, in his work with deprived children, had come to emphasise the importance of attachment for child development,²⁰ and vociferously to reject Freud's insistence that such development should be understood primarily through the vicissitudes of infantile sexuality. Notably, Bowlby framed his rejection of the primacy of libidinal drive as a rejection of the drive *tout court*, in so far as he defined attachment as a behavioural system, a concept borrowed from ethology. A behavioural system is »a species-universal neural program that organizes an individual's behavior in ways that increase the likelihood of survival.«²¹ Bowlby and attachment theorists, in replacing drive with behavioural systems, thereby construct a new foundation for psychic space, in which this space emerges under the auspices of self-preservation, fitted towards survival.

In sum, we see the drive being rejected as too biologicistic and not scientific enough, charged with introducing a sham biology, a biolog-ism within the psyche. At the same time, and under the gravitational pull of attachment theory, this rejection of ›sham biology‹ is also a rejection of Freud's emphasis on the libidinal foundations of the psyche. Here, drive theory, in its various recastings across Freud's own writings, becomes a placeholder not only for what Freud referred to as ›the biological‹ but also for the primacy of the sexual in the psychic apparatus. Seen in this way, we would suggest that the rejection of the drive in contemporary psychoanalysis is not so much a refusal of the biological within the psychic but rather a refusal of what we might term Freud's ›con-figuration‹ of the biological as the sexual in particular. It is our contention in this chapter that while much of contemporary psychoanalysis refuses this con-figuration and ejects drive theory altogether, neuropsychanalysis strives to gather and to streamline both Freud's ›biologism‹ and his emphasis on the primacy of the sexual under the aegis of self-preservation, as the evolutionarily driven function of the psyche. In what follows, we consider some of the referential strategies through which such streamlining or normalization has been attempted to date.

¹⁹ John Bowlby: *Attachment and Loss*, Vol. 1 London 1969.

²⁰ World Health Organization: »Maternal Care and Mental Health: A Report Prepared on Behalf of the World Health Organization by John Bowlby.« Geneva 1951.

²¹ Mario Mikulincer: »Attachment, Caregiving, and Sex within Romantic Relationships: A Behavioral Systems Perspective,« in: *Dynamics of Romantic Love: Attachment, Caregiving, and Sex*, ed. by Mario Mikulincer et al., New York 2006, 23–44, here p. 24.

The drive in neuropsychanalysis

»Drive is the most ›biological‹ or embodied side of the mind ...«²²

The emphasis on the drive is important for the project of neuropsychanalysis, insofar as this project seeks to articulate psychoanalysis together with an affective neuroscience and with data gathered from animal models, thus challenging what is seen as a dominant cognitivist and human-centred bias in neuroscience as a whole.²³ Within many neuropsychanalytic writings, references to the Freudian drive theory supports an understanding of human motivation and action based on the sub-cortical and therefore non-cognitive functions of the brain. The drives (pluralised) are seen to mobilise the »perceptual world of the id«, an archaic foundation to the mental apparatus, or a »primary affective consciousness« that engages the representation of visceral states.²⁴ In this context, an emphasis on drive theory also restores the link between »the psychoanalytic understanding of the human mind« and »knowledge derived from all other animals.«²⁵

Any importation of the drive theory into neuropsychanalysis therefore needs to negotiate the latter's emerging neurobiological lingua franca, which is primarily based on the work of psychobiologist and neuroscientist Jaak Panksepp, specifically his formulation of Emotional Command Systems (ECSs), as established in his 1998 work *Affective Neuroscience: The Foundations of Human and Animal Emotions*.²⁶ Panksepp's work posits several distinct »emotional command systems« that instigate and orchestrate the diverse aspects of emotionality within the human brain.²⁷ Importantly, these ECSs represent evolutionarily prepared biological values that safeguard survival. The more basic of these systems are located within what are known as the *paleocortical* parts of the

²² Yoram Yovell: »Is There a Drive to Love?«, in: *Neuro-Psychoanalysis*, 10 (2008), 117–144, here p. 118.

²³ Neuropsychanalysis is indebted and committed to research on the neurobiology of emotion, particularly – as we shall show – to research by Jaak Panksepp. The journal *Neuro-Psychoanalysis* has published several contributions by Panksepp, and its first issue featured commentaries by two of the other most prominent researchers currently investigating emotion; Antonio Damasio and Joseph LeDoux (Antonio Damasio: »Commentary by Antonio R. Damasio«, in: *Neuro-Psychoanalysis*, 1 (1999), 38–39; Joseph LeDoux: »Psychoanalytic Theory: Clues from the Brain«, in: *Neuro-Psychoanalysis*, 1 (1999), 44–49.

²⁴ Mark Solms & Edward Nersessian: »Concluding Remarks«, in: *Neuro-Psychoanalysis*, 1 (1999), 91–96, here p. 93.

²⁵ Solms & Turnbull: *The Brain and the Inner World*, (note 14), p. 117.

²⁶ Jaak Panksepp: *Affective Neuroscience: The Foundations of Human and Animal Emotions*, New York et al. 1998.

²⁷ Panksep: »Emotions as Viewed by Psychoanalysis and Neuroscience«, (note 8), p. 18.

brain, which are the regions including and immediately surrounding the brain stem shared by all vertebrate life. Neurochemical activity across these regions is said to generate exploratory and mating behaviour as well as fight or flight responses, and this activity is codified as distinct yet interlocking ECSs, which Panksepp calls SEEKING, FEAR, RAGE, LUST. The remaining systems are positioned ›higher up‹ in evolutionary terms, in the sub-cortical regions shared by all mammals – these generate proto-social sequences related to separation anxiety, social bonding, and rough and tumble (Panksepp's PANIC, CARE and PLAY). While for Panksepp the expression of subjective feeling involves a complex and variegated interaction across these systems and the so-called higher cerebral processes, there is, nevertheless, nothing specifically human about the ECSs themselves and therefore about the basic architecture of subjective experience. Crucially, Panksepp acknowledges that while these systems are all set up to safeguard the organism by fulfilling its biological needs, their distinctiveness (through different neurochemical signatures, anatomical pathways and phenomenological expression), considerably complicates the possibility of such fulfilment. It is on this complex and heterogeneous neuronal field that neuropsychologists attempt to map Freudian drive theory.

Significantly, Panksepp himself clearly articulates the difficulty with mapping drive theory on to the subcortical emotion systems of the brain. The first issue of *Neuro-Psychoanalysis* hosts a dialogue between Panksepp, the journal's editors Edward Nersessian and Mark Solms, and several contributors, in which Panksepp insists that by attempting to find neuronal correlates for the Freudian drive, neuropsychologists are engaging in a fundamentally futile task. While Panksepp initially sketches several possible mappings of the drive, he finally claims that drive theory cannot subsist with the data of current neuropsychology, because Freud's conception of a global motivational force (libido) or a binary of such forces (ego-drives and sex-drives) are not consistent with the plurality and heterogeneity of the ECSs.²⁸ Despite Panksepp's considerable and ongoing reservations, however, the drive concept continues to be extensively discussed.

Indeed, from the very first article published in the journal *Neuro-Psychoanalysis*, Mark Solms and his colleagues are preoccupied with precisely such a mapping. To this end, they seize upon what will become a favoured and frequently cited definition of the drive from Freud's 1915 essay ›Instincts and their vicissitudes‹, where ›drive‹ refers to:

²⁸ Ibid. p. 27.

»the psychical representative of the stimuli originating from within the organism and reaching the mind, as a measure of the demand made upon the mind for work in consequence of its connection with the body«. ²⁹ This is the baseline referencing point both in Solms and Nersessian's opening salvo in the journal, as well as in numerous articles that discuss what they call Freud's theory of »motivation« in relation to neuropsychological findings. ³⁰ However, Solms and Nersessian precede their citation of passage from Freud with a very particular gloss on the psychoanalytic project:

According to Freud, the mental apparatus as a whole serves the biological purpose of meeting the imperative internal needs of the subject in a changing (...) external environment. These needs are expressed through »drives«: quantitative demands on the mental apparatus to perform work (i. e. to bring about the specific changes that are necessary to relieve current internal needs). ³¹

A number of things happen here. Right from the beginning, drive is defined as »quantitative demands,« in other words as pressure or an undifferentiated arousal (it is thus separable from the qualitative aspects of such demands, that is, from the experienced emotions as such). In addition, drive is submitted to an overarching function, the »biological purpose« of the mental apparatus as a whole to »meet« needs; in other words, it is conceived in terms of an overarching self-preservative purpose. ³² Furthermore, this submission is posited as Freud's own (»according to Freud«). ³³ In so far as drive is enlisted as a self-preservative function, it is pluralized and, under the auspices of self-preservation,

²⁹ Freud: »Instincts and Their Vicissitudes,« (note 10), p. 7.

³⁰ This quotation is used not only by Solms and Turnbull but by others publishing in *Neuro-Psychoanalysis* in their discussions of the Freudian drive.

³¹ Mark Solms & Edward Nersessian: »Freud's Theory of Affect: Questions for Neuroscience,« in: *Neuro-Psychoanalysis*, 1 (1999), 5–14, here p. 5.

³² This paper by Solms and Nersessian also describes the »evolutionary ›why?‹ »of affect as the assigning of value to the state of the mental apparatus, a process that is »an innate mechanism crucial for reproductive survival« (p. 5). Elsewhere, Solms (in collaboration with Oliver Turnbull) states that: »Freud argued that the unconscious mind was dominated by unconstrained instinctual mechanisms – which in turn revealed the fundamentally *biological* nature of human mental life. Thus humans, no less than other living creatures, are animals: driven by evolutionarily conserved drives.« (Turnbull & Solms: »Awareness, Desire and False Beliefs,« [note 1], p. 1084) These formulations provide further evidence of Solms and other neuropsychologists' commitment to conceptualizing the psychical apparatus in its entirety as under the yoke of biological, evolutionary pressures.

³³ Indeed the psychoanalyst André Green, who was one of the commentators for Solms and Nersessian's article, vigorously refuted the legitimacy of this reference to Freud, arguing that »the task of meeting the imperative internal needs is that of the ego« and not the »mental apparatus« as a whole (André Green: »Consilience and Rigour: Commentary by André Green,« in: *Neuro-Psychoanalysis*, 1 [1999], 40–44, here p. 41).

rendered compatible with the bio-evolutionary terrain of the ECSs, while at the same time, made analytically distinct from the latter. From the beginning then, an alignment of drive with an overarching self-preservative function is not only posited as a Freudian claim; it is in addition defined as the challenge to be met through a gathering of the evidence accruing from the various local experimental findings on the workings of the ECSs. As a result, and throughout numerous neuropsychanalytic texts, drive is imagined and re-imagined as »motivations«, which, while not strictly localisable, nevertheless both coincide with and yet disarticulate the chemical and anatomical distinctiveness of the ECSs.

Solms' and Turnbull's *The Brain and the Inner World* constitutes a more sustained attempt to meet Panksepp's reservations about drive theory. Here, the Freudian drive is immediately qualified as ›appetitive‹ in an adaptive correction of Freud's narrow ›libidinal‹ emphasis: Solms and Turnbull state in a footnote that, »[w]here Freud used the sexual term ›libido‹ to denote the mental function activated by our bodily needs of all kinds, modern neurobiologists speak of ›appetites‹.«³⁴ This particular manoeuvre appears to render the drive concept compatible with a more generalized repertory of biological needs addressed by the ECSs. For Solms and Turnbull, neurobiological findings necessitate this correction: in the complex neurochemical terrain of brain systems, a single drive as motivating force has strictly speaking no precise equivalent if such drive is qualified as a libidinal force. This is because the ECSs address different types of needs (the only approximation to a libidinal dimension would be Panksepp's LUST system, but LUST activates specific mating behaviour, narrowly understood). Instead, ›drive‹ for Solms and Turnbull comes to signify initially the mental readout of different bodily needs. In this sense, ›drive‹ is, once again, conceptualized as a purely quantitative measure; it is a kind of proto-registration of homeostatic imbalances, before these imbalances become qualified as distinct feelings of arousal (including sexual arousal, as one type of arousal among others).³⁵ In *The Brain and the Inner World*, as in most neuropsychanalytic texts that follow, this qualification of drive as an ›appetitive‹ function, allows the Freudian concept to disperse across different levels of brain complexity, which then become its components: ›drive‹ is envisaged as surging from the brain stem's homeostatic need regulators and works through Panksepp's SEEKING system, a dopamine-activated system that

³⁴ Interestingly, this corrective gesture aligns the Freudian libido with that of Jung's concept of ›undifferentiated energy,‹ and in so doing effectively erases the significant dispute between Freud and Jung regarding the drive.

³⁵ Solms & Turnbull: *The Brain and the Inner World*, (note 14), p. 118.

initiates exploratory, purposeful behaviour.³⁶ Unlike the case of other ECSs, the activation of SEEKING is not attached to the experience of a specific emotional tonality: rather, SEEKING activation generates the felt experience of anticipation and diffuse craving, and, as such, can be posited as a foundation for the functioning of all other ECSs.³⁷ However, this adaptive ›correction‹ of the Freudian drive towards a more undifferentiated appetitive function runs into a further set of problems, since emerging experimental findings suggest that craving urges are not necessarily submitted to the purpose of meeting biological needs.

The neuropsychanalytic reorientation of Freudian drive theory as the expression of biological needs means that any *non-adaptive* activation of the SEEKING system then needs to be understood through a discourse of malfunction and addressed through a supplementary concept. Thus, when Solms and Turnbull present the neurobiological correlates of addictive behaviours, they speak of a ›hijacking‹ of drive from its original appetitive functions to pathological, ›pseudo-appetitive‹ ones.³⁸ Even with the supplementary correction, however, the SEEKING system still falls short of the definition of the drive. Howard Shevrin (a psychologist with psychoanalytic and neuroscientific research interests) debated the correctness of the association that Panksepp had tentatively suggested vis-à-vis the drive and SEEKING in another issue of *Neuro-Psychoanalysis*.³⁹ Shevrin noted that while Panksepp's system is ›inherently objectless and amorphously affective,‹⁴⁰ the experimental findings from which Panksepp had drawn, in part, this concept testified to the perdurance of imperious cravings instigated uniquely by certain stimulants.⁴¹ (Rats stimulated in their mesoaccumbens, dopamine-activated system continue to press levers even in the absence of reward and while ignoring other needs – so that they go hungry and die of exhaustion unless

³⁶ This qualification of the drives as ›appetitive,‹ as well as their incorporation of different levels of brain complexity, is drawing considerable consensus. See for example: Yovell: ›Is There a Drive to Love?,‹ (note 22); Maggie Zellner: ›Neural Substrates of Drive Motivation and Cathexis,‹ in: *New York Psychoanalytic Society*. Arnold Pfeffer Center for Neuropsychanalysis, New York 2009.

³⁷ Solms & Turnbull: *The Brain and the Inner World*, (note 14), p. 117.

³⁸ *Ibid.*, p. 121.

³⁹ Panksepp: ›Emotions as Viewed by Psychoanalysis and Neuroscience,‹ (note 8), p. 23; Howard Shevrin: ›Commentary on Jaak Panksepp's Response,‹ in: *Neuro-Psychoanalysis*, 1 (1999), 247–250, here p. 247.

⁴⁰ Shevrin: ›Commentary on Jaak Panksepp's Response,‹ p. 247.

⁴¹ For a review of these experimental findings on addiction, see Kent C. Berridge and Morten L. Krangelbach: ›Affective Neuroscience of Pleasure: Reward in Humans and Animals,‹ in: *Psychopharmacology*, 199 (2008), 457–480.

stopped or presented with food immediately accessible to them.)⁴² For Shevrin, that original work on addiction may be closer to approximating a Freudian drive-like force than Panksepp's later elaboration of the SEEKING system. This is because, both the Freudian drive and the craving pangs of addiction are »specific to objects which can gratify the drive,«⁴³ whereas in Panksepp's model, SEEKING is objectless and diffuse. Shevrin here disputes the validity of Panksepp's move from the specificity of data on addiction to what he sees as a generalisation about a foundational transmammalian, hard-wired adaptive system. In so doing, Shevrin is also claiming that it is a certain excitability of the mesoaccumbens pathways rather than their submission to an assumed adaptive function, that can be said to better approximate the Freudian drive. In light of Shevrin's reservations, it could be claimed that dopaminergic activity in the mesoaccumbens resonates more with Freud's descriptions when it behaves in what Solms and Turnbull call »pseudo-appetitive« fashion, when it serves »no biologically useful purpose.«⁴⁴ Shevrin's intervention is significant here, because it questions neither the validity of the experimental data, nor the legitimacy of the reference to Freud. Instead, it questions the emerging overarching model according to which addictive behaviours, to use one example, constitute a hijacking of the drive's original purpose.

It is important to go further here: what does it mean in this context to talk, as Shevrin does, of objects capable of »gratify[ing] the drive«? While cocaine or amphetamines can function as such objects, what these substances do is not at all compatible with the Freudian account of the aim of the drive as it is most frequently used in neuropsychanalytic texts. While in »Instincts and their Vicissitudes« Freud claimed that the aim of the drive is to »remov[e] the state of stimulation at the source of the instinct,«⁴⁵ Solms and Turnbull's interpretation of this concept glosses this as an aim to restore »the homeostatic mechanisms« within their »acceptable range.«⁴⁶ In the case of the stimulated rats, by contrast, the hyper-excitation of their mesoaccumbens becomes an end in itself, and, by the same token, the addict craves cocaine not in order to stem this hyper-excitation, but on the contrary, in order to perpetuate it. Thus Shevrin's intervention brings to light a set of implicit models around

⁴² Howard Shevrin: »The Contribution of Cognitive Behavioral and Neurophysiological Frames of Reference to a Psychodynamic Nosology of Mental Illness.« n. d.

⁴³ Shevrin: »Commentary on Jaak Panksepp's Response,« (note 39), p. 247.

⁴⁴ Solms & Turnbull: *The Brain and the Inner World*, (note 14), p. 122.

⁴⁵ Freud: »Instincts and Their Vicissitudes,« (note 10), p. 122.

⁴⁶ Solms & Turnbull: *The Brain and the Inner World*, (note 14), p. 118.

self-preservation, which mobilise the meeting between Freudian drive theory and neuroscientific data.

These debates between Solms and his collaborators on the one hand, and Panksepp and Shevrin on the other, exemplify the trouble generated in the early attempts to position the drive as a bridge between the somatic and the psychic. We have argued that such positioning has been attempted through a series of assumptions; chief amongst these are an understanding of the drive as a pressure for the relief of bodily needs, as well as a translation of Freud's ›libidinal‹ as ›appetitive‹. We have suggested that these assumptions both enable and trouble such a positioning of the drive. We now turn to a second moment in these attempts, where something like a neuropsychanalytic consensus may be emerging, in order to consider how, and with what consequences, such a consensus may have engaged a revision of the earlier debates.

This moment is represented by the publication in 2008 in *Neuro-Psychoanalysis* of a paper by the psychoanalyst and neurobiologist Yoram Yovell entitled ›Is there a drive to love?‹⁴⁷ The paper proposes a neuropsychanalytic account of romantic love and, in this context, gives an extensive and succinct exposition of the Freudian drive theory, as well as performing further corrections to this theory in light of findings in neuroscience and developmental psychology. Here, Yovell initially affirms the positioning of Panksepp's SEEKING system as a neurobiological equivalent of drive ›pressure,‹ as well as reasserts the consequent neuropsychanalytic characterisation of drive as appetitive rather than libidinal. However, even in light of these ›corrections,‹ Yovell claims that there is still a considerable problem with the attempt to designate a certain appetitive function as the undifferentiated motivation of all ECSs. This is because: ›these other instinctual (emotional) systems are not elaborations of the libidinal drive. They are not derived from it, each of them has evolved for its own sake, and they serve other survival needs. Importantly, these other instinctual / emotional command systems are absent from Freudian theory.‹⁴⁸

To return to the subjective experience of romantic love: Yovell conjectures that it is not possible to understand the different aspects of that experience without resort to further, non-appetitive motivations. Such a hypothesis would also be fully supported in the Pankseppian model of independent ECSs serving ›other survival needs‹. In this context, non-appetitive basic motivations can find neurobiological equivalents in

⁴⁷ Yovell: ›Is There a Drive to Love?,‹ (note 22). Indeed, the issue as a whole is devoted to the drive, with Yovell's article as the target paper.

⁴⁸ *Ibid.*, p. 123.

the activation of two further ECSs, PANIC and CARE, which subtend separation anxiety and social bonding respectively. These latter ECSs are activated by neuromodulators that are distinct from and partly antagonistic to those engaged in the SEEKING system.⁴⁹ In light of this, Yovell proposes that, »drive theory may now be revised to include the contribution of nonlibidinal instinctual/emotional systems such as the attachment system. It may then serve as a useful *link* between psychoanalysis and the cognitive and affective neurosciences in their combined efforts to study and understand romantic love.«⁵⁰

To produce this link, Yovell appears to have effectively corrected Freud's prioritization of the libidinal drive, as well as Bowlby's and later attachment theorists' replacement of the drive concept with that of behavioural systems, in light of »what we know today«⁵¹ about the relative autonomy of ECSs. Here, the correlation of libido with SEEKING/LUST (two ECSs working together) is supplemented by that of attachment with PANIC/CARE. However, like the earlier moment in which the drive made possible a bridge between disciplines, this further apparent consolidation of that bridge obscures a similar set of assumptions. Here, in particular, the Freud that requires further supplementation is a very specific *neuropsychanalytic* Freud, one who has emerged through the establishment of equivalences between the drive and SEEKING, and between the libidinal and the appetitive in the first place. Yovell succinctly states, »the action of the SEEKING system is the closest biological correlate of the psychoanalytic concept of ... libidinal drive ... [but] there appears to be more in romantic love than libido.«⁵² What is not spelled out in this conclusion is the extent to which what Yovell identifies as the »psychoanalytic concept of libidinal drive« constitutes in fact a very particular *neuropsychanalytic* reading of a psychoanalytic concept. That is, the Freudian drive has been correlated to SEEKING only after having been submitted to the overarching assumption that drive is the general motivational pressure of biological needs and, as such, serves a specific evolutionary purpose. According to Yovell's logic, if the hypothesis of a libidinal/appetitive drive alone is not sufficient to explain romantic love, then further non-appetitive drives also serving

⁴⁹ This distinction between appetitive and non-appetitive is based primarily on one between neurotransmitters (primarily dopamine) and neuropeptides (such as oxytocin and vasopressin). The former are said to mediate sexual appetite, while the latter are associated with bonding behaviours. See *Ibid.*, p. 137–139.

⁵⁰ *Ibid.*, p. 140–141. italics added.

⁵¹ *Ibid.*, p. 128.

⁵² *Ibid.*, p. 138.

a specific evolutionary purpose need to be elaborated. That is to say, this formulation of »more ... than« – to return to Yovell's claim »more in romantic love than libido« – can only mean *more drives serving the same evolutionary purpose*, rather than *more to the drive than the servicing of this evolutionary purpose*.

Yovell's concluding remarks further elaborate on this »more ... than«. Indeed, after Yovell has accounted for what he sees as the sexual and attachment aspects of romantic love, through reference to the working of the SEEKING/LUST and the PANIC/CARE systems respectively, he turns to a further question. This is the question of the fixation on a particular object that characterises romantic love. At that point, Yovell brings forward fMRI animal studies to claim that some aspects of this fixation are mediated by »activation of dopaminergic transmission« (i. e. an activation of the SEEKING system), while others are »mediated by the neuropeptides oxytocin and vasopressin« (an activation of the CARE system). Here, the strengthening of object choice appears to work *across partly antagonistic ECSs* in ways that are not fully reducible to the distinct dynamics of these systems. Having hypothesised that a third drive enlisting the services of antagonistic dynamics may be required in order fully to explain romantic love, Yovell then concludes by questioning that very hypothesis »*it is not certain that these contributions [i. e. from antagonistic neuromodulators] fully account for the special characteristics according to which the choice of the beloved is made, nor for the intensity with which it is maintained.*«⁵³

Here, something remains unaccounted for, despite Yovell's readiness to pluralise the drive. In other words, a certain »more ... than« appears to exceed that pluralisation. Of course, there is nothing surprising about such a remainder: by definition, the project of bringing together two distinct disciplinary terrains will inevitably generate such problems. However, rather than concluding that the presence of this remainder indicates the measure of the work still to be done, we would suggest instead that such a remainder is the effect of a particular set of alignments between the sexual and the appetitive and between the drive and self-preservation. That is to say, it is an effect not of the encounter between Freud and neurobiological data as such, but rather of a certain reading of Freud that is already in operation to facilitate this particular encounter. In the remainder of this chapter, we schematically outline the stakes of an alternative reading of Freud, insofar as this latter reading disturbs the possibility of an alignment between drive and self-preservation.

⁵³ Ibid., p. 139.

This reading insists that the drive *qua sexuality* splits apart the model of the human organism as solely devoted to the tasks of homeostatic self-regulation and self-preservation.

Sexuality and the drive: Laplanche reads Freud

The philosopher and psychoanalyst Jean Laplanche, in an extended and meticulous exegesis of Freud's oeuvre that has been conducted over the course of several decades, illuminates what might be at stake in the difficulty that neuropsychanalytic research has in locating – and operationalizing – the drive.⁵⁴ Laplanche posits that Freud's texts themselves are organised around a difficulty in ›locating‹ the drive, and that they are characterized by repeated attempts to cover over and normalise the trouble that the drive marks. This trouble is for Laplanche the trouble posed by sexuality, which he conceptualizes as that which installs the psychic apparatus as parasitic upon the order of biological needs. The drive troubles the insistence on self-preservation, such that the psychic names that which exceeds the logic of self-preservation. On Laplanche's account, the drive within Freud fundamentally names that which *exceeds* function.

Central to Laplanche's endeavours is the conceptual distinction that he makes between the drive (*Trieb*) and the instinct (*Instinkt*). That Freud employs two terms – *Instinkt* and *Trieb* – indicates for Laplanche the import that he placed on the drive's difference from those models indebted to behavioural patterns.⁵⁵ Laplanche at this point performs a reading that has something in common with that of the neuropsychanalysts: for example, Solms and Nersessian claim that the drive »concern[s] the

⁵⁴ English-speaking audiences remain deprived of much of the force of this exegesis, since many of Laplanche's key writings remain untranslated. Of those that have been translated, most central to the argument we are pursuing here are: Jean Laplanche: *Essays on Otherness*, London et al. 1999; Laplanche: *Life and Death in Psychoanalysis*, (note 9); Jean Laplanche: *New Foundations for Psychoanalysis*, Translated by David Macey, Oxford 1989.

⁵⁵ Curiously, neuropsychanalytic writings both acknowledge and do not acknowledge this fundamental distinction. This is most obvious in Yovell's paper »Is there a drive to love?,« in which he admits that drive is a better translation of *Trieb* than instinct, and indeed cites Jean Laplanche and Jean-Bertrand Pontalis on the drive (Jean Laplanche & Jean-Bertrand Pontalis: *The Language of Psycho-Analysis*, Translated by Donald Nicholson-Smith, New York 1973). However, Yovell then proceeds to use the term »instinct« to signify a component part of the drive. Indeed, for Yovell, SEEKING as instinct becomes the neuronal equivalent of such a component (Yovell: »Is There a Drive to Love?,« [note 22], p. 140–141, italics added). This association of an ECS with an instinct is not specific to Yovell but subtends Panksepp's model as a whole.

mental representation of the fundamental processes of organic life«. However, this claim leads Solms and Nersessian to urge for a »parsing of such general concepts into a range of more specific constructs which lend themselves more readily to detailed scientific research«. ⁵⁶ This means that they map particular components of the drive across different brain systems and end up pluralizing the drive when such mapping can no longer justify a unified concept. In their reading, different instinctual/emotional systems become different components of the drive. In contrast, Laplanche argues that the concept of ›drive‹ refers to a *sexualisation* of the instinctual functions as such. Here, he makes use of Freud's concept of »anaclisis« (to use Strachey's translation) or »leaning on« (to use Laplanche's favoured translation of *Anlehnung*), to refer to the relationship between the sexual drive and instinctual or self-preservative functions of the organism. »Leaning on« refers, on Laplanche's account, to how the drive props itself on and emerges from »those vital functions which furnish [it] with an organic source, an orientation and an object«. ⁵⁷ Laplanche contends that Freud's concept of drive establishes a radical disarticulation of the register of self-preservation (the satisfaction of vital needs). Instincts (such as the vital need of hunger as well as of attachment) are indeed to be conceptualized as preformed behavioural patterns that are more or less adapted to certain types of objects and have certain clearly definable aims associated with homeostasis. But understanding the vicissitudes of the drive – its source (...) orientation and (...) object – requires a different register from that of the behavioural systems. This for Laplanche is the register of sexuality, which performs what he terms a radical »dehiscence« (or splitting asunder) of those vital functions. ⁵⁸ Here, as in Freud, sexuality does not signify an urge to reproduce, but rather refers to »a whole range of excitations and activities which may be observed from infancy onwards, and which procure a pleasure that cannot be adequately explained in terms of the satisfaction of a basic physiological need.« ⁵⁹

The drive as constituted through dehiscence is most visible in the divergence between the objects of the vital order/behavioural systems (which are objects of *need*) and the object of the drive (which then gives rise to desire). While the objects of the drive appear at first glance to shadow those of the instinct, the latter are in fact fundamentally re-invested and thus recast as erotogenic objects, that is, as objects that afford

⁵⁶ Solms & Nersessian: »Concluding Remarks,« (note 24), p. 94.

⁵⁷ Laplanche & Pontalis: *The Language of Psycho-Analysis*, (note 55), p. 29.

⁵⁸ Laplanche: *Life and Death in Psychoanalysis*, (note 9), p. 25.

⁵⁹ Laplanche and Pontalis: *The Language of Psycho-Analysis*, (note 55), p. 418.

a certain kind of arousal. The prototypical example of this is the breast: while the breast as nourishment – in its provision of milk – satisfies hunger, the contact between breast and mouth generates excitement.⁶⁰ Here, craving for this arousal – sensual sucking – re-invests the appetite for milk and nourishment. In this reading, *the drive inhabits and perverts the functional systems*. As Laplanche puts it, the *source* of the drive is the *instinct in its entirety*: »The entire instinct with its own ›source‹, ›impetus‹, ›aim‹, and ›object‹, [...]; the instinct, kit and caboodle with its four factors, is in turn the source of a process which mimics, displaces, and denatures it: the drive.«⁶¹ Consider, in this context, Solms and Turnbull's distinction between the appetitive and the pseudo-appetitive: the latter relates to occasions (such as addictions) when the activation of SEEKING »serves no biologically useful functions«. While for Solms and Turnbull an activity outside the realm of self-preservation constitutes a pathological development, for Laplanche, such activity actually instantiates the sexual drive: indeed, the drive is the denaturing of vital needs *as such*.

Laplanche's work is particularly engaged with the relationship between the drive and the early bonds between carer and infant. He reads Freud's elaboration of infantile sexuality emerging out of such gestures and objects of care not simply as a tale of derivation (sexuality is derived from a more primal caring) nor as one of developmental distinction (sexuality is different from and is activated independently of caring), but rather as one of perversion (sexuality is a parasitic reinvestment of the gestures of caring).⁶² He claims that for Freud sexual life *is* »grafted on to [...] a relational life [that is][...] characterized in terms of self-preservative instincts or in terms of need«. ⁶³ We may be reminded here of Yovell's suggestion that the peculiar attraction to the *object*, which he sees as characteristic of the state of romantic love, cannot be fully accounted for by a pluralisation of drive and the enlisting of distinct, even antagonistic behavioural systems, because it somehow

⁶⁰ Laplanche: *Life and Death in Psychoanalysis*, (note 9), p. 15–22.

⁶¹ *Ibid.*, p. 22.

⁶² See the first two chapters, »The Order of Life and the Genesis of Human Sexuality« and »Sexuality and the Vital Order in Psychical Conflict« of *Ibid.* In Laplanche's later writings, he elaborates on these formulations in his general theory of »primal seduction«: the other's – care giver's – gestures and words carry unconscious sexual messages, and implant what Laplanche calls »enigmatic signifiers« into the primitive body-ego of the infant. These signifiers in turn are conceptualized as the source-objects of the drive. Laplanche thereby significantly departs from a conception of the drive's ›source‹ as an endogenously rooted biological stimulus (the conception used within neuropsychanalysis) to one that is infected by the inciting remnants of the other's gestures (see Laplanche: *Essays on Otherness*).

⁶³ Laplanche: *New Foundations for Psychoanalysis*, (note 54), p. 72.

exceeds these. Yovell makes these claims under the overarching assumption that romantic love, in its psychobiological dimensions, must be folded back to the order of self-preservation. Laplanche, by contrast would suggest that romantic love, insofar as it is potentiated through the vicissitudes of the drive, exceeds that order. Here, desire towards the love-object exceeds both the reproductive urges and affectionate bonds which may be present: for Laplanche, this would be because desire emerges as a re-investment of original objects of vital needs and thus constitutes them as an excessive dimension of such objects. Just as the breast concretises the arousing aspects of feeding, and acts as the initial focus of incorporative fantasies, so other arousals emerge (perversely) from the gestures of care and bonding. The object of the drive is thus subject to a very peculiar sort of contingency: it emerges via the object of need, but while it does not coincide with that object neither is it entirely separable from it. In this sense, the object of the drive does not exist in itself, but rather both is, and is not, the object of need: it is precisely »more ... than« that object.

What bearing might these formulations have on the neuropsychanalytic project? Laplanche argues that this logic of the sexual drive as that which marks a dehiscence of the register of self-preservation is perpetually in danger of being covered over by subsequent psychoanalytic traditions, as it was indeed in many of Freud's own texts. And this, Laplanche maintains, was because of Freud's frequent dependence on a biological theory of the drive, a theory held captive by *an adaptive logic* that returns the psychic apparatus to the demands of homeostasis and self-regulation. It is a similar adaptive logic that we see played out in the discussions of the emerging neuropsychanalytic consensus: here, the privileged text upon which the neuropsychanalysts tend to draw is »Instincts and their Vicissitudes,« a text that Laplanche has characterized as one in which the drive appears assimilable to »an analysis which is *also valid for so-called instinctual patterns of behavior*.⁶⁴ If we follow Laplanche's claim that Freud resorted to a certain adaptive logic (which he named »biology«) as a way to domesticate and render familiar the object of psychoanalysis (sexuality), then we might argue that neuropsychanalysts, in resorting to a similar adaptive logic (which directs their interpretation of neurobiological data), may also be performing a similar domestication.

⁶⁴ Laplanche: *Life and Death in Psychoanalysis*, (note 9), p. 13.

Reading Freud

In the brief for the conference »Freud's References,« out of which this book emerged, Gerhard Scharbert and Christine Kirchhoff asked, »What happens to Freudian concepts when they are referenced? To what extent do they change? To what extent do the references made to Freud differ?« We have argued that the neuropsychanalytic project tends towards a particular interpretation of Freud – and have intimated that it favours particular citations from Freud's body of work. (We have noted, in particular, the frequent invocation of a quotation from »Instincts and their vicissitudes« regarding the drive as »a measure of the demand made upon the mind for work in consequence of its connection with the body«.) This is in itself an unsurprising – and perhaps inevitable – finding, given that every turn, or re-turn, to Freud animates a distinctive network of references, associations and interpretations that relate to the rich Freudian *oeuvre*. In this sense, one could justifiably argue that Laplanche, too, proceeds by endowing particular Freudian texts (such as the *Three Essays on the Theory of Sexuality*) with greater interpretative valence than others. But we want to go further. Specifically, we wish to argue that those embedded in different disciplinary domains tend to *read differently*, though interdisciplinary endeavours frequently appear not to dwell on the potential implications that these differing practices of reading might have on the constitution and character of the new field.⁶⁵ We contend that Solms and Laplanche – to take two examples – differ not only in their selections from the Freudian corpus and in their interpretation of particular concepts within the Freudian *oeuvre*. More fundamentally, they proceed very differently in how they relate parts to whole; how they negotiate the relationship between Freud's development of terminology and the very ›objects‹ of psychoanalysis; and how they respond to the various registers – examples of which might loosely be described as empirical, scientific, speculative, figurative and aesthetic – that characterize Freud's writing. While we cannot adequately address these differences here, we would suggest that while Solms pursues what we might describe as a ›pragmatic‹ practice of reading, Laplanche explicitly performs a structural reading of Freud's *oeuvre*.

⁶⁵ This is a problematic that we have also addressed in an overlapping field – that of research in the humanities and social sciences that engages scientific research on ›affect‹; see Constantina Papoulias & Felicity Callard: »Biology's Gift: Interrogating the Turn to Affect,« in: *Body & Society*, 16 (2010), 29–56.

How, then, does Laplanche read Freud? Jeffrey Mehlman, in his introduction to his translation of Laplanche's *Life and Death in Psychoanalysis*, memorably characterized Laplanche's monograph as »an exemplary act of reading«: Laplanche, through »temporarily suspending the question of empirical reference in favor of considerations of structure« has, Mehlman argues, »given us nothing less than a poetics of Freud's work«. ⁶⁶ Central to Mehlman's argument is that »the poetic« lies at the very heart of that work, rather than floating above it as a stylistic flourish. Indeed, he argues that »until we grasp the poetics of Freud's work, the general economy of that work – i. e., its ultimate import – will escape us«. ⁶⁷ It is only through such attention to *structure* that Laplanche is able to elucidate what the very ›object‹ and specificity of psychoanalysis might be – as distinct, say, from the adjacent field of child psychology. Mehlman's laudatory endorsement of Laplanche's »exemplary act of reading« offers a significant provocation to empirical (neuro)scientific fields that would not usually characterize themselves as in the business of articulating a »poetics«. Indeed, many neuropsychanalysts, when reading Freud, appear to be drawn to the possibility of amplifying or updating in Freud those moments that might extend psychoanalysis towards another discipline – biology.

How do neuropsychanalysts read Freud? What is arguably most pressing for empirical neuropsychanalytic researchers is to submit what they term Freud's »*hypotheses* about the global architecture of the mind« ⁶⁸ to scientific investigation, while attending to how such hypotheses – and the findings associated with them – compare with other hypotheses and other findings currently under discussion within the mind-brain sciences. There is undoubtedly a generative character to scientific investigation: the hope that findings from different scientists and different sites might be compared, as well as the pragmatism, frequently demanded by the design of experiments and the need to operationalize scientific concepts, generate an impetus for bringing different theories and conceptual models into conversation with one

⁶⁶ Jeffrey Mehlman: »Translator's Introduction,« in: *Life and Death in Psychoanalysis* (note 9), vii–x, here p. vii.

⁶⁷ Ibid. We are unable to address here how Laplanche's argument in *Life and Death in Psychoanalysis* mobilizes an elegant and complex use of the linguistic concepts of metaphor and metonymy (which are of course fundamental to any conception of ›poetics‹) in order to explore how psychoanalytic concepts – and indeed psychological ›entities‹ themselves (such as drive, ego, trauma) – are derived by the extension of concepts from contiguous domains (metonymy), or by their transposition from other, different fields that are analogously structured (metaphor). For Laplanche, the drive is a ›metaphorico-metonymical ›derivative« of the instinct (Laplanche: *Life and Death in Psychoanalysis*, p. 125).

⁶⁸ Turnbull & Solms: »Awareness, Desire and False Beliefs« (note 1), p. 1083.

another. These theories and conceptual models might use the same words to describe particular constructs, but it is quite possible that the scientific objects those words are describing are not identical. Traces of this can be found in instances where neuropsychanalytic texts embed constructs and models from non-psychoanalytic research in their references to Freud; or where Freudian concepts are imaginatively reworked in the service of translatability into other fields. Solms and Nersessian, for example, insert the concept of the »basic emotions« into some of their quotations of Freud,⁶⁹ and in so doing bypass the substantial divergence between accounts of the basic emotions and Freud's own formulations regarding affect.⁷⁰ Panksepp creates the neologism ›id energies‹ as a global placeholder for distinct neurochemical activities in the sub-cortical regions of the brain.⁷¹

Such acts cover from view how Freud is thereby made consonant with a model of the organism that is centred around adaptive need. Thus while such neuropsychanalytic practices of reading and referencing are undoubtedly creative in their elaboration of a ›new‹ Freud, we would suggest that such creativity is held back through being tethered to questions of function and self-preservation. Freud is read in a manner that renders his writings *not too strange* for the terrain of the neurosciences; hence the purpose of the reading is arguably to consolidate the familiarity of this terrain rather than radically to destabilize it. It remains an open question how significantly an engagement with psychoanalytic texts might push many neuroscientific researchers to think differently about the practices, experimental paradigms and the very ›style of thought‹ pursued by the neurosciences.⁷² What we see is a downplay-

⁶⁹ Solms and Nersessian here use a Pankseppian term – ›basic emotion‹ – in their exegesis of what Freud ›believed‹: ›Freud believed that fixed patterns of affective motor discharge are, for the most part, innately prewired, although some basic emotions are apparently forged during early development by momentous biological events of universal significance.‹ Additionally, they substitute such terms within the Freudian text itself, as in their quotation from Freud's *Inhibitions, Symptoms and Anxiety*: ››We assume, in other words, that [a basic emotion] is a reproduction of some experience which contained the necessary conditions for discharge ...‹‹ Here, Solms and Nersessian substitute ›a basic emotion‹ for Freud's term ›anxiety-state‹ (both quotations taken from Solms & Nersessian: ›Freud's Theory of Affect: Questions for Neuroscience,‹ [note 31], p. 9).

⁷⁰ See Chapter 4 ›Shame now‹ in Ruth Leys: *From Guilt to Shame: Auschwitz and After*, Princeton et al. 2007, for an elaboration of how significantly models of ›basic emotions‹ differ from Freudian conceptualizations of affect.

⁷¹ Panksepp writes: ›I suspect that a clarification of the core brain issues (i. e., the pathways and neurochemistries for the instinctual id energies) will be essential for establishing a substantive foundation for psychoanalytic thought‹ (Panksepp: ›Emotions as Viewed by Psychoanalysis and Neuroscience,‹ [note 8], p. 26).

⁷² Ludwig Fleck: *Genesis and Development of a Scientific Fact*, Translated by Frederick Bradley, Chicago 1979.

ing of that which is ›alien‹ in Freud, rather than an engaging with the alien as that which is risky or changes the terrain of what is known.⁷³ Turnbull and Solms, for example, define as the »central psychoanalytic claim« the ability of »emotion systems (and the drives that govern them) [to] *distort* cognitive representations of reality, by hijacking executive resources (through so-called defences). Thus, Freud argued, humans are often ›irrational‹ (holding patently false beliefs)«. ⁷⁴

While Solms and Turnbull might be watering down the Freudian project for the benefit of their psychoanalytically unconvinced neuroscientific colleagues (the paper from which this quotation is taken appeared in the orthodox cognitive neuroscientific journal *Cortex*), it is nonetheless clear that such a gloss of the psychoanalytic project (which folds back the Freudian engagement with the unconscious into references to distortion and irrationality) does not significantly challenge the neuroscientific edifice as a whole.

Concluding thoughts

What are the implications for neuropsychanalysis of the argument we have elaborated here? Let us be clear. Our aim is not to relish specifying in ever greater detail why the drive ›does not fit‹ with the empirical neuroscientific data and with the formulations that are brought to bear on them. Nor is it to claim that the drive ›does not fit‹ because it is an entity wholly unconstrained by the materialist confines of the neuroscientific endeavour. Equally, we would not wish readers to infer that neuropsychanalytic researchers ought simply to eject the drive as too troublesome (and thereby fall in line with much of contemporary psychoanalysis in its reformulation of the Freudian project without the drive). The readings of neuropsychanalytic texts that we have pursued in this chapter are neither motivated by the desire to challenge the validity of the empirical neuroscientific data, nor intended to bolster the arguments of those who contend that psychoanalysis and neuroscience are incompatible. What we have attempted to raise to critical visibility through these readings, rather, is a *set of assumptions* that buttresses the bridge being constructed within neuropsychanalysis between Freud's

⁷³ Cf. Felicity Callard: »The Taming of Psychoanalysis,« in: *Social and Cultural Geography*, 4 (2003), 295–321, for another example of how a disciplinary domain's engagement with psychoanalysis resulted in a domestication of much that is alien within psychoanalysis.

⁷⁴ Turnbull & Solms: »Awareness, Desire and False Beliefs,« (note 1), p. 1085.

writings and neuroscientific data. That is, we are questioning the reading practices by which a particular formulation of the drive is extracted by neuropsychanalysts from the heterogeneous and tangled textual terrain of Freud's oeuvre, a terrain in which the term drive (both in the singular and the plural) comes to address a series of unruly and often contradictory problematics.

The term ›drive‹ within Freud does not cohere within a single ›register‹. This, we argue, creates difficulties for any attempt to secure the crossing between psychoanalysis and the neurosciences through a concept of drive built around a biological logic – that is, primed to respond to the peremptory demands of self-preservation and endogenous bodily needs. If we take seriously Laplanche's argument that the drive represents a deviation from, or mimicry of the vital functions, then the current identification and mapping of putative functions, circuits and emotion systems within the brain does not – and could not – equate to the mapping of the Freudian drive. For such mapping does not address the manner in which a certain sexualisation of function inhabits and perverts those functional systems, nor how the object of the drive emerges as an excessive dimension of the object of need.

It is important to note here that Freud's theory of the drive does not decisively break with the register of self-preservation either. As John Fletcher argues, »The aporias of Freud's theory of the drives arise from the fact that the break from the biological concept of the instinct is incomplete,« and from the vexed intimacy that is to be found between Freud's conceptualizations of the drive and of the self-preservatory functions.⁷⁵ It is far from surprising, therefore, that neuropsychanalysis is drawn to the ›biological‹ formulations of the Freudian drive, and to those texts of Freud – such as »Instincts and their Vicissitudes« – where such formulations are most vigorously pursued. But such practices of reading and of theorizing ›with Freud‹ run the risk of subsuming the entirety of the Freudian project within one's own already constituted position. The question might then be staged: is it possible for neuropsychanalysis to consider how the drive might be disarticulated from a logic of function and of need? What, in other words, would it mean for neuropsychanalysis to engage the drive as the point of dehiscence from adaptive needs rather than as their support? For Laplanche, the use of ›the biological‹ in Freud is closely tied to the demands of self-preservation, self-regulation and adaptation. The question for neuropsychanalysis is

⁷⁵ John Fletcher: »Introduction: Psychoanalysis and the Question of the Other,« in: *Essays on Otherness*, ed. by Jean Laplanche, London et al. 1999, 1–51, here p. 26.

to what extent might it be possible for the new discipline to uncouple its empirical findings from the assumption of such demands. How might neuropsychanalysts read both Freud's formulations regarding the psychological apparatus *and* neurobiological data concerning activations of different systems at different levels of complexity without submitting them immediately to the normative register of self-preservation?

We are writing at a point at which the field of neuropsychanalysis is little more than a decade old. There are still ongoing energetic – and sometimes combative – debates taking place both within and beyond neuropsychanalysis concerning its scientific status and its epistemological and ontological underpinnings. As the birthing pangs of a new field recede, such debates are likely to diminish (though never entirely to dissipate, given the vexed status that any body of thought associated with psychoanalysis has within public and intellectual life). It is quite possible, then, that the field of neuropsychanalysis might ›stabilize,‹ and come to operate with a set of paradigms, models, concepts and definitions that are widely accepted by those participating in the research field. (We have indicated, for example, that certain formulations regarding the drive – a kind of composite model that draws on research by Panksepp, Solms and Yovell – are already beginning to have the status of common currency within neuropsychanalysis.) We choose to comment, and thereby intervene, during this relatively early period of instability. It is at precisely such an early moment in the constitution of an interdisciplinary field that it is easier to recognize – and hence analyse – how particular references, quotations, and bodies of knowledge are employed in the service of building that new interdisciplinary knowledge. We suggest that current neuropsychanalytic debates and exchanges *make visible* the intractability of moving between and across the axes of self-preservation and of Freudian sexuality. The unruliness of the drive in those debates – its refusal to ›fit‹ – unwittingly acts as a kind of symptom of this intractability. In offering an interpretation of this intractability, we tend towards its embrace rather than its rejection or occlusion. How might this moment of unruliness be held open, and how would the process of attempting to do so reorient some of the practices of reading and of experimentation in the fertile seam that is neuropsychanalysis?

Acknowledgements

We presented a short and very early version of this paper in December 2007 at the second seminar («On Emotion») of the series »From Cognitive Psychology and Neuroscience to the Couch: Is There a Common Language?« in London, and presented a more extended paper at the workshop »Freuds Referenzen« organized by the Zentrum für Literatur- und Kulturforschung in Berlin in 2009. We are grateful to the workshop organizers (Ekaterini Fotopoulou and Gerhard Scharbert/Christine Kirchhoff respectively) for their invitations, and thank them and the audiences at those workshops for their responses to our presentations. In particular, Mark Solms' astonishment at our conceptualization of the Freudian drive (a conceptualization indebted to the writings of Jean Laplanche) alerted us to the need to clarify whence this conceptualization arose, and why it continues to create disturbances within psychoanalytic as well as neuropsychanalytic circles.

Felicity Callard acknowledges the financial support of the NIHR Biomedical Research Centre for Mental Health, South London and Maudsley NHS Foundation Trust/Institute of Psychiatry (King's College London).

Hoffnung, Aufschub, Reihenbildung. Freud und die Neurowissenschaften

CHRISTINE KIRCHHOFF

Als Carl Gustav Jung 1909 von einer Vortragsreise aus den USA an Sigmund Freud schrieb, die Psychoanalyse komme glänzend an, telegraphierte Freud umgehend zurück: »Was haben sie weggelassen?«¹ Freud ging offensichtlich davon aus, dass sich dort, wo es um Psychoanalyse geht, auch Widerstand regt, dass die Psychoanalyse als Wissenschaft vom Unbewussten »die Wissenschaft von dem ist, wovon wir partout nichts wissen wollen«².

In gegenwärtigen Beiträgen zur interdisziplinären Zusammenarbeit von Psychoanalyse und Neurowissenschaften, wenn es also um die naturwissenschaftliche Neubegründung der Psychoanalyse als Neuropsychanalyse geht, ist eine Argumentationsfigur häufig anzutreffen, die sich wie folgt zusammenfassen lässt: Freud, der Neurologe, habe sich von seiner Disziplin abgewandt und die Psychoanalyse als allein psychologische Wissenschaft begründet, da die zeitgenössische Neurologie, in die er seine Hoffnung setzte, nicht das Wissen (bzw. die Methodik) habe bereitstellen können, die er für seine neue Wissenschaft vom Unbewussten benötigt hätte, um diese neurologisch zu fundieren. Er habe sich also notgedrungen von der Neurologie seiner Zeit abgewandt und sich allein auf die Psychologie konzentriert. Heute nun aber sei die Zeit reif: Freuds Hoffnung auf eine Zusammenführung der Psychoanalyse mit der Neurologie lasse sich aufgrund des wissenschaftlichen Fortschritts, der vor allem ein technischer ist, endlich erfüllen. Mit dieser Behauptung wird zugleich der Anspruch erhoben und das Versprechen gemacht, die Psychoanalyse lasse sich nun auch wissenschaftlich legitimieren: Freuds psychologische Konzepte könnten, dem Methodenideal der Naturwissenschaften entsprechend, empirisch und somit objektiv nachgewiesen, die Psychoanalyse vom Makel der

¹ Diese Anekdote ist einem Zeitungsartikel von Wolfgang Hegener entnommen. (Wolfgang Hegener: »Was haben Sie weggelassen?« Die Psychoanalyse gegen ihre Liebhaber verteidigt«, in: *Der Freitag*, 30.6.2006, <http://www.freitag.de/2006/26/06261701.php>, (19.7.2010).

² Ebd.

Unwissenschaftlichkeit befreit werden. Was Freud noch aufschieben musste, wird heute eingelöst.

Voraussetzung für diese Argumentation ist, den *Entwurf einer Psychologie* (1895) als vorpsychoanalytische Schrift zu lesen und anzunehmen, dass Freud selbstverständlich, hätte er schon die Möglichkeit gehabt, Neuropsychanalytiker geworden wäre.

So liest der Nobelpreisträger Eric Kandel Freuds *Entwurf* als »neurales Modell des Verhaltens«³. Dieses »biologische Modell« habe Freud »aufgrund des unreifen Zustandes der Hirnforschung« zugunsten eines »rein mentalistischen« Modells aufgegeben, welches auf den »sprachlichen Berichten subjektiver Ergebnisse« beruhte.⁴ Die Zukunft der Psychoanalyse, »wenn sie denn überhaupt eine Zukunft haben soll«, liegt folgerichtig für Kandel »im Dunstkreis der empirischen Psychologie, die von bildgebenden Verfahren, neuroanatomischen Methoden und der Humangenetik unterstützt wird«.⁵

Für Mark Solms, einen der Begründer der Neuropsychanalyse, ist Freuds Versuch, »seine klinischen Einsichten mit den zeitgenössischen Neurowissenschaften zu verbinden«, nicht allein am fehlenden neurowissenschaftlichen Wissen seiner Zeit, sondern auch am Fehlen der geeigneten Untersuchungsmethode gescheitert; Freud sei »gar keine andere Wahl« geblieben, »als auf Spekulationen zurückzufallen«.⁶ Freud habe seine neurowissenschaftlichen Untersuchungsmethoden fallengelassen, weil er seinerzeit erkannte, dass sie dem »dynamischen Charakter der psychischen Prozesse der Menschen nicht gerecht würden«.⁷ Heute nun könne man »die Früchte seiner Arbeit erneut in das neurowissenschaftliche Feld hineintragen«, auf welchem sie »ursprünglich gewachsen seien«.⁸ Freud habe in »zahlreichen Kommentaren die Wiedervereinigung der Psychoanalyse mit den Neurowissenschaften prophezeit«⁹ bzw. sich »in zahlreichen Kommentaren dazu geäußert, dass Psychoanalyse und Neurowissenschaft eines Tages

³ Eric R. Kandel: »Ein neuer theoretischer Rahmen für die Psychiatrie«, in: ders.: *Psychiatrie, Psychoanalyse und die neue Biologie des Geistes*, Frankfurt a. M. 2006 (1998), S. 73–111, hier S. 75.

⁴ Ebd.

⁵ Ebd., S. 107.

⁶ Mark Solms: »Zur Integration von Psychoanalyse und Neurowissenschaften«, Teil 1, in: *Forum der Psychoanalyse*, (1998) 14, S. 193–202, hier S. 195.

⁷ Mark Solms: »Zur Integration von Psychoanalyse und Neurowissenschaften«, Teil 2, in: *Forum der Psychoanalyse*, (1999) 15, S. 58–70, hier S. 68.

⁸ Ebd.

⁹ Solms: »Integration, Teil 1« (Anm. 6), S. 201.

zusammengeführt werden müssten«¹⁰. Die von Solms mit Rekurs auf Alexander R. Lurija entwickelte »neurophysiologische Methode der Syndromanalyse« repräsentiere »den (methodischen, Ch. K.) Durchbruch [...], auf den Freud gewartet hat«.¹¹ Auch Marianne Leuzinger-Bohleber zufolge musste Freud seine Hoffnungen gezwungenermaßen aufgeben: »In den letzten Jahren scheint sich eine Vision von Sigmund Freud zu erfüllen: Sein Leben lang hoffte er, neuere Entwicklungen in den Neurowissenschaften könnten dazu beitragen, psychoanalytische Prozesse auch naturwissenschaftlich zu erforschen.«¹² Diese Aussage lässt zunächst noch einigen Spielraum offen. Was damit gemeint ist, verdeutlicht das folgende Zitat: »In the last 20 or 30 years a vision of Sigmund Freud has been seeming to become reality: It is well known that Freud never gave up his hope that some day developments in the neurosciences might contribute to a ›scientific foundation‹ of psychoanalysis in terms of the natural sciences.«¹³

Die Zukunft der Psychoanalyse scheint also von ihrer naturwissenschaftlichen Begründung abhängig zu sein. Ist dies das, was Freud sich für die Psychoanalyse erhofft hatte? Oder sollte man angesichts dieses Unterfangens nicht vielmehr erneut die Frage nach dem stellen, was weggelassen wurde?

Zur Beantwortung dieser Fragen werde ich zuerst exemplarisch zwei Passagen aus Freuds Werk, die als Beleg dafür dienen, dass Freud seine Hoffnung darin setzte, dass die Psychoanalyse einmal neurowissenschaftlich begründet werden könnte, einer genauen Lektüre unterziehen. In einem zweiten Schritt werde ich untersuchen, inwiefern die Psychoanalyse Freuds ein anderes Verhältnis zur Hoffnung auf Erfüllung von Wünschen unterhält, als die oben vorgestellte Argumentationsfigur impliziert. Dabei gehe ich auf die Funktion des Aufschubs in den Anfängen des Psychischen ein, sowie auf das Konzept der Kastration und auf die Figur der Reihenbildung. Vor diesem Hintergrund werde ich abschließend erneut nach der Bedeutung der Neurowissenschaften für Freud und für die Psychoanalyse fragen.

¹⁰ Karen Kaplan-Solms / Mark Solms: *Neuro-Psychoanalyse. Eine Einführung mit Fallstudien*, Stuttgart 2003, S. 29.

¹¹ Solms: »Integration, Teil 2« (Anm. 7), S. 62.

¹² Marianne Leuzinger-Bohleber: »Psychoanalyse und Neurowissenschaften. Zeichen einer neuen Verständigung?«, in: Wolfgang Hegener / Eike Hinze / Halina Katz-Eringa u. a. (Hg.): *Erinnern und Entdecken. Zur Aktualität Sigmund Freuds*, Gießen 2007, S. 189–211, hier S. 189.

¹³ Marianne Leuzinger-Bohleber / Rolf Pfeiffer: »Recollecting the Past in the Present: Memory in the Dialogue between Psychoanalysis and Cognitive Science«, in: Mauro Mancina (Hg.): *Psychoanalysis and Neuroscience*, Milan u. a. 2006, S. 63–97, hier S. 63.

Seinem inzwischen selbst zur Referenz gewordenen Aufsatz »Biologie und die Zukunft der Psychoanalyse. ›Ein neuer theoretischer Rahmen für die Psychiatrie‹ erneut betrachtet«¹⁴ stellt Eric Kandel eine Passage aus *Jenseits des Lustprinzips* voran, die sich liest, als würde er mit seinem Anliegen, die Psychoanalyse der Biologie einzugliedern,¹⁵ direkt an Freud anschließen. Da Kandel dies nicht ausweist, lässt sich ohne Kenntnis des zitierten Texts nicht erkennen, dass er kurzerhand den Mittelteil der Passage weggelassen hat:¹⁶

Die Mängel unserer Beschreibung würden wahrscheinlich verschwinden, wenn wir anstatt der psychologischen Termini schon die physiologischen oder chemischen einsetzen könnten. *Diese gehören zwar auch nur einer Bildersprache an, aber einer uns seit längerer Zeit vertrauten und vielleicht auch einfacheren.*

Hingegen wollen wir uns recht klar machen, daß die Unsicherheit unserer Spekulation zu einem hohen Grade durch die Nötigung gesteigert wurde, Anleihen bei der biologischen Wissenschaft zu machen. Die Biologie ist wahrlich ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten, wir haben die überraschendsten Aufklärungen von ihr zu erwarten und können nicht erraten, welche Antworten sie auf die von uns an sie gestellten Fragen einige Jahrzehnte später geben würde. Vielleicht gerade solche, durch die unser ganzer künstlicher Bau von Hypothesen umgeblasen wird.¹⁷

Lässt man wie Kandel den hier kursiv gesetzten Mittelteil weg, dann scheint die Sache eindeutig: Freud hoffte nicht nur, die Mängel seiner Beschreibung beheben zu können, wenn er anstelle der psychologischen schon die physiologischen oder chemischen Begriffe einsetzen könnte, er macht darüber hinaus die Gültigkeit seiner gesamten Theorie von den Antworten aus der Biologie abhängig. Nimmt man hingegen die kursiv gesetzte Passage dazu, gestaltet sich das Ganze ein wenig komplizierter, vor allem, da sich dann die Notwendigkeit ergibt, für das Textverständnis noch die unmittelbar vorhergehenden Sätze hinzuzuziehen:

In der Beurteilung unserer Spekulation über die Lebens- und Todestriebe würde es uns wenig stören, daß soviel *befremdende* und *unanschauliche* Vorgänge darin vorkommen, ein Trieb werde von einem anderen herausgedrängt, oder er wende sich vom Ich zum Objekt und dergleichen. Dies rührt daher, daß wir *genötigt* sind, mit den wissenschaftlichen Terminis, das heißt mit der eigenen Bildersprache der Psychologie (richtig: der Tiefenpsychologie) zu arbeiten.

¹⁴ Eric. R. Kandel: »Biologie und die Zukunft der Psychoanalyse«, in: ders.: *Psychiatrie, Psychoanalyse und die neue Biologie des Geistes*, Frankfurt a. M. 2006 (1998), S. 119–183, hier S. 119.

¹⁵ Kandel begründet das Versagen der Psychoanalyse, mittels Integration von Methodologien und Begriffen anderer Disziplinen zu wachsen, damit, dass die Psychoanalyse sich »noch immer nicht als Zweig der Biologie versteht«. (Ebd., S. 125.)

¹⁶ Vgl. ebd., S. 119.

¹⁷ Sigmund Freud: »Jenseits des Lustprinzips«, in: *Gesammelte Werke XIII* (1920), S. 1–69, hier S. 65 (Hvh. Ch. K.).

Sonst könnten wir die entsprechenden Vorgänge überhaupt nicht *beschreiben*, ja würden sie gar nicht *wahrgenommen* haben.¹⁸

Freud stellt an dieser Stelle nicht nur fest, die Bildersprache der Psychologie zu benötigen, um psychische Vorgänge zu beschreiben, sondern er ist sich darüber hinaus des wahrnehmungskonstitutiven Moments dieser (Bilder-)Sprache bewusst. Die Nötigung zur Psychologie resultiert hier nur insofern aus einem Mangel der alten Wissenschaft, der Neurologie, dass diese nicht über die geeigneten Begriffe verfügt, um den Gegenstand der neuen Wissenschaft, der Psychologie, zum Sprechen zu bringen: Psychisches lässt sich, so Freud, nur in den ihm angemessenen Begriffen wahrnehmen und beschreiben.

Dennoch fährt er damit fort, dass die *Mängel der Beschreibung* – das Befremdende und Unanschauliche – verschwänden, könnte man *schon* die entsprechenden naturwissenschaftlichen Termini einsetzen. Offen bleibt allerdings, ob man mit diesen das Psychische überhaupt adäquat wahrnehmen könnte. Liest man ohne Kenntnis des ersten Teiles lediglich bis an diese Stelle, scheinen die psychologischen Termini Hilfsbegriffe zu sein, mit denen man sich solange begnügen muss, bis die naturwissenschaftlichen zur Verfügung stehen. Allerdings – und dies ist die Passage, die Kandel weggelassen hat –, fährt Freud fort, dass es sich bei den physiologischen oder chemischen Begriffen *auch um eine Bildersprache* handelt, deren Vorteil *allein* in ihrer größeren *Vertrautheit* und *Einfachheit* liege (s. o.). Davon, dass diese Begriffe wissenschaftlicher oder gar objektiver seien, ist bei Freud nicht die Rede. Er bewegt sich hier nicht auf dieser Ebene, sondern er reflektiert die subjektive Wirkung der Begriffe auf Forscher wie Leser. Beide würden sich mit den Begriffen aus Chemie und Physiologie wohler fühlen, da sie vertrauter sind. Interessant ist hier zunächst die Richtung in der Zeit. Wenn Freud davon spricht, dass die *Bildersprache* der Biologie eine *vertrautere* ist, dann weist der Zeitpfeil nicht nach vorne im Sinne der Freud unterstellten Fortschrittsgläubigkeit, sondern rückwärts: Das Ersehnte ist das, mit dem man eine gemeinsame Vergangenheit teilt, das macht es zum Vertrauten.¹⁹

¹⁸ Ebd. (Hvh. Ch. K.).

¹⁹ In dem Zeitraum, in dem Freud den *Entwurf einer Psychologie* (1895) in einer Sprache schrieb, in der spätere explizit psychologische Konzepte noch im Gewande der Physiologie daherkommen, merkte Josef Breuer im von ihm verfassten Kapitel »Theoretisches« aus den *Studien über Hysterie* (1895) Folgendes an: »In diesen Erörterungen wird wenig vom Gehirn und gar nicht von den Molekülen die Rede sein. Psychische Vorgänge sollen in der Sprache der Psychologie behandelt werden, ja, es kann eigentlich gar nicht anders geschehen. Wenn wir statt ›Vorstellung‹ ›Rindenerregung‹ sagen wollten, so würde der letztere Ausdruck nur dadurch einen Sinn für uns haben, daß wir in der Verkleidung den guten Bekannten erkennen und die ›Vorstellung‹ stillschweigend wieder restituieren.

Ich denke aber, dies ist nicht der einzige Grund für das Unbehagen an den neuen Begriffen. Die naturwissenschaftlichen Begriffe sind auch aus einem anderen Grund vertrauter und einfacher. Denn wenn es allein um Vertrautheit im Sinne von Bekanntheit ginge, könnte man ja auch darauf setzen, dass mit der Entwicklung der Disziplin Psychoanalyse deren Begriffe einfacher, weil vertrauter werden. Daher stellt sich die Frage: Warum erhält sich dennoch der Wunsch, die psychologischen Termini wieder zu ersetzen, vor allem weil Freud ja davon ausgeht, dass man das zu der Zeit als er schreibt, noch nicht könne. Das heißt, ob man nun seine Hoffnung in die wachsende Vertrautheit der psychologischen Begriffe oder in die Möglichkeit diese wieder zu ersetzen setzt, warten muss man so oder so. Die Feststellung, die Begriffe *noch* nicht einsetzen zu können, der Wunsch, es doch *schon* zu können, weist auf das eigentlich Befremdende und Unvertraute an den psychologischen Begriffen hin, auf ihren Inhalt, den sie zur Wahrnehmung bringen: das Unbewusste. Freuds Widersprüchlichkeit an dieser Stelle steht für eine Sehnsucht ein, die auch den Begründer der Psychoanalyse umgetrieben haben mag, so sehr er auch davor auf der Hut war und die Psychoanalyse gegen derlei Bestrebungen zu schützen versuchte: Die Sehnsucht danach, etwas weglassen zu können, das ganze komplizierte Psychische in all seiner Unwägbarkeit eines Tages wenn schon nicht loszuwerden, so doch unter Kontrolle zu bekommen.

Der letzte Teil der von Kandel zitierten Passage, in der Freud den Fortbestand seiner Spekulationen (denn er spekuliert mit Hilfe der Biologie) von den Fortschritten in der Biologie abhängig macht, welche seinen ganzen künstlichen Bau von Hypothesen umwerfen könnten, klingt allerdings so, als würde Freud seine Theorie von einer anderen Wissenschaft und deren Fortschritten abhängig machen. Freud bleibt an dieser Stelle widersprüchlich.

Eine weitere Belegstelle²⁰, in der er erneut die Vorläufigkeit der psychologischen Theorie betont, stammt aus *Zur Einführung des Narzissmus*.

Denn während Vorstellungen fortwährend Gegenstände unserer Erfahrung und uns in all ihren Nuancen wohlbekannt sind, ist ›Rindenerregung‹ für uns mehr ein Postulat, ein Gegenstand künftiger, erhoffter Erkenntnis. Jener Ersatz der Termini scheint eine zwecklose Maskerade.« (Sigmund Freud: »Studien über Hysterie«, in: *Gesammelte Werke I*, [1895], S. 75–312, hier S. 244.) Breuer sieht hier sowohl das Uneingelöste (das Uneinlös-bare?) des Gebrauchs physiologischer Termini, die ihm vor allem verlockend erscheinen, weil etwas Altbekanntes *wiedererkannt* würde. Die physiologischen Termini erhalten ihren Sinn, weil die psychologische Bedeutung durch sie hindurch schimmert. Auch heute erhalten die physiologischen Termini ihren Gehalt daher, dass sie – implizit oder explizit – mit psychologischen/psychoanalytischen in Deckung gebracht werden.

²⁰ Kandel: »Biologie und die Zukunft« (Anm. 14), S. 119, Kaplan-Solms/Solms: *Neuro-Psychoanalyse* (Anm. 10), S. 29, FN (auf S. 272). In dieser FN liefern Kaplan-Solms/Solms

Die zitierte Passage lautet wie folgt: »Drittens²¹ muss man sich daran erinnern, daß all unsere psychologischen Vorläufigkeiten einmal auf den Boden organischer Träger gestellt werden sollen.«²²

Freud fährt fort:

Es wird dann wahrscheinlich, daß es besondere Stoffe und chemische Prozesse sind, welche die Wirkungen der Sexualität ausüben und die Fortsetzung des individuellen Lebens in das der Art *vermitteln*. Dieser Wahrscheinlichkeit tragen wir Rechnung, indem wir die besonderen chemischen Stoffe durch besondere psychische Kräfte substituieren.

Gerade weil ich sonst bemüht bin, alles andersartige, auch das biologische Denken, von der Psychologie ferne zu halten, will ich an dieser Stelle ausdrücklich zugestehen, daß die Annahme gesonderter Ich- und Sexualtriebe, also die Libidotheorie, zum wenigsten auf psychologischem Grunde ruht, wesentlich biologisch gestützt ist. Ich werde also auch konsequent genug sein, diese Annahme fallen zu lassen, wenn sich aus der psychoanalytischen Arbeit selbst eine andere Voraussetzung über die Triebe als die besser verwertbare erheben würde.²³

Am Anfang des Zitierten begründet Freud die Vorläufigkeit der Psychologie damit, dass dieser noch der »Boden der organischen Träger« fehle. Die Gliederung der psychologischen Kräfte entspreche der der chemischen Stoffe, welche durch sie substituiert würden. Freud geht hier von zwei getrennten Bereichen aus, da er im folgenden Satz davon spricht, dass er das Biologische vom Psychologischen fernhalten wolle, aber bezüglich der Libidotheorie zugeben müsse, dass diese wesentlich biologisch gestützt sei. Es ist allerdings die »psychoanalytische Arbeit selbst«, die hier zur Grundlage der Theoriebildung wird, da Freud erklärt, er würde die Annahme gesonderter Ich- und Sexualtriebe dann fallen lassen, wenn jene das erfordere. Das in der gegenwärtigen Freudlektüre unterstellte Verhältnis verschiebt sich hier: Nicht allein die Ergebnisse der Biologie korrigieren bzw. stützen die psychoanalytische Theorie, sondern die Erfordernisse der psychoanalytischen Arbeit ent-

eine Fülle von Belegstellen. Angeführt wird auch die von Kandel aufgeführte Passage aus »Jenseits des Lustprinzips«. Wieder ist der Teil, der die Bildersprache der Biologie als Vertrautere ausweist, weggelassen, aber zumindest mit den entsprechenden Auslassungszeichen.

²¹ Freud geht es hier angesichts eines »völligen Mangel[s] einer irgendwie orientierenden Trieblehre« (Sigmund Freud: »Zur Einführung des Narzissmus«, in: *Gesammelte Werke X* [1914], S. 137–170, hier S. 143) darum, Gründe für seine Annahme gesonderter Ich- und Sexualtriebe zu finden, »nebst ihrer Brauchbarkeit für die Analyse der Übertragungsneurosen« (ebd.). Die ersten beiden sind die »populäre Unterscheidung zwischen Hunger und Liebe« sowie »biologische Rücksichten«, da das Individuum eine »Doppelexistenz« führe, als »Selbstzweck« und als »Glied in einer Kette« (ebd.).

²² Ebd., S. 144.

²³ Ebd. (Hvh. Ch. K.).

scheiden darüber, ob eine biologische Referenz als gültig erachtet wird oder fallengelassen werden muss.

Interessant ist an dieser Passage zudem die Positionierung des Biologischen: Auch im gegenwärtigen Diskurs wird Psychisches in Physiologisches übersetzt, allerdings wird meist nicht problematisiert, was dabei weggelassen wird, und dass die Begriffe durch diese Übersetzung komplett ihre Bedeutung ändern. Ein Beispiel dafür, was mit psychoanalytischen Konzepten passiert, wenn sie »müheles in eine neurowissenschaftliche Terminologie« übersetzt werden²⁴, ist das Konzept der Verdrängung: Unter der Überschrift »Neurobiologie der ›Redekur‹« referieren Mark Solms und Oliver Turnbull zunächst die Eigenschaften der Präfrontallappen, deren Aufgabe als eine allen anderen Teilen des Gehirns übergeordnete Struktur es ist, gegenwärtige Informationen, die das Gehirn erreichen, mit an anderen Orten des Gehirns gespeicherten Informationen aus der Vergangenheit in Verbindung zu bringen. Auf Grundlage dieser gesammelten Informationen könne dann der optimale Handlungsablauf berechnet werden.²⁵ Verdrängung wird nun definiert als ein Vorgang, der diesen Prozess der Handlungsoptimierung kurzschließt, das Verdrängte ist der Teil der Hirnaktivität, »der von dem übergreifenden Netzwerk der Exekutivkontrolle durch die Präfrontallappen ausgenommen ist.«²⁶ Ziel der Redekur ist dann konsequenterweise, den »funktionellen Einflussbereich der Präfrontallappen« zu erweitern. Verdrängt werden in diesem Modell keine anstößigen, gar sexuellen Inhalte, sondern Verdrängung dient allein der Funktionalität: Das Ziel der Erweiterung der Einflussnahme der Präfrontallappen bleibe, so Solms/Turnbull, ein Ideal, weil es disfunktional wäre, wenn jeder Aspekt der funktionellen Aktivität des Gehirns der selektiven Kontrolle der Präfrontallappen untergeordnet wäre.²⁷

Für Freud hingegen üben die besonderen Stoffe und chemischen Prozesse die *Wirkungen* der Sexualität aus und *vermitteln* die Fortsetzung des individuellen Lebens in das der Art (s. o.). Indem Freud von *Wirkung* und *Vermittlung* spricht, entwickelt er nicht ein Verhältnis der Gleichsetzung oder Entsprechung, sondern ein Verhältnis der Nichtidentität, welches eine konstitutive Differenz zwischen dem Organischen und dem Psychischen impliziert.

²⁴ Mark Solms/Oliver Turnbull: *Das Gehirn und die innere Welt*, Düsseldorf 2004, S. 298.

²⁵ Ebd., S. 298 f.

²⁶ Ebd., S. 299.

²⁷ Vgl. ebd. FN.

Die beiden untersuchten Zitate eignen sich offensichtlich – zumindest komplett zitiert und nicht aus dem Kontext gerissen – nicht, um Freud zum Neuropsychanalytiker *avant la lettre* zu erklären. Die Frage, ob durch die Neuropsychanalyse heute ein Wunsch Freuds erfüllt werden kann, oder ob diese Wunscherfüllung mit Freuds Wünschen weniger zu tun hat als behauptet, lässt sich anhand von Freud-Zitaten nicht entscheiden. Nicht nur, weil es auch Zitate wie das Folgende gibt:

Von dem, was wir unsere Psyche (Seelenleben) nennen, ist uns zweierlei bekannt, erstens das körperliche Organ und Schauplatz desselben, das Gehirn (Nervensystem), andererseits unsere Bewusstseinsakte, die unmittelbar gegeben sind und uns durch keine Beschreibung nähergebracht werden können. Alles dazwischen ist uns unbekannt, eine direkte Beziehung zwischen beiden Endpunkten unseres Wissens ist nicht gegeben. Wenn sie bestünde, würde sie höchstens eine genaue Lokalisation der Bewusstseinsvorgänge liefern und für deren Verständnis nichts leisten.²⁸

Die Frage ist auch deshalb nicht eindeutig zu beantworten, weil Freud in der Gründungszeit der Psychoanalyse in seinen Briefen an Wilhelm Fließ in einer Offenheit, die wenig Zweifel lässt, davon schreibt, wie froh er sei, in der Psychologie angekommen zu sein, da diese ihm erlaube, endlich seinem eigentlichen Ziel, der Philosophie, nahezukommen.²⁹ Dies setzt zumindest ein deutliches Fragezeichen hinter die Behauptung, Freud habe Zeit seines Lebens auf die Neurologie gesetzt. Eine seiner unmissverständlichen Hoffnungen allerdings setzte er in den menschlichen Intellekt, auch wenn er die Möglichkeit eines Primats des Intellekts »gewiß in weiter, weiter, aber wahrscheinlich doch nicht unendlicher Ferne« liegen sah.³⁰ Denn auch wenn der menschliche Intellekt kraftlos sei im Vergleich zum menschlichen Triebleben, sei doch etwas Besonderes um diese Schwäche: »die Stimme des Intellekts ist leise, aber sie

²⁸ Sigmund Freud: »Abriß der Psychoanalyse«, in: *Gesammelte Werke XVII* (1940), S. 63–138, hier S. 67.

²⁹ »Es ist die Psychologie, von jeher mein fern winkendes Ziel, jetzt seitdem ich auf die Neurosen gestoßen bin, um so viel näher gerückt.« (Sigmund Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ. 1887–1904*, ungekürzte Ausgabe, hg. v. Jeffrey Moussaieff Masson, dt. Fassung von Michael Schröter, Frankfurt a. M. 1985, Brief vom 25.5.95, S. 130.) »Ich sehe, wie Du auf dem Umwege über das Arztsein Dein erstes Ideal erreichst, den Menschen als Physiologe zu verstehen, wie ich im Geheimsten die Hoffnung nähre, über dieselben Wege zu meinem Anfangsziele, der Philosophie zu kommen. Denn das wollte ich ursprünglich, als mir noch gar nicht klar war, wozu ich auf der Welt bin.« (Ebd., Brief vom 1.1.86, S. 165.) »Ich habe als junger Mensch keine andere Sehnsucht gekannt als die nach philosophischer Erkenntnis, und ich bin jetzt im Begriffe, sie zu erfüllen, indem ich von der Medizin zur Psychologie hinüberlenke« (ebd., Brief vom 2.4.96, S. 190).

³⁰ Sigmund Freud: »Die Zukunft einer Illusion«, in: *Gesammelte Werke XIV* (1927), S. 325–380, hier S. 377.

ruht nicht, ehe sie sich Gehör verschafft hat. Am Ende, nach unzähligen Abweisungen, findet sie es doch.«³¹

All diese Beispiele sollen darauf hinweisen, dass es nicht ganz so einfach ist, sich bezüglich des Anliegens der Neuropsychanalyse auf Freud zu berufen, wie die Häufigkeit der Argumentationsfigur, ja lediglich Freuds Testament zu erfüllen, nahe legt. Es bleibt fraglich, ob das Erbe des Vaters, das hier angetreten werden soll, überhaupt existiert. Was am Ende dieses Abschnittes somit deutlich geworden sein sollte, ist, dass sich die Behauptung, Freud habe sich, was heute möglich sei, immer gewünscht, nicht mit Hilfe einzelner Freudpassagen belegen lässt. Ich werde daher im Folgenden einen anderen Weg nehmen und darauf eingehen, welche Rolle das Wünschen und das Aufschieben von Wünschen in der Freudschen Theorie spielt.

In der Konzeption des psychischen Apparates aus dem *Entwurf einer Psychologie* ist die Hemmung, der Aufschub der unmittelbaren Abfuhr aller Energie, Bedingung der Möglichkeit des psychischen Lebens. Wie ich an anderer Stelle ausführlich diskutiert habe, setzt Freud in seinem Entwurf der Konstitution des psychischen Apparates weder die Unterscheidung zwischen Innen und Außen, noch die zwischen Phantasie und Realität voraus.³² An den Anfang des Apparates setzt er lediglich den Wunsch, das Bestreben nach Abfuhr auf schnellstem Wege und die diesen durchkreuzende Not des Lebens. Der anfänglichen Funktionsweise des psychischen Apparats muss die Unterscheidung zwischen Phantasie und Realität abgerungen werden. Sie bleibt ein Leben lang Aufgabe, da der Apparat das Streben nach der schnellsten Abfuhrmöglichkeit beibehält. Der Freudsche Apparat findet nicht eine Umwelt vor, der er sich anzupassen hat³³, sondern er wird geboren aus dem Konflikt zwischen dem auf kürzesten Wege auf Abfuhr drängenden unbewussten Wunsch und der die Realitätsprüfung erzwingende »Not des Lebens«³⁴, welche für die Selbsterhaltung einsteht: Die Abfuhr muss aufgeschoben werden, bis das überlebensnotwendige nährenden Objekt in der Realität wiederkehrt. An der Erfahrung, dass Phantasien nicht satt machen, lernt der Freudsche Apparat das Aufschieben.

³¹ Ebd.

³² Christine Kirchoff: *Das psychoanalytische Konzept der Nachträglichkeit. Zeit, Bedeutung und die Anfänge des Psychischen*, Gießen 2009.

³³ Siehe dazu den Beitrag von Felicity Callard und Constantina Papoulias in diesem Band.

³⁴ Vgl. Sigmund Freud: »Entwurf einer Psychologie«, in: *Gesammelte Werke*, Nachtragsband, hg. v. Anna Freud/Edward Bibring u. a., Frankfurt a. M. 1999 (1950). S. 387–477, hier S. 412 ff. und Sigmund Freud: »Die Traumdeutung«, in: *Gesammelte Werke II/III*, (1900), S. 1–642, hier S. 572 ff.

Würde die sofortige Abfuhr nicht gehemmt werden, wäre der Apparat am Ende, bevor er überhaupt zu einem psychischen Apparat hätte werden können. Er könnte dann im Übrigen weder denken noch träumen, keine Symptome entwickeln, keine Fehlleistungen vollbringen und nicht über Witze lachen – all diese Äußerungsformen des Unbewussten setzen eine Hemmung der Abfuhr, einen Aufschub voraus. Ein Reflexapparat würde alle Erregungen sofort abführen. Die Pointe der Freudschen Konzeption ist, dass er die gerade erwähnten, von der Psychoanalyse beschriebenen, spezifisch menschlichen Leistungen, die so sublim und kultiviert daherkommen und schon komplexe Umarbeitungen des anfänglich vorausgesetzten Konfliktes von Wunsch und an die Realität bindende Lebensnot sind, Kompromissbildungen wie Kulturleistungen, mit der Notwendigkeit der Selbsterhaltung beginnen lässt und somit im Körper verankert. Allerdings, und das unterscheidet seinen Entwurf grundsätzlich von allen positiven Entwicklungspsychologien, in negativer Form: Erst nachträglich lässt sich angeben, welche Verlaufsform der Konflikt aus Wunsch und Lebensnot genommen haben wird.

Im *Entwurf* bestimmt Freud die Hemmung als konstant besetzte Neuronengruppe und nennt diese Ich.³⁵ Aus der Perspektive des Ichs erscheint die Verwirklichung des Wunsches in Reinform, sein Bestreben nach sofortiger Abfuhr als existentielle Bedrohung, als eine Tendenz, die es abzuwehren, zu hemmen, zu vermitteln gilt.

Die Herausbildung des Psychischen ist zugleich Hemmung, Übersetzung und Abwehr. Aufschub ist so Bedingung von Wunscherfüllungen und Befriedigungen, die der Apparat überleben kann. Er bleibt lebensnotwendig, ist auch Bedingung für Kultur, es gibt keine totale Wunscherfüllung, aber sehr wohl momentane, temporäre Lust und Befriedigung. Freud zufolge ist der unbewusste Wunsch immer rege und unzerstörbar³⁶, es bleibt immer etwas zu wünschen übrig. Aus dem Wunsch und seiner Befriedigung resultiert bemerkenswerterweise ein Mangel: Da die Erfüllung des unbewussten Wunsches jenseits des Psychischen liegt, kann er sich um den Preis des Überlebens nie in Reinform erfüllen.³⁷

An prominenter Stelle in Freuds Werk geht es mit dem Kastrationskomplex erneut um einen grundlegenden Mangel. Hier setzt sich Freud mit der Hoffnung auf Vollkommenheit auseinander, einer der wohl größten und zugleich vergeblichsten Hoffnungen eines jeden heran-

³⁵ Vgl. Freud: »Entwurf« (Anm. 34), S. 416.

³⁶ Vgl. Freud: »Traumdeutung« (Anm. 34), S. 583.

³⁷ Christine Kirchhoff: »Von der Wiederkehr des Wunsches als Todestrieb und der Nachträglichkeit in der Theorie«, in: *Jahrbuch der Psychoanalyse*, (2011) 61, S. 97–119.

wachsenden Menschen. Und auch an dieser Stelle ist für das Verständnis der Konzeption wichtig, dass Freud weder die Geschlechterdifferenz noch die Repräsentanz von Differenz überhaupt voraussetzt: An der Entdeckung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes, so seine Theorie, vollzieht sich die Etablierung von Differenz. Freud beschreibt mit der Entdeckung der Geschlechterdifferenz am eigenen Körper die Urszene³⁸ der Differenz. Was im Fall des Gelingens, im Fall der Etablierung einer psychischen Repräsentanz für Differenz, auf der Strecke bleibt, ist die eigene narzisstische Vollkommenheit: Ganz zu sein, alles zu haben, alles zu können. An der Unterschiedlichkeit des Anderen erscheint die eigene Unvollkommenheit. Die Anerkennung der Kastration markiert den Untergang des primären Narzissmus und damit auch das Scheitern einer Hoffnung. Allerdings wird Freud zufolge die Hoffnung auf Rettung der eigenen Grandiosität so schnell nicht aufgegeben. Die von den Kindern irgendwann einmal entdeckte Geschlechterdifferenz wird nämlich zunächst geleugnet: Die erste Antwort auf die Möglichkeit der Geschlechterdifferenz ist nicht die Anerkennung derselben – sei es auch in der von Freud geschilderten unseligen Variante von vollkommen (männlich) und mangelhaft (weiblich) – sondern die Hoffnung, dass sich das Ganze schon wieder geben werde: Angesichts der Genitalien eines kleinen Mädchens konstatierte der Knabe »nicht etwa das Fehlen des Gliedes, sondern sagt regelmäßig, wie tröstend und vermittelnd: der ... ist aber noch klein, nun wenn sie größer wird, wird er schon wachsen«³⁹. Der »Widerspruch zwischen Beobachtung und Vorurteil«, so Freud an anderer Stelle, werde durch die Auskunft »es sei noch klein und werde erst wachsen« beschönigt.⁴⁰ Erst langsam, so Freud weiter, komme das Kind zu dem »affektiv bedeutsamen Schluss, es sei doch wenigstens vorhanden gewesen und dann weggenommen worden«; der Penismangel werde nun als »Ergebnis der Kastration« aufgefasst, der Gegensatz laute »männliches Genitale oder kastriert«⁴¹. Über die Erfahrung des Unterschiedes tröstet sich der kleine Junge also zunächst mit der Aussicht, das, was noch nicht sei, ja noch werden könne und dann damit, dass es zwar einst dagewesen sei, aber weggenommen

³⁸ Eine Urszene im Sinne der Nachträglichkeit: Nachträglich schießen all die Erfahrungen des Anders, Unvollkommen, Ungenügend seins, alles, was die narzisstische Grandiosität stört, in dieser einen Szene der Entdeckung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes zusammen. Ausführlich in: Kirchhoff: *Nachträglichkeit* (Anm. 32), S. 207–232.

³⁹ Sigmund Freud: »Über infantile Sexualtheorien«, in: *Gesammelte Werke VII* (1908), S. 171–188, hier S. 178.

⁴⁰ Sigmund Freud: »Die infantile Genitalorganisation«, in: *Gesammelte Werke XIII* (1923), S. 293–298, hier S. 296.

⁴¹ Ebd., S. 296 f.

wurde. Beide Antworten gleichen sich darin, dass der Zustand der Gleichheit und damit auch die Hoffnung auf Vollkommenheit zumindest als männliche Perspektive erhalten bleibt: Die erste Antwort verleugnet den Mangel an sich, die zweite schreibt ihn dem anderen Geschlecht zu. Ein weiterer Ausgang des Kastrationskomplexes könnte sein, die Unterschiedlichkeit und damit auch die eigene Endlichkeit und Unvollkommenheit zuzulassen und auszuhalten, was die Möglichkeit eröffnet, Neues zu erfahren, allerdings auch bedeutet, die Hoffnung auf Vollkommenheit aufzugeben.

Bevor ich meine Überlegungen abschließend zusammenfasse, möchte ich mich zuletzt mit dem Phänomen der Reihenbildung beschäftigen, welches Freud in *Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens* (1912) vorstellt. Hier zeigt sich, dass auch das Liebesleben mit Schwierigkeiten, die Wunscherfüllung betreffend, behaftet ist. Die Psychoanalyse nämlich lehre, so Freud, »daß das im Unbewussten wirksame Unersetzliche sich häufig durch die Auflösung in eine unendliche Reihe kundgibt, unendlich darum, weil jedes Surrogat noch die erstrebte Befriedigung vermissen lässt«. ⁴² Schuld daran, dass es ein so unersetzliches wie unerreichbares Objekt gibt, ist Freud zufolge eine kulturelle Errungenschaft, nämlich die Inzestschranke. Die mit der Pubertät erwachende »sinnliche Strömung« versäume es, so Freud, niemals, »die früheren Wege zu gehen und nun mit weit stärkeren Libidobeträgen die Objekte der primären infantilen Wahl zu besetzen« ⁴³. Das sind die Eltern. In diesem Bestreben stößt die sinnliche Strömung nun auf die unterdessen errichtete Inzestschranke, die in Freuds Beschreibung eine ähnliche Position wie die Notwendigkeit zur Realitätsprüfung bezüglich des Wunsches einnimmt, sie nötigt zum Kompromiss, zum Wiederfinden des Objektes in der Realität, dazu »bald den Übergang zu anderen, fremden Objekten zu finden, mit denen sich ein reales Sexualleben durchführen lässt« ⁴⁴. Da das in der Realität geliebte Objekt niemals das eine, das ursprüngliche sein kann, lässt es notwendigerweise, wie Freud schreibt, die erstrebte Befriedigung vermissen. Es kommt zur Bildung von Reihen von Sexualobjekten, die doch immer etwas zu wünschen übrig lassen.

Ich glaube man müsste sich, so befremdend es auch klingt mit der Möglichkeit beschäftigen, daß etwas in der Natur des Sexualtriebes selbst dem Zustandekommen der vollen Befriedigung nicht günstig ist. Aus der langen und schwierigen Entwicklungsgeschichte des Triebes heben sich sofort zwei

⁴² Sigmund Freud: »Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens«, in: *Gesammelte Werke VII* (1912), S. 78–91, hier S. 71 f.

⁴³ Ebd., S. 80.

⁴⁴ Ebd.

Momente hervor, die man für solche Schwierigkeit verantwortlich machen könnte. Erstens ist infolge des zweizeitigen Ansatzes zur Objektwahl mit Dazwischenkunft der Inzestschranke das endgültige Objekt des Sexualtriebes nie mehr das ursprüngliche, sondern nur ein Surrogat dafür. Die Psychoanalyse hat uns aber gelehrt: wenn das ursprüngliche Objekt einer Wunscherregung infolge von Verdrängung verlorengegangen ist, so wird es häufig durch eine unendliche Reihe von Ersatzobjekten vertreten, von denen doch keines voll genügt. Dies mag uns die Unbeständigkeit in der Objektwahl, den »Reizhunger« erklären, der dem Liebesleben der Erwachsenen so häufig eignet.⁴⁵

Das zuletzt erwähnte Motiv der Reihenbildung findet sich auch auf der Ebene der Freudschen Theoriebildung: Die Unerfüllbarkeit des unbewussten Wunsches, die Nötigung zum Aufschub führt zu einer unabschließbaren Reihe weiterer Wünsche; die Unerfüllbarkeit der Hoffnung, vollkommen zu sein oder wenigstens werden zu können, führt zur unendlichen Aufgabe des Umgangs mit der Differenz, zu einer Reihe möglicher Lösungen; die Unerreichbarkeit des primären Liebesobjektes führt zu einer Reihe notwendig mangelhafter Ersatzobjekte. So ergibt sich eine dritte Reihenbildung auf der Ebene der Freudschen Theorie. Freuds Subjekttheorie entspringt einer Logik des Mangels: Weil immer etwas fehlt, findet eine Entwicklung statt, die ein Ziel verfolgt, das nie eingeholt werden kann. Aus dieser produktiven Verfehlung resultiert für ihn die Reichhaltigkeit wie Neurosenanfälligkeit des menschlichen Lebens.

Ist Freud an der Unreife der zeitgenössischen Biologie gescheitert und hat deswegen seine Wissenschaft als psychologische begründen müssen? Ich habe schon angeführt, dass sich diese Frage m. E. nicht allein anhand eines – vermutlich zumindest in der Wahrnehmung unendlichen – Belegstellenwettbewerbs beantworten lässt, auch wenn ich optimistisch wäre, dass sich mehr Belege für die hier von mir vertretene Position finden ließen. Freud begründet die Psychoanalyse psychologisch – wenn man denn so will – aus ihrer Eigenlogik bzw. der Eigenlogik ihres Gegenstandes heraus; er und sie haben sich gegenüber ihrer Herkunft verselbständigt, dies wollte er aus guten Gründen nicht wieder zurücknehmen. Der Freudschen Metapsychologie mangelt es an Wissenschaftlichkeit im Sinne empirisch falsifizierbarer Annahmen. Sie lässt sich aber nur um den Preis dessen, was die Psychoanalyse als »Wissenschaft von dem, von dem wir nichts wissen wollen«, ausmacht, in operationalisierbare und dem Methodenideal der Naturwissenschaften entsprechend objektivierbare Begriffe überführen. Dies ist keine Absage an Interdisziplinarität mit sog. »harten Disziplinen«, wohl aber eine Mah-

⁴⁵ Ebd., S. 91.

nung, sich zwar vom Wunsch nach Erkenntnis treiben zu lassen, aber nicht sich ihm blind zu überlassen. Die Unendlichkeit des Wünschens trifft auf die Endlichkeit dessen, was wir wissen können. Aufgabe einer Wissenschaft vom Unbewussten ist es, diese Spannung zu thematisieren, sie in der eigenen Arbeit auszuhalten und zu bearbeiten, anstatt den infantilen Wünschen nachgebend darauf zu hoffen, dass irgendwo in irgendeiner Disziplin schon noch etwas wachsen möge oder gar schon gewachsen sei, was diesem Mangel abhilft, den Aufschub unnötig macht, die Vollkommenheit restituiert. »Nein, unsere Wissenschaft ist keine Illusion. Eine Illusion aber wäre es zu glauben, daß wir anderswoher bekommen könnten, was sie uns nicht geben kann.«⁴⁶ Versucht man dies dennoch, gerät man gerade durch den Versuch einen augenscheinlichen Mangel zu beheben, in Gefahr, das wegzulassen, was die Psychoanalyse auch als kritische Wissenschaft, als Wissenschaftskritik ausmacht:

Es ist vielleicht nicht übertrieben, in der Scientifizierung der Psychoanalyse eine neue Bastion der Abwehr gegen das Unbewusste, ja, gegen die Psychoanalyse selbst, zu vermuten, eine destruktive Tendenz aus dem Inneren der Psychoanalyse, die – wie schon Freud in den Auseinandersetzungen mit Adler und Jung schrieb –, für das Überleben der Psychoanalyse eine größere Bedrohung darstellt, als alle Angriffe von außen. Die Suche nach einem externen Bürgen für die Wahrheit psychoanalytischer Erkenntnis überantwortet die Psychoanalyse an einen scheinbar neutralen Garanten der Wissenschaftlichkeit, was der Aufgabe eines genuin psychoanalytischen Wahrheitsbegriffs gleichkommt.⁴⁷

Vermutlich hätte Freud ohne den Wunsch, die Biologie möge eines Tages Erleichterung verschaffen, nicht denken können. Denken wie Forschen läuft notwendigerweise entlang dieses Wunsches nach Aufhebung der Spannung.⁴⁸ Die Biologie als »Reich der unbegrenzten Möglichkeiten« markiert für Freuds Denken einen Fluchtpunkt im Sinne des Wortes: Freud braucht diesen Punkt am Horizont, der Perspektive schafft und einen Raum zum Denken eröffnet. Als Fluchtpunkt ist dieser Punkt jedoch uneinholbar: Er ermöglicht das Denken, eröffnet den Raum, entzieht sich jedoch.

⁴⁶ Freud: »Zukunft einer Illusion« (Anm. 30), S. 380.

⁴⁷ Erhard Tietel: »TOP – Die Wette gilt! Cognitive Science und Psychoanalyse«, in: Bernd Beuscher (Hg.): *Schnittstelle Mensch. Menschen und Computer – Erfahrungen zwischen Technologie und Anthropologie*, Heidelberg 1994, S. 83–141, hier S. 138.

⁴⁸ Freud konzipiert das Denken als einen Umweg zur Wunscherfüllung: »All die komplizierte Denktätigkeit aber, welche sich vom Erinnerungsbild bis zur Herstellung der Wahrnehmungsidentität durch die Außenwelt fortspinn, stellt doch nur einen durch die Erfahrung notwendig gewordenen *Umweg zur Wunscherfüllung* dar.« (Freud: »Traumdeutung« [Anm. 34], S. 572.)

Das molekulare Unbewusste. Bemerkung zum *Anti-Ödipus*

ARMIN SCHÄFER

1.

Gilles Deleuze und Félix Guattari haben ein polemisches Buch geschrieben, das seinen Gegner im Titel benennt: *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Man fände kein Ende, wenn man allen seinen Bezügen zur Psychoanalyse nachgehen wollte. Als es 1972 herauskommt, wird es als Rückfall hinter deren Errungenschaften kritisiert. André Green zieht einen Vergleich mit Sigmunds Freuds voranalytischen Schriften:

En verité, l'appareil conceptuel de Deleuze et Guattari ressemble par bien des points à celui que Freud conçoit dans *l'Esquisse pour une psychologie à l'usage de neurologues* avant sa découverte de la psychanalyse et de l'Œdipe. L'anti-Œdipe, c'est l'ante-Œdipe. Freud avant Freud, comme Marx avant Marx, celui des manuscrits de 1844.¹

Worauf der Vergleich aus ist, ist ein Tertium comparationis, das in der Rolle der Naturwissenschaften für die Theorie des Unbewussten liegt. Obwohl der *Anti-Ödipus* keinen unmittelbaren Verweis auf die voranalytischen Schriften enthält, scheint der Vergleich gerechtfertigt, weil Deleuze und Guattari in Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Biochemie und Molekularbiologie eine neuartige Konzeption des Unbewussten vorschlagen. Green sieht in der Attacke gegen den Ödipus-Komplex einen Angriff auf das Kernstück der Psychoanalyse: Ohne Ödipus gibt es nur mehr einen diffusen Nexus zwischen biologischem und psychischem Geschehen. Während Green oder Leopold Szondi versuchen, neuere biologische Forschungen in die Psychoanalyse zu integrieren, aber hierbei am Ödipus-Komplex festhalten, verfolgen Deleuze und Guattari einen »vagen Monismus«, indem an die Stelle eines durch den ödipalen Konflikt gebildeten Unbewussten ein molekulares Unbewusstes tritt.²

¹ André Green: »A quoi ça sert?«, in: *Le Monde*, 28. April 1972, S. 19.

² Zu Szondi siehe Gilles Deleuze / Félix Guattari: *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I*, aus dem Französischen v. Bernd Schwibs, Frankfurt a. M. ⁵1988, S. 373. Zum Begriff

Ausgangspunkt für ihr Konzept des molekularen Unbewussten ist nicht die Psychoanalyse, sondern die Schizophrenie, wenn sie auch nicht auf einen Beitrag zur Psychopathologie oder zur klinischen Forschung zielen: »Jemand hat uns gefragt, ob wir je einen Schizophrenen gesehen hätten, nein, nein, wir haben nie einen gesehen.«³ Vielmehr liefert ihnen die Schizophrenie sowohl das Material für eine Kritik der Subjektphilosophie als auch ein Modell, das die Funktionslogik des Unbewussten erschließt.

In der Psychopathologie wurde die Schizophrenie lange Zeit als Störung, Zerfall oder Transformation einer Persönlichkeit aufgefasst. Sie problematisierte aber nicht eigens den Subjektbegriff, den sie voraussetzte. Deleuze und Guattari sehen hingegen in der Schizophrenie einen Modus von Subjektivität, der es erfordert, die Frage nach dem Subjektbegriff neu zu stellen und deren Rahmung durch die klassische Philosophie zu verlassen. Dieser Schritt von der Theorie der Schizophrenie zur Schizophrenie ist eine Art schwebender Schritt über einem Abgrund und muss auf eine Absicherung durch die Psychopathologie verzichten. Dennoch ist die Psychopathologie für die Exposition der Problemstellung des *Anti-Ödipus* hilfreich, weil sie die Schizophrenie am Rand der Begriffe von Persönlichkeit oder Ich ansiedelt oder als Bruch mit einer »normalen« Subjektivität bestimmt: Wenn der Schizophrene eine Krankheit erleidet, werde seine Subjektivität nicht ausgelöscht, sondern transformiert. So erklärt 1957 der Direktor des psychiatrischen Universitätsklinikums Burghölzli, Manfred Bleuler, in seiner Eröffnung des II. Internationalen Kongresses für Psychiatrie in Zürich:

wir treffen in der schizophrenen Psychose eine schwerste Veränderung der Persönlichkeit, ein Anderssein als die übrigen Menschen, ein Verrücktsein im alten Sinne des Ausdrucks, obschon ursprüngliche intellektuelle Leistungsfähigkeit und affektive Feinfühligkeit neben oder hinter den Krankheitserscheinungen irgendwie erhalten bleiben.⁴

Die maßgeblichen drei Konzepte, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden und den Kern der Schizophrenietheorie ausmachten, waren die Dissoziation, der Autismus und das In-der-Welt-Sein. Jedes Konzept erfasste einen Aspekt der Störung, bezog ihn aber auf

des »vagen Monismus« siehe David Lapoujade: *William James. Empirisme et pragmatisme*, Paris 2007, S. 33–40.

³ Deleuze / Guattari: *Anti-Ödipus* (Anm. 2), S. 493. Siehe hierzu François Dosse: *Gilles Deleuze et Félix Guattari. Biographie croisée*, Paris 2007, S. 394–407.

⁴ Manfred Bleuler: »Die Problematik der Schizophrenien als Arbeitsprogramm des II. Internationalen Kongresses für Psychiatrie«, in: Erwin Strauss / Jürg Zutt unter Mitwirkung von Hans Sattes (Hg.): *Die Wahnwelten (Endogene Psychosen)*, Frankfurt a. M. 1963, S. 236–245, hier S. 241.

einen Vergleichsmaßstab, der aus einem normativen Konzept von Subjektivität gewonnen wurde. Emil Kraepelin bezeichnete mit Dissoziation die phänomenale Seite der Störungen; Eugen Bleuler fasste den Bruch mit der Realität als Autismus; und Ludwig Binswanger stellte die Subjektivität des schizophrenen Erlebens heraus, das eine je eigene Welt ausbilde.⁵ Jedes dieser Konzepte konnte sowohl auf die Seite von funktionalen als auch von biologischen Ätiologien geschlagen werden, wenn auch die Psychiater in der Mehrzahl dazu neigten, die Ursache der Störung im Gehirn zu vermuten.

Karl Jaspers hatte aus der ergebnislosen Debatte über die Ätiologie der Schizophrenie zwei Schlussfolgerungen gezogen. Vom Standpunkt der Psychiatrie war die Schizophrenie eine Krankheit mit unbekanntem Ursachen, die nur anhand ihrer Symptome beschrieben werden konnte.⁶ Die erste betraf die Grenzen der psychiatrischen Erkenntnis: Die Klinik ist an eine Phänomenologie der Störungen angeschmiedet und jeder Schluss auf mögliche organische Ursachen geht fehl. Und umgekehrt kann auch von den Störungen und Schädigungen des Gehirns nicht auf die effektuierten Phänomene geschlossen werden. Die ätiologische Lücke in der Schizophrenietheorie ist also keine noch vorläufig unbekannte Ursache, sondern bezeichnet eine Grenze der Erkenntnis, die von der Psychopathologie zumeist in dem Sprachbild gefasst wird, die Schizophrenie sei ein unbekannter Kontinent, an dessen gegenüberliegenden Ufern – in Klinik und Labor – zwei Expeditionen aufgebrochen seien ohne Aussicht, sich einander jemals zu treffen. Wenn auch die ätiologischen Hypothesen fragwürdig sind, sind sie doch nicht unnützlich, weil sie die Expeditionen auf Kurs halten.⁷

Jaspers' zweite Folgerung betraf die Verlaufsform der Schizophrenie. Kraepelin hatte in seiner Krankheitslehre zwei Gruppen von Erkrankungen, das manisch-depressive Irresein und die Dementia praecox bzw. die Schizophrenie, gegeneinander und von den übrigen Erkrankungen abgegrenzt und hierzu auf die Verlaufsform der Erkrankung verwiesen. Auch wenn die Psychiater uneins waren, wie die Erkrankung in der Regel verlaufe, stand in der psychiatrischen Nosologie deren Verlaufsform im Zentrum der Aufmerksamkeit. In der Klinik tritt zumeist folgendes Problem auf: Der Zeitpunkt der Erkrankung liegt vor dem Zeitpunkt,

⁵ Siehe Emil Kraepelin: *Einführung in die psychiatrische Klinik*, dritte, völlig umgearbeitete Auflage, Leipzig 1916; Eugen Bleuler: *Lehrbuch der Psychiatrie*, zweite, erweiterte Auflage, Berlin 1918; Ludwig Binswanger: *Schizophrenie*, Pfullingen 1957.

⁶ Vgl. German E. Berrios: *The History of Mental Symptoms. Descriptive Psychopathology since the Nineteenth Century*, Cambridge 1996, S. 78 ff.

⁷ Karl Jaspers: *Allgemeine Psychopathologie. Ein Leitfaden für Studierende, Ärzte und Psychologen*, Berlin 1973, S. 8.

an dem der Arzt konsultiert wird. Der Prozess beginnt schleichend, und es ist, vor allem in seinen Anfängen »schwer, das Gesunde vom Kranken zu trennen. [...] Dem Laien fallen solche Kranke überhaupt nicht als verrückt auf, wie sie ja auch noch viel später, wenn die Krankheit unverkennbar geworden ist, vielen noch als gesund gelten.«⁸ Einerseits ist fraglich, welche Definition und Unterscheidung von gesund und krank angemessen ist; andererseits zwingt das Ineinander von Gesundheit und Krankheit zur Herausbildung von Kriterien, ab wann eine Erkrankung vorliegt. »Leicht wäre es, einfach nur die späteren ganz groben Symptome zu nennen, die Krankheit zu diagnostizieren und den Anfang in eine unbestimmte Vergangenheit zu setzen. Aber das wäre auch wenig interessant.«⁹ Jaspers definierte die Schizophrenie als einen Symptomkomplex, der dem Leben als ein Prozess aufgepfropft wird. Dieser Prozess ist gerade kein Teil der Entwicklung einer Persönlichkeit, sondern bricht in deren Entwicklung herein. Der Prozess bezeichnet kein Derivat des Ich, sondern dessen Eintritt in eine fremde Ordnung.

Jaspers unterschied zwischen der Entwicklung einer Persönlichkeit und dem Prozess, den er dadurch definiert, »daß wir mit Prozeß nicht alle psychischen Krankheitsvorgänge, sondern nur die zu einer dauernden unheilbaren Veränderung führenden bezeichnen. Es muß der Persönlichkeit etwas Heterogenes aufgepfropft sein, das sie nicht wieder los wird.«¹⁰ Der Prozess ist weder Anfall noch Reaktion. So ist etwa eine in der Haft ausgelöste Psychose kein Prozess: »Hier haben wir etwas vor uns, was der Persönlichkeitsentwicklung als etwas Fremdes ›aufgepfropft‹ wird, ohne daß wir von einem ›Prozeß‹ reden. Wir nennen den Vorgang je nachdem einen ›Anfall‹ oder eine ›Reaktion‹.«¹¹ Die Schizophrenie ist also kein Merkmal einer Persönlichkeit, das mit dem Ausbruch der Krankheit aus seiner Latenz hervortritt und sich ins Krankhafte steigert. Vielmehr ist der Begriff des Prozesses an den Rändern der herkömmlichen Begriffe von Persönlichkeit und Ich-Entwicklung situiert und bezeichnet etwas, das mit ihnen gerade nicht mehr erfasst werden kann. Der Begriff des Prozesses soll dort entstehen, »wo uns das einheitliche Erfassen der Entwicklung einer Persönlichkeit nicht gelingt, da statuieren wir etwas Neues, etwas ihrer ursprünglichen

⁸ Karl Jaspers: *Strindberg und van Gogh. Versuch einer vergleichenden pathographischen Analyse* (1922), Berlin 1998, S. 67

⁹ Ebd., S. 68.

¹⁰ Karl Jaspers: »Eifersuchtswahn. Ein Beitrag zur Frage: ›Entwicklung einer Persönlichkeit‹ oder ›Prozeß?‹«, in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 1 (1910) 1, S. 567–637, hier S. 607.

¹¹ Ebd.

Anlage Heterogenes, etwas, das aus ihrer Entwicklung herausfällt, das nicht Entwicklung, sondern Prozeß ist.«¹²

Deleuze und Guattari können an den Befund der Psychiater anknüpfen, dass in der Schizophrenie bestimmte Merkmale einer Persönlichkeit wie z. B. intellektuelle Leistungsfähigkeit oder affektive Feinfühligkeit erhalten bleiben, aber nicht in herkömmlicher Weise synthetisiert werden. Sie übernehmen von Jaspers den Begriff des Prozesses, aber entkleiden ihn seiner Bezugnahme auf die Persönlichkeitsentwicklung. Wenn die Psychopathologie die Schizophrenie als eine Krankheit beschrieb, die einen eigenständigen Modus von Subjektivität ausbildet, fiel diese Abgrenzung mit der Unterscheidung von Normalem und Pathologischem zusammen. So offensichtlich es war, dass der Schizophrene erkrankt ist, so schwierig war es zu bestimmen, wodurch seine Subjektivität von der des Normalen unterschieden sei und worin sie von dieser abweiche.¹³ Schon im 18. Jahrhundert wurde eine Grenzziehung zwischen Wahnsinn und Vernunft fragwürdig, die im Wahnsinn das Gegenstück zur Vernunft sah, der dort auftaucht, wo die Vernunft schwindet. Statt den Wahnsinn als bloßen Mangel an Vernunft zu begreifen, wurde er als eine Störung der Seelenvermögen oder des Zusammenspiels der Seelenvermögen aufgefasst.

Immanuel Kant leitete eine regelrechte Klassifikation des Wahnsinns aus den Störungen der Vermögen und ihres Zusammenwirkens her,¹⁴ aber sah weitgehend von empirischen Forschungen ab. Kants »Interesse richtet sich auf die eigene Wissenschaftsordnung, die sich auch im Wahn bewährt, nicht auf die empirische Erfassung der Betroffenen; die Kantsche Distanz ist die des benennenden und ordnenden Linné. Nicht bestimmte Fälle, sondern eine mit der eigenen Theorie kompatible Ordnung bilden das Interesse.«¹⁵ Der Abstand, den er zur Empirie wahrte, ging mit einem geringen Interesse an den Wahninhalten einher. Ausschlaggebend war nicht, was der Wahnsinnige erlebte, sondern dass seine Erfahrung auf eine Störung der Erkenntnisvermögen zurückzuführen war. Kant stieß auf das Problem, dass Wahnsinnige in sich geschlossene und rationale System ausbilden können: Jedes Erkenntnisvermögen ist anfällig für Störungen. Der schlimmste Fall aber besteht darin, dass

¹² Ebd., S. 606.

¹³ Zur Unterscheidung von ontologischen und physiologischen Krankheitskonzepten siehe Oswei Temkin: »Health and Disease«, in: ders.: *The Double Face of Janus and Other Essays in the History of Medicine*, Baltimore 1977, S. 419–440.

¹⁴ Vgl. Patrick Frierson: »Kant on mental disorder. Part 1: an overview«, in: *History of Psychiatry* 20 (2009) 3, S. 267–289, hier S. 281.

¹⁵ Reinhardt Brandt: *Kritischer Kommentar zu Kants Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (1798), Hamburg 1999 (= Kant-Forschungen, Bd. 10), S. 287.

jedes Vermögen in sich störungsfrei funktioniert, aber ihr Zusammenspiel insgesamt gestört ist. Dieser Wahnsinn ist rätselhaft: Die Verstandestätigkeit ist unbeeinträchtigt; das Gedächtnis hat nicht nachgelassen; es liegen keine Halluzinationen vor und noch nicht einmal größere Störungen der Affektivität. Während in den meisten Wahnformen ein oder mehrere Vermögen in sich gestört sind, ist in diesem Wahnsinn ihr Zusammenspiel gestört, so dass zwar noch Erfahrungen möglich sind, sie aber keine kohärente Einheit mehr bilden. Der Wahnsinnige erfährt, was jedermann erfahren würde, gäbe es keinen Mechanismus, der das Zusammenspiel seiner Vermögen gewährleistet. Wenn dieser Mechanismus, den Kant den Gemeinsinn nennt, aussetzt, kommt es zu einem unregelmäßigen Zusammenspiel der Vermögen.

Kant postulierte ein vereinheitlichendes Prinzip, das in seiner Philosophie die Last der gesamten Theoriearchitektur trägt, deren Fundament und Schlussstein es bildet. Die empirische Erkenntnis darf kein bloß zufälliges Aggregat von Eindrücken sein, sondern sie muss notwendig eine Einheit bilden.¹⁶ Zwar ist es plausibel, die Idee solch einer Einheit zu postulieren und durch das harmonische Zusammenspiel der Vermögen Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft zu erläutern. Jedoch lässt sich kein Beweis führen, dass es diese systematische Einheit tatsächlich gibt. Kant schreibt in der *Kritik der reinen Vernunft*:

Würde der Zinnober bald rot, bald schwarz, bald leicht, bald schwer sein, ein Mensch bald in diese, bald in jene tierische Gestalt verändert werden, am längsten Tag das Land bald mit Früchten, bald mit Eis und Schnee bedeckt sein, so könnte meine empirische Einbildungskraft nicht einmal Gelegenheit bekommen, bei der Vorstellung der roten Farbe den schweren Zinnober in die Gedanken zu bekommen, oder würde ein gewisses Wort bald diesem, bald jenem Ding beigelegt, oder auch dasselbe Ding bald so bald anders benannt, ohne daß hierin eine gewisse Regel, der die Erscheinungen schon von selbst unterworfen sind, herrschte, so könnte keine empirische Synthese der Reproduktion stattfinden.¹⁷

Wenn der Mechanismus aussetzt, der die Einheit der Erfahrung ermöglicht, droht der Wahnsinn. Kants Annahme, dass es eine vereinheitlichende Instanz gibt, die Seele heißt, suchte ihren Rückhalt darin, dass die Natur einen Zusammenhang besitzt und Regeln unterliegt. Weil die Natur selbst regelhaft erscheint, gewährleistet sie die Möglichkeit einer kohärenten Erfahrung. Wenn nämlich die Natur keiner Regel unterstün-

¹⁶ Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, nach der ersten und zweiten Original-Ausgabe neu hg. v. Raymond Schmidt, Hamburg 1971 (= Philosophische Bibliothek, 37a), S. A 645/B 673.

¹⁷ Ebd., S. A 100 f.

de, bestünde noch nicht einmal die Möglichkeit, dass die Erfahrung eine kohärente Einheit bildet.

Deleuze und Guattari brechen mit der Annahme, dass es einen Mechanismus geben müsse, der die Einheit der Erfahrung sichere. So ist auch die Bezeichnung »Schizo«¹⁸ keine saloppe Verkürzung des psychiatrischen Begriffs, sondern markiert, dass es zwar im psychischen Erleben eine Spaltung gebe, aber keine gespaltene Seele (»phren«) mehr. Die Voraussetzung der Psychopathologie, dass es eine vereinheitlichende Instanz namens Seele gebe, die in der Schizophrenie gestört sei, erzeugt ein Scheinproblem, das durch den klassischen Subjektbegriff genährt wird, aber keine sachliche Grundlage mehr besitzt. So wenig die Psychopathologie an Kants Ausführungen zum Wahnsinn anknüpfen konnte, so sehr hielt sie an dessen Prämisse fest, dass das Subjekt diese einheitliche Instanz sei. Die Relevanz von Kants Philosophie lag also nicht in ihrer Erklärung, was der Wahnsinn sei, sondern in der Argumentation, dass es eine Einheit der Seelenvermögen geben müsse.

Klaus Heinrich hat Kants Beispiele analysiert, die das Postulat einer Einheit der Erkenntnisvermögen plausibilisieren sollen. Kant gibt kontrafaktische Beispiele für eine Natur, die keinen Regeln mehr unterstünde und der alltäglichen Erfahrung widerspräche. Das erste Beispiel, das er zurückweist, stammt aus der Alchemie, die eine qualitative Umwandlung von Stoffen zu bewerkstelligen versucht. Kant formuliert dagegen seinen Begriff der Natur in Übereinstimmung mit dem Wissenschaftsbegriff der Mechanik, die sich mit Körpern beschäftigt, die aufeinander einwirken, aber keine qualitativen Veränderungen von Körpern, wie sie die Alchemie beschreibt, in den Blick nimmt. Wenn die Vermögen harmonisch zusammenspielen, wird also eine Erfahrung der Welt gewährleistet, die mit den Erkenntnissen der Mechanik übereinstimmt.¹⁹ Das zweite Beispiel eines Menschen, der bald in diese, bald in jene tierische Gestalt verändert wird, ruft die *Metamorphosen* des Ovid auf. Kant wehrt die Vorstellung ab, dass es eine Überschreitung von Artgrenzen geben könnte und dass die Grenze zwischen Mensch und Tier instabil sein könnte. Und das dritte Beispiel des Wetters wehrt nicht nur einen Märchenstoff ab, sondern auch die Vorstellung, dass das Nacheinander in der Natur im Grunde eine Gleichzeitigkeit sei.

¹⁸ Deleuze / Guattari: *Anti-Ödipus* (Anm. 2), S. 28, 30 usf.

¹⁹ Klaus Heinrich: *Dahlemer Vorlesungen 3: Arbeiten mit Ödipus. Begriff der Verdrängung in der Religionswissenschaft*, hg. v. Hans-Albrecht Kücken / Wolfgang Albrecht / Irene Tobben, Frankfurt a. M. u. a. 1993, S. 76–79.

Was Kant mit seinem Wissenschaftsbegriff ausschließt – qualitative Veränderungen von Körpern, die Transformation von Arten, die Gleichzeitigkeit des Nacheinanders –, ist für die Naturwissenschaften der 1960er Jahre eine Selbstverständlichkeit geworden. Gleichwohl halten Psychologie und Psychopathologie an einem Konzept von Subjektivität fest, das auf einen klassischen Wissenschaftsbegriff referiert. Während die modernen Naturwissenschaften mit der sinnlichen Erfahrung brechen und demonstrieren, dass die Regeln und Gesetzmäßigkeiten, denen die Natur unterliegt, weder durch den Augenschein zu erkennen noch allein im Rückgriff auf die Mechanik zu erfassen sind, sind Begriffe wie Seele, Subjektivität, Persönlichkeit oder Ich-Entwicklung im Kern dieselben geblieben. Zwar bringt die naturwissenschaftliche Psychiatrie seit den 1960er Jahren ein Forschungsprogramm auf den Weg, das nach Korrelationen von molekularbiologischen Vorgängen und psychischen Erkrankungen sucht: Man vermutet die Ursachen der Störungen in Stoffwechselvorgängen oder in genetischen Defekten. Jedoch bleiben diese Erklärungen den Konzeptualisierungen des Subjekts äußerlich, die entweder von den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen absehen oder aber die naturwissenschaftlichen Erklärungen ihren etablierten Begriffen aufsatteln ohne sie zu verändern.

In der Anti-Psychiatrie, die eine Kritik der psychiatrischen Institutionen formuliert, stößt die molekularbiologische Forschung vielfach auf Ablehnung. Jedenfalls setzt diese Forschung nicht dort an, wo die Missstände am größten sind: in den psychiatrischen Institutionen. Die antipsychiatrische Kritik zielt zunächst auf notwendige Reformen der Klinik.²⁰ Die Anti-Psychiatrie kann zeigen, dass die Klinik ein Einsperrungsmilieu ist und polizeiliche Funktionen übernimmt, die sich mit ihren medizinischen Funktionen überlagern.²¹ Die Schizophrenie ist kein bloßer Inhalt der Klinik, sondern eine von der Klinik erfasste und durch eine Institution durchformte Erkrankung. Die Kritik an der Institution wird mit einer Kritik ätiologischer Theorien untermauert. Die Anti-Psychiatrie erklärt entweder, dass die Krankheit der Schizophrenie gar nicht existiere, oder sie vertritt die Auffassung, dass sie ein Produkt

²⁰ Zu Antipsychiatrie in Frankreich siehe Jacques Postel/David F. Allen: »History and Anti-Psychiatry in France«, in: Mark S. Micale/Roy Porter (Hg.): *Discovering the History of Psychiatry*, New York u. a. 1994, S. 384–414.

²¹ Vgl. »Einsperrung, Psychiatrie, Gefängnis. Ein Gespräch zwischen Jean Pierre Faye, Michel Foucault, David Cooper, Marine Zecca und Marie-Odile Faye«, in: *Der eingekreiste Wahnsinn. Mit Beiträgen von David Cooper, Jean Pierre Faye, Marie-Odile Faye, Michel Foucault, Marquis de Sade, Marine Zecca*, Frankfurt a. M. 1979, S. 59–90, hier S. 60.

gestörter Kommunikation in der Familie sei.²² Statt die Krankheit in einer gestörten Persönlichkeit zu verankern oder durch den Hereinbruch eines Prozesses zu erklären, wird sie als eine Zuschreibung entlarvt, die entweder willkürlich vorgenommen wird oder aber das Resultat der Störung einer größeren sozialen Gruppe wie der Familie ist. Auch wenn die Anti-Psychiatrie eingesteht, dass Begriffe wie Ich und Persönlichkeit mit molekularbiologischen Sachverhalten korreliert sind, kommt es zu keiner Revision der Begriffsbildung. Psychisches und Biologisches können weiterhin ineinander übersetzt oder aufeinander abgebildet werden: »Natürlich kann man sagen, daß bei der Schizophrenie chemische Korrelate, genetische Korrelate, alle möglichen biologischen Korrelate nachgewiesen werden können. Aber so gesehen, gibt es Korrelate für sämtliche Verhaltensformen.«²³ Die Anti-Psychiatrie bekämpft, indem sie die Relevanz von Biochemie und Molekularbiologie für die Psychiatrie bestreitet, die Institution der Klinik, die von der naturwissenschaftlich orientierten Psychiatrie dominiert wird. Sie reklamiert für psychische Phänomene eine »dialektische Rationalität«, die »sich von der analytischen Rationalität der Naturwissenschaften radikal unterscheidet«.²⁴ Den »konventionellen Vorstellungen von wissenschaftlicher Objektivität« seien nämlich sehr enge Grenzen gezogen: »Diese Grenzen [...] enthüllen das Ausmaß, in dem z. B. biochemische Theorien über die Ursache der Schizophrenie *notwendigerweise* (wie weit die biochemische Methode auch fortschreiten mag) ihr erklärtes Ziel einer kausalen Erklärung verfehlen müssen.«²⁵

Deleuze und Guattari streben keinen Geländegewinn auf der Terra incognita der Krankheitsursachen an. Das Gegeneinander von ätiologischen Theorien liefert keine Grundlage für eine politische Kritik der Psychiatrie. Sie referieren zwar auf die Forschungen der Biochemie und Molekularbiologie. Aber sie verbinden mit ihrer Referenz keine Parteinahme für die naturwissenschaftlich orientierte Psychiatrie oder eine ätiologische Theorie. Die Molekularbiologie ist für eine Theorie des Unbewussten von Relevanz, weil sie einen monistischen Standpunkt jen-

²² Die maßgebliche Hypothese zur Soziogenese der Schizophrenie stellte Gregory Bateson auf. Siehe Gregory Bateson: *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*, aus dem Amerikanischen von Hans Günter Holl, Frankfurt a. M. 1985, S. 262–361; Ronald D. Laing: *Phänomenologie der Erfahrung*, aus dem Englischen von Klaus Figge / Waltraud Stein, Frankfurt a. M. 1969, hier S. 103.

²³ David Cooper: »Psychiatrie, Politik, Wahnsinn. Ein Gespräch zwischen David Cooper, Viktor Fainberg, Jean Pierre Faye, Marine Zecca«, in: *Der eingekreiste Wahnsinn* (Anm. 21), S. 38–58, hier S. 56.

²⁴ David Cooper: *Psychiatrie und Anti-Psychiatrie* (1967), aus dem Englischen von Hilde Weller, Frankfurt a. M. 1971, S. 21.

²⁵ Ebd., S. 20.

seits der Dichotomie von biologischen und psychischen Geschehnissen in Aussicht stellt.²⁶ Keineswegs impliziert der monistische Standpunkt ein Einverständnis mit der naturwissenschaftlich orientierten Psychiatrie oder deren institutionellen Praktiken. Die Philosophie, so Deleuze und Guattari, kann den klinischen Blick nicht imitieren, da ihr die Kompetenz hierzu fehlt: »wir haben nie einen [Schizophrenen] gesehen.«²⁷ Sie teilen zwar die Kritik der Institution, wie sie die Anti-Psychiatrie übt.²⁸ Jedoch leugnen sie nicht, wie etwa der Psychiater Thomas Szasz, die Existenz der Krankheit.²⁹ Es gibt Elend und Leid, und zwar massenhaft.

2.

Deleuze und Guattari halten an Freuds Entdeckung des Unbewussten fest. Das Unbewusste, so wenden sie gegenüber Freud ein, ist jedoch kein Schauplatz einer Repräsentation, sondern der Ort einer materiellen Produktion. Es ist kein Theater, sondern funktioniert wie eine Fabrik: Es arbeitet. Der Einwand zielt sowohl gegen die symbolische Form der Repräsentation, die als Ödipus-Komplex zur Universalie erhoben wurde, als auch gegen den Repräsentationsbegriff selbst.³⁰

²⁶ Zum Monismus siehe Gilles Deleuze: *Spinoza und das Problem des Ausdrucks in der Philosophie*, aus dem Französischen von Ulrich Johannes Schneider, München 1993.

²⁷ Deleuze / Guattari: *Anti-Ödipus* (Anm. 2), S. 493. Siehe hierzu Dosse: *Gilles Deleuze et Félix Guattari* (Anm. 3).

²⁸ Zu Guattaris Stellung zur Anti-Psychiatrie siehe Félix Guattari: »La Borde. A clinic unlike any other«, in: ders.: *Chaosophy. Texts and Interviews 1972–1977. Introduction by François Dosse*, hg. v. Sylvère Lothringer, Los Angeles 2009, S. 176–194.

²⁹ Vgl. Thomas Szasz: *Geisteskrankheit – ein moderner Mythos? Grundzüge einer Theorie des persönlichen Verhaltens*, Olten u. a. 1972.

³⁰ Zur Universalisierung des Ödipus-Komplexes in Ethnopsychanalyse und Ethnopsychiatrie siehe Erich Wulff: »Einleitung: Fragen an Devereux«, in: Georges Devereux: *Normal und Anormal. Aufsätze zur allgemeinen Ethnopsychiatrie. Einleitung von Erich Wulff*, aus dem Französischen von Nils Thomas Lindquist, Frankfurt a. M. 1974, S. 7–17, hier S. 8; zur Kritik der Universalisierung siehe Michel Foucault: »Die Wahrheit und die juristischen Formen«, in: ders.: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Bd. II: 1970–1975, hg. v. Daniel Defert / François Ewald u. Mitarbeit von Jacques Lagrange, Frankfurt a. M. 2002, S. 660–792, hier S. 686 f. Die Schädlichkeit des Ödipus-Komplexes wird für Deleuze und Guattari an Ethnopsychiatrie und Ethnopsychanalyse ersichtlich, die unter Berufung auf die Repräsentationsthese helfen die Verbrechen des Kolonialismus zu kaschieren. Der Psychiater Frantz Fanon berichtet 1961 in seinem Buch *Die Verdammten dieser Erde* von Patienten in seiner Klinik in Algerien, die an unterschiedlichen Syndromkomplexen erkrankt waren: von Neurosen über reaktive Psychosen bis zu schizoiden Zuständen. Fanon kann diese Fälle mühelos erklären: Es handelt sich samt und sonders um Störungen, die durch den Krieg verursacht wurden, nicht aber, wie die französische Psychiatrie behauptet, um eine ethnisch oder sozial bedingte Vulnerabilität. (Vgl. Frantz Fanon: *Die Verdammten dieser Erde*, Vorwort von Jean-Paul Sartre, aus dem Französischen von Traugott König, Frankfurt a. M. 1981, S. 210–245; Richard V. Keller: *Colonial Madness. Psychiatry*

»Ödipus« bezeichnet eine These, der zufolge die Inhalte, die im Unbewussten aufgefunden werden, sich in entstellter Form äußern. Während die Psychoanalyse an den spezifischen Inhalten zu erkennen versucht, was sie repräsentieren und wie deren Repräsentation zustande kam, abstrahiert die Psychiatrie von den spezifischen Inhalten. So ist für sie beispielsweise nebensächlich, ob ein Patient sich für den Kaiser von China oder für Napoleon hält, sondern entscheidend ist, dass er eine Größenphantasie ausgebildet hat. Den Unterschied zwischen einer Abstraktion von den empirischen Inhalten und deren Wiederfindung in einer Repräsentation verdeutlicht das Beispiel der Paranoia, die am Rande des Formenkreises schizoider Erkrankungen eingeordnet wird. Psychiatrie und Psychoanalyse stimmen in ihrer allgemeinen Beschreibung der Symptomatik überein: Der Paranoiker produziert in seinem Wahn unverständliche Bedeutungen, die einer anderen Ordnung angehören als die Halluzination, der Autismus oder die primäre Angst. Freud kann für die Paranoia von Daniel Paul Schreber zeigen, dass die Inhalte seines Wahns nicht nebensächlich, sondern wesentlich und verständlich sind.³¹ Weder habe die Psychiatrie den Mechanismus der Bedeutungsproduktion begriffen noch bemerkt, dass die paranoischen Inhalte keineswegs beliebig sind. Die Psychoanalyse hält der Abstraktion von den Wahninhalten entgegen, dass diese als die Repräsentation eines unbewussten Konflikts zu verstehen seien. Auf den ersten Blick sieht es für die Psychiatrie so aus, als ob die Paranoia, indem von den Wahninhalten abgesehen wird, in formaler Hinsicht als eine Störung der Bedeutungsproduktion definiert werden könne. Insofern ist der Paranoiker – ebenso wie der Schizophrene – ein Beispiel für jenen Wahnsinn schlimmster Art, der von der Vernunft ununterscheidbar zu werden droht. Auf den zweiten Blick sieht Freud allerdings, dass nicht der Mechanismus der Bedeutungsproduktion gestört ist und unsinnige Bedeutungen entstehen, sondern die Bedeutungen, die der Paranoiker konstruiert, in sich kohärent, logisch aufgebaut und verständlich sind. Während die Psychiatrie sich auf Begriffe wie Ausdruck, Erscheinungsform oder dergleichen beruft, um die Symptome einer Paranoia von ihren empirischen Inhalten abzulösen, nimmt Freud diese Inhalte immerhin in den Blick. Er entziffert hinter den Bedeutungen, die der

in *French North Africa*, Chicago u. a. 2007, S. 162–170.) Die Ethnopsychiatrie entdeckt die Verwüstungen, die der Kolonialismus verursacht hat, als Neurosen und Psychosen wieder, ohne jedoch überhaupt Kolonialismus und Krieg in Betracht zu ziehen.

³¹ Vgl. Sigmund Freud: »Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia«, in: ders.: *Studienausgabe*, Bd. VII: *Zwang, Paranoia und Perversion*, hg. v. Alexander Mitscherlich u. a., 7. korrigierte Ausgabe, Frankfurt a. M. 1997, S. 133–203, hier S. 183–200.

Paranoiker produziert, eine komplizierte Konfliktlage, die auf ein verdrängtes Begehren und eine Familienkonstellation verweist.

Deleuze und Guattari plädieren dafür, die Wahnhalte wörtlich zu nehmen und richten ihre Aufmerksamkeit auf das Delirium des Patienten, das offensichtlich nicht um eine Familienkonstellationen kreist: »Jedes Delirium besitzt einen welthistorischen, politischen, rassistischen Inhalt; Rassen, Kulturen, Kontinente reißt es mit sich und wirbelt sie durcheinander.«³² Auch wenn die Psychoanalyse die Wahnhalte nicht ihres gesellschaftlichen Zusammenhangs entkleidet, versucht sie den historischen und politischen Gehalt auf eine interne familiale Determination zurück zu beziehen. Auch wenn Freud Schrebers behandelnden Arzt Flechsig nicht mit dem Vater gleichsetzt oder als dessen Stellvertreter begreift, sondern seine Argumentation von vornherein auf den Konflikt, d. h. auf Relationen abstellt, interpretiert er Schrebers Aufzeichnungen als Repräsentationen. Dennoch entgehe ihm, so der Einwand von Deleuze und Guattari, die Differenz zwischen dem, was sich im Wahnhalt präsentiert, und dem, was im Wahnhalt wieder gefunden und repräsentiert wird. Schrebers Aufzeichnungen sollten nicht als die entstellten Inhalte eines Unbewussten interpretiert, sondern wörtlich genommen werden: »Die Interpretationsmaschine [der Psychoanalyse] läßt sich wie folgt zusammenfassen: was immer man sagt, meint etwas anderes.«³³

Deleuze und Guattari entwerfen ein gegenüber der Psychoanalyse vollständig verändertes Bezugssystem, das die Grundlage einer Schizo-Analyse bildet. An die Stelle einer Genese des Wunsches aus dem Mangel tritt die Beschreibung der Wunschproduktion als ein maschinales Geschehen. Dieses maschinale Geschehen erfordert keine Dechiffrierung und Auslegung, sondern eine Analyse der Bedingungen, unter denen es abläuft. Die Schizo-Analyse zielt auf eine Theorie von materiellen und psychischen Prozessen, die mittels des Theorems einer Abbildung oder Repräsentation nicht zu erfassen sind. Vielmehr wird der Wunsch in einem Prozess hergestellt, in dem sich die Produktionsmittel selbst verändern. Diese Auffassung findet allerdings keinen Rückhalt in Theorien, die in herkömmlicher Weise zwischen Produktionsmitteln und Produkt unterscheiden. Die klassische Vorstellung ist folgende: Wenn eine technische Maschine ein bestimmtes Produkt herstellt, dann geht sie in das Produkt im Maße ihres Verschleißes ein.

³² Deleuze / Guattari: *Anti-Ödipus* (Anm. 2), S. 114.

³³ Gilles Deleuze: »Fünf Thesen über die Psychoanalyse«, in: ders.: *Die einsame Insel. Texte und Gespräche von 1953 bis 1974*, hg. v. David Lapoujade, aus dem Französischen von Eva Moldenhauer, Frankfurt a. M. 2003, S. 398–407, hier S. 400.

Marx kann sich auf diese einfache Prämisse stützen und zeigen, daß das System der technischen Maschinen auf einer eindeutigen Unterscheidung zwischen Produktionsmittel und Produkt beruht, dank deren die Maschine dem Produkt Wert und nur solchen zusetzt, den sie in dem Maße verliert, wie sie sich abnutzt.³⁴

Von solchen technischen Maschinen sind die so genannten Wunschmaschinen unterschieden, die das Unbewusste produzieren. Sie besitzen ihren Zweck nicht in der Herstellung eines schon vorab definierten, spezifischen Produkts, sondern ihr Zweck entsteht erst während ihrer Konstruktion und ihres Betriebs. Die Wunschmaschine stellt das Gewünschte nicht so her wie eine technische Maschine ihr Produkt, und vielfach ist das von ihr Produzierte auch nicht unbedingt das Gewünschte. Die so genannte Wunschmaschine wird durch das Fehlen eines übergreifenden Bandes zusammengehalten: Während in der technischen Maschine im Vorhinein dieses Band um die Elemente mit der Aufstellung der Maschine geschlungen wird, wird in der Wunschmaschine jenes Band allererst erzeugt, das den Zusammenhalt seiner Teile sichert. »Die Wunschmaschinen sind also«, wie Deleuze und Guattari schreiben, »aufbauende Maschinen, deren Fehlzündungen selbst noch funktional sind und deren Funktionieren von der Bildung nicht zu unterscheiden ist; mit ihrer eigenen Montage verschmolzene chronogene Maschinen.«³⁵

Der Begriff der Wunschmaschinen hat seine Grundlage in den Arbeiten von Franz Reuleaux, der im Rahmen einer allgemeinen Bewegungslehre, der Kinematik, eine Theorie der Maschine aufstellt, welche die Funktionsweise von beliebigen Maschinen erklärt.³⁶ Diese Verschiebung in der Maschinentheorie trägt einer Schwierigkeit Rechnung, die der klassische Maschinenbegriff aufwirft: Wo liegen die Grenzen einer Maschine und was gehört alles zu ihr? Ist der Arbeiter, der sie bedient, ein Teil von ihr oder nicht? Die Originalität von Reuleaux' Definition liegt darin, dass sie darauf verzichtet, die Maschine vom Organismus zu unterscheiden, sie mit ihm gleichzusetzen oder aus ihm herzuleiten.

³⁴ Deleuze/Guattari: *Anti-Ödipus* (Anm. 2), S. 41.

³⁵ Ebd., S. 369.

³⁶ Siehe Franz Reuleaux: *Lehrbuch der Kinematik*, Bd. 1: *Theoretische Kinematik. Grundzüge einer Theorie des Maschinenwesens*, Braunschweig 1875; Franz Reuleaux: *Der Konstrukteur. Ein Handbuch zum Gebrauch beim Maschinen-Entwerfen*, 4. Abdruck der 4., umgearb. u. erw. Aufl., Braunschweig 1899; Wolfgang Schäffner: »Technologie des Unbewußten«, in: Friedrich Balke/Joseph Vogl (Hg.): *Gilles Deleuze – Fluchtlinien der Philosophie*, München 1996, S. 211–229, Peter Berz: *08/15. Ein Standard des 20. Jahrhunderts*, München 2001, S. 78–122.

Während die Maschine für den Unbefangenen sich in ihrem Wesen von den in der Natur thätigen Bewegungs- und Kraftpendern stark unterscheidet, besteht für den theoretischen oder reinen Mechaniker zwischen beiden eine solche Verschiedenheit nicht; oder vielmehr, dieselbe löst sich für ihn beim Analysiren der Vorgänge so zu sagen völlig auf, so das für den reinen Mechaniker die Probleme des Maschinenwesens in dieselbe Klasse fallen, wie diejenigen der mechanischen Naturerscheinungen.³⁷

Die Kinematik legt nicht schon vorab fest, woraus eine Maschine besteht: Weder ist der Begriff der Maschine auf das Gebiet der Technik eingeschränkt, noch sind Maschinen von vornherein künstliche Artefakte. Die Kinematik sieht in ihrer Neufassung des Maschinenbegriffs von der materiellen Beschaffenheit der Elemente, der technischen und organisatorischen Einheit der Maschine und der Art und Weise der technischen Koppelung der Elemente ab: Die Maschine überträgt, indem sie etwas produziert, Bewegungen, Kraft und Energie. Reuleaux geht in seiner Definition einer Maschine von der Beweglichkeit ihrer Teile gegeneinander aus. Die Elemente, die in sie eintreten, sind nicht hierarchisiert, da keines von vornherein wichtiger als ein anderes ist. Eine Maschine besteht aus mindestens zwei paarweise miteinander verbundenen Elementen, die gegeneinander beweglich sind. Das Beispiel von Schraube und Mutter erklärt, wie ein Elementenpaar funktioniert: Entweder ist die Schraube feststehend, dann kann sich die Mutter entlang der Schraube bewegen, oder die Mutter ist feststehend, dann kann sich die Schraube entlang der Mutter bewegen. Eine Feststellung von einem der beiden Elemente im Elementenpaar bewirkt, dass eine Bewegungsrichtung festgelegt wird: Das bewegliche Element bewegt sich entlang des feststehenden Elements. In einer Maschine sind die Elementenpaare dergestalt verkettet, dass in jedem Elementenpaar ein Element immer auch Glied des nächsten Elementenpaares ist. Trifft nun eine Kraft in der Form eines Bewegungsstroms auf das Elementenpaar, bildet das gesamte Elementenpaar einen Bewegungseinschnitt an seinem festgestellten Teil und leitet den Bewegungsstrom an, mit und über das bewegliche Teil weiter.

Deleuze und Guattari beschreiben im Rekurs auf diesen allgemeinen Maschinenbegriff das Unbewusste als maschinales Geschehen. Das Subjekt ist nicht der Souverän dieses Geschehens, das sich nach Regeln und Gesetzen vollzieht, die zur Anwendung gelangen, aber nicht der Verfügungsgewalt des Subjekts unterstehen. Auch wenn der kinematische Maschinenbegriff die Funktionslogik der Wunschmaschine nicht vollständig beschreibt, schmälert dies nicht seine heuristische Leistung. Er

³⁷ Reuleaux: *Theoretische Kinematik* (Anm. 36), S. 31.

stellt ja gerade kein Schema für konkrete Maschinen auf, sondern liefert die Grundlage für eine »Maschinenwissenschaft der Deduktion«. ³⁸

Der Maschinenbegriff legt nicht fest, was überhaupt verkettet werden und ein Elementenpaar bilden kann. Vielmehr müssen Maschinen in ihren Einzelheiten durchmessen, abgeschritten und beschrieben werden. Die Wunschmaschinen folgen zwar einer Logik der Verkettung von Elementen und von Strom und Einschnitt, aber sie können nicht vollständig schematisiert werden. Sie sind kein algorithmisch beschreibbares Gefüge. In der technischen Maschine, die ein Produkt herstellt, gibt es eine Trennung von Herstellendem und Hergestelltem; in der Wunschmaschine hingegen geht das Herstellende in das Hergestellte ein. Die Wunschmaschine hat ihren Zweck nicht in der Produktion eines vorab definierten Produkts, sondern ihr Zweck entsteht erst während ihrer Konstruktion und ihres Betriebs. Wunschmaschinen entstehen, mit anderen Worten, während ihres Gebrauchs: »Wie aber von Maschinen in diesem mikrophysischen oder mikropsychischen Bereich sprechen, wo es den Wunsch gibt, das heißt nicht nur Funktionsabläufe, sondern Bildung und Selbsterzeugung?« ³⁹

In der Wunschmaschine sind die Funktionsleistung der Maschine und deren Konstruktion miteinander verschmolzen: Sie fängt bereits an zu produzieren, obwohl die Maschine noch nicht vollständig aufgestellt und die kinematische Kette noch nicht geschlossen ist. Was die Produktion des Wunsches gegenüber technischen Produktionsweisen kennzeichnet, sind deren Störungen: Es gibt keine störungsfreie Wunschproduktion, weil die Unterscheidung zwischen Produktionsmittel und Produkt nicht greift. Man kann nicht absehen, welchen Transformationen die Produktionsmittel ausgesetzt sind. Im Unterschied zu technischen Maschinen funktionieren Wunschmaschinen nicht störungsfrei, sondern stören vielmehr fortlaufend ihren eigenen Funktionsablauf: »Nicht Abnutzung macht ihre Grenze aus, sondern die Fehlzündung, sie funktioniert, wenn sie knirscht, wenn sie kaputtgeht, in kleinen Explosionen birst – die Dysfunktionen sind Teil ihres Funktionierens.« ⁴⁰ Die Wunschmaschine ist eine Maschine, die sich selbst in ihren Funktionen verzehrt: »stets pfpopft sich dem Produkt das Produzieren auf, bilden die Maschinenteile auch den Treibstoff.« ⁴¹

³⁸ Ebd., S. 26.

³⁹ Deleuze / Guattari: *Anti-Ödipus* (Anm. 2), S. 365.

⁴⁰ Ebd., S. 193.

⁴¹ Ebd., S. 41.

Deleuze und Guattari beschreiben die Wunschproduktion als ein molekulares Geschehen. Sie greifen damit einen Terminus aus der Physik auf, die mit dem Molekularen eine Ebene elementarer Verbindungen im Materiellen bezeichnet, die nicht unmittelbar zugänglich, sondern erschlossen ist. Das Molekulare ist nicht mit der Molekularbiologie, der DNA, dem Gen oder dem Chromosom gleichzusetzen.⁴² Es dient ihnen als univoker Begriff, der zugleich das Unbewusste und ein materielles Geschehen bezeichnet und das psychische Geschehen auf der Ebene der materiellen Vorgänge erfassen soll. So verständlich die Paranoia des Senatspräsidenten Schreber wird, wo sie als Konflikt mit dem Vater und als persönliches Leid erscheint, so unheimlich wird sie, wenn sie als eine Analyse der Vorgänge in seinem eigenen Körper, der psychiatrischen Institution selbst und der zeitgenössischen Medientechnik verstanden wird. Deleuze und Guattari lesen die Aufzeichnungen des Senatspräsidenten als Schilderung eines zugleich materiellen und psychischen Geschehens: Was Schreber erlebt, ist eine Kommunikation seines Körpers mit der ganzen Welt, die den Begriff des Organismus als einer selbstregulierten und geschlossenen Einheit in Frage stellt. Der Körper ist nicht mehr ein funktional gegliederter Zusammenhang, in dem die Organe zusammenwirken. Vielmehr sind die Organe nur Teile eines übergreifenden Prozesses, in dem über die Gliederung des Organismus hinweg dessen Organe dysfunktional gebraucht werden. Was der Schizophrene erlebt, ist ein Zerfall seiner Körperorganisation. Der Körper ist nicht allein in Organe unterteilt, sondern es gibt in ihm wechselnde Verteilungen und Zonen der Verdichtung, über die im Nachhinein eine Organisation gelegt wurde. Diese Organisationsweise eines Körper, die unterhalb der Ebene der Organe liegt, heißen Deleuze und Guattari einen organlosen Körper:

Der organlose Körper steht weniger den Organen als jener Organisation der Organe gegenüber, die man Organismus nennt. Er ist ein dichter, ein intensiver Körper. Er wird von einer Welle durchströmt, die gemäß den Variationen ihrer Amplitude im Körper Ebenen oder Schwellen einzeichnet. Der Körper hat also keine Organe, sondern Schwellen und Ebenen.⁴³

Was der Schizophrene als organlosen Körper erlebt, ist der Zerfall einer Organisation des Lebens in Elemente, die unterhalb der funktionalen Einheiten der Organe angesiedelt sind und auf neuartige Weise verkettet

⁴² Vgl. Michel Morange: *A History of Molecular Biology*, transl. by Matthew Cobb, Cambridge, Mass. u. a. 1998, S. 1 f.

⁴³ Gilles Deleuze: *Francis Bacon. Logik der Sensation*, aus dem Französischen von Joseph Vogl, München 1995, S. 32. Siehe auch Deleuze / Guattari: *Anti-Ödipus* (Anm. 2), S. 14–16.

werden. Die Verwendung des Maschinenbegriffs stößt an dieser Stelle auf ihren größten Widerstand. Deleuze und Guattari können die Kritik, die der Maschinenbegriff aufrufen wird, antizipieren: Während eine Beschreibung des Lebendigen als Maschine zwischen die Fronten von Vitalismus und Mechanismus gerät, sieht sich die Beschreibung des Psychischen als Maschine mit dem Einwand konfrontiert, dass sie eine unzulässige Übertragung sei, die das Psychische auf einen materiellen Vorgang verkürze. Einerseits blockiert der schematische Gegensatz von Vitalismus und Mechanismus eine Verwendung des Maschinenbegriffs:

Eine Maschine funktioniert gemäß den vorgegebenen Beziehungen ihrer Struktur und der Anordnung ihrer Teile, stellt sich aber ebensowenig selbst auf, wie sie sich erschafft. Dies ist es doch gerade, was gewöhnlich die Polemik zwischen Vitalisten und Mechanisten anheizt: daß die Maschine imstande ist, vom Funktionieren des Organismus Rechenschaft abzulegen, aber zutiefst unfähig ist, seine Entstehung und Bildung zu erklären.⁴⁴

Andererseits hat die Repräsentationsthese ein Hindernis errichtet, das sich dem Maschinenbegriff entgegenstellt. Der Umweg, der die Blockade aufheben und das Hindernis überwinden soll, führt ins Gebiet der Molekularbiologie. Deleuze und Guattari suchen den Rückhalt für ihre These, dass das psychische Geschehen zugleich ein maschinales Geschehen sei, in den Naturwissenschaften. Jedenfalls erkennt die Molekularbiologie in der Proteinsynthese eine maschinale Produktion. Deleuze und Guattari können sich auf Jacques Monod berufen, den sie wie folgt zitieren: »Ein globuläres Protein ist schon im molekularen Maßstab aufgrund seiner funktionalen Eigenschaften eine richtige Maschine, nicht aber – wie wir jetzt erkennen – aufgrund seiner fundamentalen Struktur, in der sich nur ein blindes Kombinationsspiel ausmachen läßt.«⁴⁵ Dementsprechend beschreibt die Molekularbiologie diese mikromaschinale Produktion eben als einen Strom, der durch Einschnitte reguliert werde. So verkündet Francis Crick, »das Problem der Proteinsynthese bestehe im wesentlichen im Fließen: Materie-, Energie- und Informationsfluß.«⁴⁶ Die Molekularbiologie entdeckt eine Materialität des psychischen Geschehens und stößt auf dessen letzte Einheiten.

In der Tat kann sich das wirklich molekulare Unbewusste an Gene als Reproduktionseinheit nicht halten, sind diese doch noch expressiv und führen auf molare Formationen. Die Molekularbiologie lehrt uns, dass nur das DNS,

⁴⁴ Deleuze / Guattari: *Anti-Ödipus* (Anm. 2), S. 365 f.

⁴⁵ Ebd., S. 372, Anm. 11. Sie zitieren Jacques Monod: *Zufall und Notwendigkeit*, München 1971, S. 98 u. 122.

⁴⁶ Lili E. Kay: *Das Buch des Lebens. Wer schrieb den genetischen Code?*, aus dem Amerikanischen von Gustav Roßler, München u. a. 2000, S. 233.

nicht aber die Proteine sich reproduzieren. Die sind zugleich produziert und Produktionseinheiten, sie konstituieren zugleich das Unbewußte als Zyklus in der Selbsterzeugung des Unbewußten, sie sind letzte molekulare Elemente im Aufbau der Wunschmaschinen und der Synthesen des Wunsches.⁴⁷

Die Wunschmaschinen sind zwar molekulare Maschinen, aber es lässt sich nicht unmittelbar beobachten, wie sie auf der Ebene des Stoffwechsels funktionieren. Insofern kann das psychische Geschehen nur analysiert werden, indem die Logik, nach der es sich vollzieht, rekonstruiert wird. Jeder psychische Prozess besitzt einen zureichenden Grund, der im Materiellen liegt. Und doch ist nicht das materielle Geschehen, sondern die Funktionslogik der Wunschmaschine der erschlossene Sachverhalt. Das psychische Geschehen ist, unbesehen seiner Materialität, schon mit der Sprache, den Wünschen und Delirien gegeben. Jedenfalls hängt die Möglichkeit seiner Analyse nicht vom Stand der molekularbiologischen Erkenntnisse ab. Und die Analyse würde auch ihren Zweck verfehlen, setzte sie nur im Materiellen an. Sie kann nicht mehr die Einheit des Subjekts, eine allgemeine symbolische Form wie den Ödipus-Komplex oder universale Strukturen der Psychogenese voraussetzen. Es gibt kein allgemeines Rezept mehr, wie die Spannungen zwischen biologischem und psychischem Geschehen auszulösen sind. Während die psychoanalytischen Theorien von der Psychopathologie der Schizophrenie versuchten »ätiologisch signifikante Daten ausschließlich mit psychologischen Begriffen zu beschreiben«,⁴⁸ die nicht mehr auf ein materielles körperliches Geschehen referieren, korrelieren Deleuze und Guattari psychologische Begriffe mit biochemischen Sachverhalten. Und doch überbrückt diese Korrelation nicht eine Kluft zwischen Psychischem und Biologischem, sondern ist Ausdruck eines monistischen Standpunkts: Was im Psychischen ist, ist auch im Körper, und umgekehrt.

»Der *Anti-Ödipus*«, schreiben sie im Vorwort zur italienischen Ausgabe ihres Buchs *Milles Plateaux*, »war von Kant geprägt, er sollte eine Art *Kritik der reinen Vernunft* auf der Ebene des Unbewußten sein; daher die Bestimmung der dem Unbewußten eigenen Synthesen.«⁴⁹ Der Versuch sei gescheitert: Die Schizo-Analyse halte an der Bedingung, dass es ein Unbewusstes gebe, fest und sei immer noch von einem Begriff von Synthese anhängig. An die Stelle des Subjektbegriffs müsse ein Konzept

⁴⁷ Deleuze / Guattari: *Anti-Ödipus* (Anm. 2), S. 373 f.

⁴⁸ Thomas Freeman / John L. Cameron / Andrew McGhie: *Studie zur chronischen Schizophrenie*. Mit einem Vorwort von Anna Freud, aus dem Englischen von Thomas Frank, Frankfurt a. M. 1969, S. 52.

⁴⁹ Gilles Deleuze / Félix Guattari: *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie 2*, aus dem Französischen von Gabriele Ricke und Ronald Voullié, Berlin 1992, S. II.

des Werdens treten.⁵⁰ Wenn ein Werden in Gang kommen soll, muss die konstitutive Wurzel der Subjektivität, die Gewohnheit, abgeschnitten werden. Denn die Gewohnheit ist die konstitutive Wurzel des Subjekts, das sich im bloßen Ablauf der Zeit mittels passiver Synthesen von Wahrnehmungen und Empfindungen verfertigt. Hingegen bricht das Werden mit diesem Selbstlauf der Subjektivität und öffnet sie ins Unbestimmte. Jedenfalls findet es seine Vollendung nicht im gewordenen Subjekt.

⁵⁰ Ebd., S. 324 f., 375.

Autorinnen und Autoren

PETER BERZ, PD Dr. phil., Promotion in Kulturwissenschaft (08/15. *Ein Standard des 20. Jahrhunderts*, 2001). Habilitation für das Fach Kultur- und Medienwissenschaft (»Programm und Umgebung. Zwölf Studien zur historischen Medientheorie«). Wissenschaftler des Forschungsprojekts »Jacques Monod. Übertragungen zwischen Laborbiologie und Philosophiegeschichte« am ZfL. Publikationen: »Die Lebewesen und ihre Medien«, in: *Ambiente. Das Leben und seine Räume* (Paraflores 08), hg. v. Karin Harasser/Thomas Brandstetter/Günther Friesinger, Wien 2009, S. 23–50. »The eyes of the olms«, in: *History and Philosophy of the Life Sciences*, 31 (2009), S. 215–238. »Monods Tagtraum. Begriff und Gestalt«, in: *Begriffsgeschichte der Naturwissenschaften. Zur historischen und kulturellen Dimension naturwissenschaftlicher Konzepte*, hg. v. Ernst Müller und Falko Schmieder, Berlin u.a. 2008, S. 301–324.

BRIGITTE BOOTHE, Prof. Dr. phil., Dipl. Psych., Psychoanalytikerin (DPG, DGPT), Psychotherapeutin (FSP), Lehrstuhl für Klinische Psychologie, Psychotherapie und Psychoanalyse am Psychologischen Institut der Universität Zürich, Leiterin der psychotherapeutischen Praxisstelle mit psychoanalytischer Ausrichtung. Gründung und Leitung des Interdisziplinären Forums für Psychoanalyse an der Universität Zürich und der ETH. Publikationen: (Mithg.): *Das Narrativ. Biografisches Erzählen im psychotherapeutischen Prozess*, Stuttgart 2011; *JAKOB narrative analysis: the psychodynamic conflict as a narrative model. Psychotherapy research* 20 (5), Zürich 2010, S. 511–525; »Psychoanalyse des Wünschens«, in: Kathy Zarnegin (Hg.): *Die Wissenschaft des Unbewussten*, Würzburg 2010, S. 213–234.

FELICITY CALLARD, PhD, Senior Research Fellow, NIHR Biomedical Research Centre for Mental Health, South London & Maudsley NHS Foundation Trust and the Institute of Psychiatry, King's College London and Post-doctoral Research Fellow, Max Planck Institute for the History of Science, Berlin. Publications: (Co-Ed.): *The subject at rest: novel conceptualizations of self and brain from neuroscience's study of the »resting state«*. *Subjectivity*, (in press, 2011); with Constantina Papoulias: »Affect and embodiment«, in: *Memory: Histories, Theories, Debates*, ed. by Susannah Radstone/Bill Schwarz, New York 2010, pp. 246–262; with Constantina Papoulias: »Biology's gift: interrogating the turn to affect«, in: *Body & Society*, 16 (2010) 1, pp. 29–56.

KNUT EBELING, Dr. Phil., Professor für Medientheorie an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee und Lecturer an der Stanford University Berlin. Publikationen: *Wilde Archäologien. 1. Theorien materieller Kultur*, Berlin u. a. 2011; (Mithg.): *Archivologie. Theorien des Archivs in Philosophie, Medien und Künsten*, Berlin 2009; (Mithg.): *Stadien. Eine künstlerisch-wissenschaftliche Raumforschung*, Berlin 2008; (Mithg.): *Das*

Archiv brennt, Berlin 2007; (Mithg.): *Die Aktualität des Archäologischen – in Wissenschaft, Medien und Künsten*, Frankfurt a. M. 2004.

ILIT FERBER, Assistant Professor am Philosophy Department der Tel-Aviv University. Sie hat Arbeiten über Walter Benjamin, Freud, Brecht und Leibniz veröffentlicht und ist Mitherausgeberin des bei Springer erscheinenden Bandes »Philosophy's Moods: Exploring the Affective Dimension of Thinking«. Kürzlich beendete sie ein Buch mit dem Titel »Melancholy and Philosophy: Walter Benjamin's Early Writings«. Ihre derzeitige Forschung kreist um das Verhältnis von Schmerz und Sprachursprungstheorien bei Rousseau, Herder, Freud, Benjamin und Wittgenstein. Publikationen: (Co-Editor): *Philosophy's Moods: Exploring the Affective Dimension of Thinking*, Springer 2011; »Herder: On Pain and the Origin of Language«, in: *The Germanic Review*, 2010, pp. 205–223; »Leibniz's Monad: A Study in Melancholy and Harmony«, in: *Philosophy's Moods: Exploring the Affective Dimension of Thinking*, 2011, pp. 53–68.

ECKART GOEBEL, Dr. phil., Professor am Dept. of German der New York University, Manhattan, USA. Publikationen: (Mithg.): *Narziss und Eros. Bild oder Text?*, Göttingen 2009; *Jenseits des Unbehagens. ›Sublimierung‹ von Goethe bis Lacan*, Bielefeld 2009; *Charis und Charisma. Grazie und Gewalt von Winckelmann bis Heidegger*, Berlin 2006.

CHRISTINE KIRCHHOFF, Dr. phil., Dipl.-Psych., von 2008–2010 wiss. Mitarbeiterin am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin im Projekt »Freud und die Naturwissenschaften: um 1900 und 2000«. Publikationen: »Von der Wiederkehr des Wunsches als Todestrieb und der Nachträglichkeit in der Theorie«, in: *Jahrbuch der Psychoanalyse*, Bd. 62, Stuttgart 2011, S. 97–119; »Wozu noch Metapsychologie?«, in: *Journal für Psychologie*, 17 (2010) 4, (Online: www.journal-fuer-psychologie.de/jfp-1-2010-05.html); *Das psychoanalytische Konzept der ›Nachträglichkeit‹. Zeit, Bedeutung und die Anfänge des Psychischen*, Gießen 2009.

CONSTANTINA PAPOULIAS, PhD, Independent Scholar, London, UK. Her research interests include the trajectory of ›memory: as a transdisciplinary concept across the humanities and social sciences and the mobilisation of communities of faith through intersubjective affective experiences. Publications: with Felicity Callard: »Affect and embodiment«, in: *Memory: Histories, Theories, Debates*, ed. by Susanah Radstone/Bill Schwarz, New York 2010, pp. 246–262; with Felicity Callard: »Biology's gift: interrogating the turn to affect«, in: *Body & Society*, 16 (2010) 1, pp. 29–56.

ARMIN SCHÄFER, Dr. phil., Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Geschichte der Medienkulturen an der FernUniversität in Hagen, Mitglied der Forschergruppe »Kulturen des Wahnsinns. Schwellenphänomene der urbanen Moderne (1870–1930)«. Publikationen: (Mithg.): *Struktur, Figur, Kontur; Abstraktion in Kunst und Lebenswissenschaften*, Zürich u.a. 2007; *Die Intensität der Form. Stefan Georges Lyrik*, Köln u. a. 2005; (Mithg.): *Psychographien*, Zürich u.a. 2005.

GERHARD SCHARBERT, Dr. phil., M. A., Kulturwissenschaftler, Philologe und Wissenschaftshistoriker, Lehrbeauftragter der Humboldt-Universität zu Berlin, von 2008–2010 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Zentrums für Literatur- und

Kulturforschung im Projekt »Freud und die Naturwissenschaften um 1900 und um 2000«. Publikationen: *Dichterwahn. Über die Pathologisierung von Modernität*, München 2010; (Mithg.): *Das Locked-in-Syndrom: Geschichte, Erscheinungsbild, Diagnose und Chancen der Rehabilitation*, Frankfurt a. M. 2010; »Psychologus nemo nisi Physiologus« – Johannes Müller und die Perspektiven einer *médecine philosophique*: Eine Entdeckung aus dem Universitätsarchiv«, in: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen, 29 (2010), S. 213–227, »Freud and Evolution«, in: Hist. Phil. Life Sci., 31 (2009), pp. 295–312.

HEINZ SCHOTT, Dr. med., Dr. phil., seit 1987 Professor für Geschichte der Medizin an der Universität Bonn und Leiter des dortigen Medizinhistorischen Instituts. Publikationen: gemeinsam mit Walter Bruchhausen: *Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin*, Stuttgart 2008; gemeinsam mit Rainer Tölle: *Geschichte der Psychiatrie: Krankheitskonzepte – Irrwege – Behandlungsformen*, München 2006; (Hg.): *Der sympathetische Arzt: Texte zur Medizin im 18. Jahrhundert*, München 1998; *Die Chronik der Medizin*, Dortmund 1993; *Zauberspiegel der Seele: Sigmund Freud und die Geschichte der Selbstanalyse*, Göttingen 1985.

MAI WEGENER, Dr. phil., Psychoanalytikerin in Berlin, Mitbegründerin des seit 1998 bestehenden Psychoanalytischen Salons Berlin (www.pasberlin.de). 2009 und 2010 Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte; 2001–2005 am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung. Publikationen: »Die Gründung der IPA 1910 – ein ›außerordentlicher joke‹ (Lacan)?«, in: *Die Gründung der IPV durch Freud und Jung*, hg. v. Elke Metzner/Martin Schimkus, Gießen 2011. »Der psychophysische Parallelismus. Zu einer Diskursfigur im Feld der wissenschaftlichen Umbrüche des ausgehenden 19. Jahrhunderts«, in: *NTM Zeitschrift der Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin*, 17 (2009), S. 277–316, (<http://www.springerlink.com/content/78w41541613j5115/>); *Neuronen und Neurosen. Der psychische Apparat bei Freud und Lacan. Ein historisch-theoretischer Versuch zu Freuds Entwurf von 1895*, München 2004.